Geschichte

des

Consulats und Kaiserreichs

von

M. A. Thiers.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. Herm. Rottmann.

Zweiundzwanzigster Band.

Mannheim.
Verlag von J. Bensheimer.
1863.

Siebenundfünfzigstes Buch.

Die Insel Elba.

Aufenthalt des Lord Castlereagh's in Paris. — Er erhält von Ludwig XVIII. die Verleihung des Herzogthums Parma für Marie-Louise und verspricht dagegen dem Monarchen die Vertreibung Murat's. — Oestreich sendet 100,000 Mann nach Italien, und Frankreich 30,000 in die Dauphiné. — Innerer Zustand von Frankreich; zunehmende Unruhe von den Käufern der Nationalgüter und Reizung des Militärs. — Entdeckung der Reste Ludwig XVI. und Leichenceremonie am 21. Januar. — Aenderungen in den obrigkeitlichen Aemtern und Besetzung der Stelle Muraire's durch Herrn von Seze, sowie der Merlin's durch Mourre. — Volksunruhe beim Begräbniß von Fräulein Raucourt. — Wiederaufnahme des Prozesses von General Exelmans. — Freisprechung dieses Generals. — Einmischung der französischen Armee in die Politik. — Junge Generäle haben die Absicht, die Bourbonen zu vertreiben. — Verschwörung der Brüder Lallemand und Lefebre-Desnöettes. — Die bedeutenden Persönlichkeiten des Kaiserreichs verweigern es, sich in derlei Unternehmungen zu mischen. — Der weniger gewissenhafte Fouché bildet den Mittelpunkt dieser Streitigkeiten. Herr von Bassano, welcher noch nicht mit der Insel Elba in Verkehr gewesen, beauftragt Herrn Fleury von Chaboulon, Napoleon von dem, was vorgeht, in Kenntniß zu setzen, ohne es jedoch zu wagen, einen Rath zu ertheilen. — Einrichtung Napoleon's auf der Insel Elba und seine Lebensweise daselbst. — Organisation seiner kleinen Armee und seiner kleinen Marine. —

Was er zur Wohlfahrt der Insel unternahm. — Zustand seiner Finanzen. — Unmöglichkeit, das mitgebrachte Heer länger als zwei Jahre zu unterhalten. — Dieser Umstand und die Nachrichten, welche er vom Continent erhält, bestimmen ihn, die Insel Elba zu verlassen. — Seine Wiederaussöhnung mit Murat und die Rathschläge, welche er diesem ertheilt. — Im Anfang des Jahres 1815 hört Napoleon, daß die in Wien vereinigten Fürsten im Begriff sind, sich zu trennen und man daran denkt, ihn in ein anderes Meer zu deportiren, sowie daß die Erbitterung der Parteien in Frankreich den höchsten Grad erreicht hat. Er entschließt sich, plötzlich die Insel Elba zu verlassen, bevor die seiner Flucht günstigen langen Nächte den langen Tagen Platz gemacht. Die Ankunft von Fleury von Chaboulon bestimmt ihn zu diesem Entschluß. — Geheime Vorbereitungen zu dem auf den 26. Februar festgesetzten Unternehmen. — Sein letzter Auftrag an Murat und seine Einschiffung am Abend des 26. Februar. — Verschiedene Umstände während seiner Fahrt. — Landung im Golf Juan den 1. März. — Ueberraschung und Aengstlichkeit der Küstenbewohner. — Verfehlter Versuch auf Antibes. — Aufenthalt von einigen Stunden in Cannes. — Wahl zwischen den zwei Wegen über das Gebirge nach Grenoble oder am Ufer hin nach Marseille. Napoleon entscheidet sich für den ersteren und sichert dadurch den Erfolg seines Unternehmens. — Abreise nach Grasse am Abend des 1. März. — Langer und ermüdender Marsch über das Gebirge. — Ankunft am zweiten Tage in Sisteron. — Gründe, warum dieser Platz nicht bewacht war. — Besitznahme von Sisteron und Marsch nach Gap. — Was sich in diesem Augenblick in Grenoble ereignete. — Gesinnung des Adels, der Bürgerschaft, des Volks und Militärs. — Entschluß des Präfekten und der Generäle, ihre Pflicht zu thun. — Sendung von Truppen nach La Mure, um den Weg nach Grenoble abzusperren. — Nachdem Napoleon Besitz von Gap genommen, begibt er sich nach Grenoble und begegnet zu La Mure dem Bataillon des fünften Linien-Regiments, welches abgeschickt worden, um ihn aufzuhalten. — Er zeigt sich vor der Fronte des Bataillons und entblößt seine Brust vor den Soldaten des fünften Regiments. — Sie antworten auf diese Bewegung mit

dem Rufe: „es lebe der Kaiser!“ und stürzen auf Napoleon zu. — Nach diesem ersten Erfolge setzt Napoleon seinen Weg nach Grenoble fort. — Auf dem Wege begegnet er dem siebenten Linienregiment, commandirt von dem Obersten Bédoyère, der zu ihm übergeht. — Ankunft an demselben Abend zu Grenoble. — Da die Thore geschlossen waren, schlägt sie das Volk von Grenoble ein und öffnet sie für Napoleon. — Friedfertige und freisinnige Rede Napoleon's an alle Civil- und Militärmachthaber. — Er hält sich den 8. in Grenoble auf, indem er seine ihn umgebenden Truppen, welche ungefähr auf 8000 Mann angewachsen waren, nach Lyon beordert. — Den 9. begibt er sich selbst auf den Weg von Lyon. — Die Nachricht seiner Landung gelangt den 5. März nach Paris. — Die Wirkung, welche dieselbe erzeugt. — Man sendet den Grafen von Artois mit dem Herzog von Orleans nach Lyon, den Marschall Ney nach Besançon, den Herzog von Bourbon nach der Vendée, den Herzog von Angoulème nach Nimes und Marseille. — Unverzügliche Zusammenberufung der Kammern. — Aengstlichkeit des Mittelstandes und tiefer Kummer der aufgeklärten Männer, welche die Folgen der Rückkehr Napoleon's voraussehen. — Die gemäßigten Royalisten, an ihrer Spitze Lainé und v. Montesquieu, wollen, daß man sich mit der constitutionellen Partei verständige, indem man das Ministerium und den Staatskörper nach Art der freisinnigen Meinungen abändere. — Die harten Royalisten hingegen sehen in dem gegenwärtigen Unglück nur Fehler, die aus Schwäche gemacht worden, und wollen Nichts bewilligen. — Ludwig XVIII. geräth in die äußerste Verwirrung und tritt keiner Partei bei. — Folgen der Begebenheiten zwischen Grenoble und Lyon. — Ankunft des Herzogs von Artois in Lyon. — Er wird von der Einwohnerschaft kalt und von den Truppen unwillig empfangen. — Vergebener Versuch des Marschalls Macdonald, das gesammte Militär zur Pflicht zu ermahnen. — Die Ansicht der Dinge wird so beunruhigend, daß der Marschall Macdonald den Grafen Artois und den Herzog von Orleans veranlaßt, nach Paris zurückzukehren. — Er allein bleibt, um den Widerstand zu organisiren. — Kaum hat sich der Vortrab der napoleonischen Armee am Abend des 10. März der Brücke von Guillotière genähert, so rufen die

Wache stehenden Soldaten: „Es lebe der Kaiser!", öffnen die Stadt den kaiserlichen Truppen und wollen sich des Marschalls Macdonald bemächtigen, um ihn mit Napoleon auszusöhnen. — Der Marschall entflieht im Galopp, um seiner Pflicht treu zu bleiben. — Triumphirender Einzug Napoleon's in Lyon. — Wie zu Grenoble, versichert er Jedermann des Friedens und der Freiheit. — Dekrete, die er ertheilt, um die Kammern aufzulösen und die Wahlversammlung zusammenzuberufen zum Maifeld nach Paris, und durch verschiedene Maßregeln den Erfolg seines Unternehmens zu sichern. — Nachdem er in Lyon nur die nöthigste Zeit verweilt, begibt er sich am 13. des Morgens auf den Weg nach Bourgogne. — Enthusiastischer Empfang in Macon und Chalon. — Sendung des großen Marschalls Bertrand an den Marschall Ney. — Aufrichtiger Wunsch des Letzteren, seine Pflicht zu thun, und Verlegenheit, in der er ist, umgeben von einer Bevölkerung und von Truppen, welche sich unwiderstehlich zu Napoleon hingezogen fühlen. — Marschall Ney kämpft zwei Tage lang und vereinigt sich mit Napoleon, als er ringsumher die Städte und Truppen sich erheben sieht. — Triumphzug Napoleon's durch Bourgogne. — Seine Ankunft in Auxerre den 17. März. — Projekt, hier zwei Tage zu bleiben, alle Truppen zusammenzuziehen und militärisch nach Paris zu marschiren. — Zustand der Hauptstadt in diesen Tagen. — Da die Bemühungen der gemäßigten Royalisten, mit der constitutionellen Partei eine Annäherung herbeizuführen, mißglückt sind, wechselt man den Kriegsminister, dem man nicht traut, sowie auch den Polizeidirektor, den man für nicht tüchtig genug hält. — Der Herzog von Feltre wird Kriegsminister. — Versuch der Gebrüder Lallemand und deren mißlungenes Unternehmen. — Dieser Umstand gibt dem Hof wieder etwas Hoffnung, man hält eine königliche Sitzung, worin Ludwig XVIII. mit stürmischem Beifall empfangen wird. — Projekt zur Bildung einer Armee, unter Melun, befehligt vom Herzog Berry und von Marschall Macdonald. — Aufenthalt Napoleon's in Auxerre. — Seine Zusammenkunft mit Marschall Ney, den er auf keine Art abhält, ihm Vorschläge zu machen. — Seine Abreise am 19. und seine Ankunft zu Fontainebleau in der Nacht. — Bei der Nachricht von seinem Näherkommen entschließt sich

die königliche Familie, Paris zu verlassen. — Die auf halben Sold gesetzten Offiziere, welche auf dem Karrouselplatze versammelt sind, stecken, als sie erfahren, daß das Schloß leer ist, die dreifarbige Fahne auf. — Alle Großen des Kaiserreichs eilen herbei. — Napoleon, der am Nachmittage von Fontainebleau abgereist ist, kommt am Abend in Paris an. — Aufrührerische Scene bei seinem Eintritt in die Tuilerien. — Ursache und Character dieser befremdenden Revolution.

Lord Casteereagh war am 15. Februar 1815 von Wien abgereist und am 26. in Paris angekommen. Hier hielt er sich nur wenige Tage auf, da er von seinen Collegen in London, welche es nicht wagten, in seiner Abwesenheit eine Discussion über die Acten des Congresses zu unternehmen, ungeduldig erwartet wurde.

Er war von Ludwig XVIII. mit ausnehmender Höflichkeit empfangen worden und hatte in den Unterhandlungen mit ihm, welche zum Gegenstande hatten, Parma Marie Louisen auf Lebenszeit zu überlassen und der eigentlichen Erbin dieses Landes, d. h. der Königin von Etrurien, Lucca als Residenz anzuweisen, reusirt. Ludwig XVIII. fügte sich in dieses Arrangement, um sich gegen England gefällig zu erweisen, besonders aber, um die Mitwirkung dieser Macht in der neapolitanischen Angelegenheit zu erhalten. Das Aufsehen, welches die Kriegsrüstungen Murat's verursachten, vereinfachte selbst den englischen Ministern die Auflösung der Uebereinkunft, und es war leicht, den König von Neapel, als seinen Verpflichtungen ungetreu, als Störer der europäischen

Ruhe darzustellen, und der somit verdiente, von dem Throne, auf welchem man ihn für den Augenblick geduldet, zu stürzen. — Oestreich fügte zu den 50,000 Mann, welche es in Italien unterhielt, noch 100,000, und Ludwig XVIII. hatte in seinem Rathe beschlossen, daß 30,000 Franzosen zwischen Lyon und Grenoble zusammengezogen werden sollten, um zu Land und Meer bei dem bevorstehenden Verfahren gegen Murat mitzuwirken. Alles war bereit, um in Italien die letzte Spur des ausgedehnten napoleonischen Kaiserreichs zu zerstören.

Aber das Schicksal der Bourbonen hatte beschlossen, daß sie vor Murat in den in diesem Jahrhundert für Revolutionen immer offenen Schlund stürzen sollten, um von Neuem daraus hervorzugehen, dauernder, aber unglücklicher Weise weniger unschuldig. Ihre Lage, sowie ihr Benehmen, hatte sich leider nicht gebessert. Da man zu Ende Dezember Alles, was man von den Kammern wünschen konnte, erhalten hatte, waren dieselben auf den 1. Mai 1815 vertagt worden. Das Königthum hatte, indem es sich eines sichtbaren Zwangs entledigte, sich seiner mächtigsten Stütze beraubt; denn die Deputirtenkammer war besonders in ihrem gemäßigten, ja sogar oft schüchternen Charakter dennoch der genaue Ausdruck der öffentlichen Meinung, welche, wenn sie gleich die Bourbonen unklug, selbst oft verletzend fand, doch ihre Aufrechterhaltung wünschte. Die Deputirtenkammer, welche, wie man sich erinnert, der fortgebildete, alte, gesetzgebende Körper war, hatte seither vermittelnd zwischen der Regierung und dem Volke gestanden und die Uebergriffe von beiden Seiten verhütet. — Die Fehler

und die daraus entstehenden Folgen mehrten sich jetzt von Tag zu Tag. Die Priester predigten von den Kanzeln herab gegen die widerrechtliche Besitznahme der kirchlichen Güter; die Laien, die vormaligen Eigenthümer der verkauften Domänen bestürmten die neuen Erwerber, die Güter, welche dieselben sehr wohlfeil erworben, ihnen um ein Spottgeld wiederzuerstatten. Der Artikel der Charte, welcher die Unverletzlichkeit der Nationalverkäufe garantirte, hätte zur Genüge die etwas unterrichteten Erwerber beruhigen können, aber man sagte ihnen, daß die Charte ein nur den augenblicklichen Verhältnissen entsprechendes Zugeständniß wäre und daß es deßhalb in der bewegten Zeit natürlich sei, wenn man sich beunruhigt fühle. — Das Gesetz, sagte man, garantirt den Kauf, die öffentliche Meinung brandmarkt ihn. So fand sich das Wort Lainé's im Auftrag der Commission der Charte bestätigt, daß man zwar ohne Zweifel die Verkäufe garantiren müsse, aber nicht zu sehr, damit die neuen Eigenthümer genöthigt würden, sich mit den alten zu vergleichen.

Es existirte über diese ersonnene Ansicht eine bedeutungsvolle Fabel. Man hatte behauptet, daß der Prinz von Wagram, Berthier, Besitzer des Landgutes Grosbois, nachdem er die Titel dieser Domäne vereinigt, dasselbe Ludwig XVIII. zu Füßen gelegt, ihn bittend, die Wiedererstattung anzunehmen; der König hatte es angenommen und eine Stunde behalten, dann hatte er den reuigen Marschall des Kaiserreichs zu sich berufen und ihm gesagt: „Treten Sie auf's Neue in den Besitz der Domäne Grosbois, ich kann nichts Besseres thun, als zu Ihren Gunsten

darüber verfügen, indem ich Ihnen dieselbe als Belohnung für Ihre Dienste gebe. Diese Anekdote hatte sich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit selbst bis in die entferntesten Provinzen verbreitet und Glauben gefunden. Soviel auch der Prinz von Wagram auf allseitiges Befragen versicherte, dieselbe wäre reine Erdichtung, wurde sie doch immer wieder erzählt und geglaubt. Er hatte sogar die Einziehung royalistischer Journale verlangt, aber damit nicht reüsirt.

Baron Louis, der die Einwirkung befürchtete, welche die den Käufern der Nationalgüter eingeflößten Unruhen auf den öffentlichen Credit haben konnten, hatte im versammelten Rathe und in einer Art offenen Kampfes Ludwig XVIII. die Unterzeichnung der Verordnung, welche einen Theil der Staatswaldungen und eine große Anzahl von früheren Kirchengehölzen dem Verkauf aussetzten, entrissen. Gleich nach der Unterzeichnung der Verordnung hatte er, ohne Zeit zu verlieren, mit der gerichtlichen Zusprechung angefangen, um die Käufer zu beruhigen; denn es war nicht anzunehmen, daß man eine neue Veräußerung vornehmen würde, wenn man die alten wieder zurückhaben wollte. Die gemäßigten Taxen hatten Speculanten herbeigezogen, die, findend, daß der Verkauf des Holzes dem Einkaufspreise gleich kam und sie also den Boden umsonst hatten, gerne diese Käufe abschlossen. Allein selbst solche Maßregeln stellten die Ruhe derjenigen Eigenthümer, welche ihre Güter während der Revolution erworben, nicht her. Die Angst wirkt oft mehr auf den Menschen ein, als das Uebel selbst. Die öffentlichen Aeußerungen gegen die französische Revolution hatten nicht aufgehört. Mit dem

Jahrestag des 21. Januar war eine besonders gute Gelegenheit dazu geboten, welcher man sich denn auch mit Eifer bemächtigte.

Ein frommer Mann hatte in der Magdalenenstraße zu Paris das Haus gekauft, in welchem Ludwig XVI., die Königin Marie-Antoinette und Madame Elisabeth beerdigt worden. Am 31. Januar hatte er angefangen, Nachgrabungen anzustellen, um die Reste der ehrwürdigen Opfer zu suchen. Er glaubte sie gefunden zu haben und allen Anzeigen nach konnte er dessen versichert sein. In Folge dieser Entdeckung hatte die Regierung eine Leichenceremonie zur Verbringung dieser der Verehrung würdigen Reste nach Saint-Denis angeordnet. Aber unglücklicher Weise waren bei dieser Ceremonie viele Verwünschungen jeder Art gegen die französische Revolution ausgestoßen worden, worauf diejenigen, welche thätlich oder nur ihrer Ansicht nach einst Theil an der furchtbaren Bewegung genommen hatten, durch tausend Zweifel und tausend Spöttereien über die in der Magdalenenstraße gemachten Entdeckungen antworteten. Hierauf beleidigten die Royalisten neuerdings wieder die Revolutionäre und wiederholten ihnen, daß, wenn man ihnen auch der That nach verziehen hätte und sie aus großer Gnade nicht auf das Schaffot brächte, in Anbetracht des Versprechens der Vergessenheit des Geschehenen in der Charte, dies eben auch Alles wäre, was verlangt werden könne, allein die allgemeine Stimme über das abscheuliche Verbrechen würde dadurch keineswegs erstickt. Man hatte, wie wenn man sich dadurch vor der Wiederkehr einer solchen Volksrache schützen wollte, eine jährliche Ceremonie zur

Sühne für das am 21. Januar vollführte Attentat angeordnet.

Noch bedeutungsvoller benahm man sich in Bezug auf Personen. Man hatte als Prinzip „die Unabsetzbarkeit der Obrigkeit" angenommen; der König hatte sich die Belehnung aller derjenigen vorbehalten, die gegenwärtig in Funktion waren, um auf diese Weise das ganze obrigkeitliche Personal controliren zu können. Die Magistratsherren aller Grade warteten voll Angst, was ihr Schicksal sein würde, und waren in einem abhängigen Zustand, der besonders für diejenigen gefährlich werden konnte, welche Rechenschaft abzulegen hatten, insbesondere aber für die Besitzer von Nationalgütern. Bevor sich die Kammern trennten, hatten sie gebeten, diesem Zustande der Ungewißheit ein Ende zu machen, worauf im Januar 1815 die Regierung anfing, den obersten Gerichtshof die so sehr gefürchtete Ausmusterung vornehmen zu lassen. Muraire ward, seiner Privatgeschäfte wegen, seiner ersten Präsidentenstelle und Merlin, weil er in dem Prozesse seine Stimme gegen Ludwig XVI. gegeben, der eines Generalprokurators enthoben. Diese Aemter wurden durch Sèze und Mourre besetzt. Da die Entlassung noch mit harten Worten begleitet war, erzeugte sie bei der revolutionären Partei eine große Erbitterung. Der Clerus, welcher zu derselben Zeit nicht nur seiner Leidenschaft, sondern auch aufrichtigen Bedenken folgend, handelte, sollte bei der pariser Bevölkerung bald eine wirkliche Empörung hervorrufen. Eine gefeierte Tragödin, Fräulein Raucourt, war gestorben. Man brachte ihren Sarg in die Kirche Saint-Roch, ohne sich vorher mit dem Geistlichen da-

selbst verständigt zu haben, welcher die üblichen Todtengebete zu sprechen hatte. Es wäre klüger von dem Geistlichen gewesen, wenn er Aufsehen vermieden und die Aeußerungen von Reue, welche berechtigen, daß die dem Theaterberufe sich widmenden Personen als in den Schooß der Kirche zurückgekehrt angesehen werden, vorausgesetzt hätte. Der Geistliche verweigerte eigensinnig, den Sarg zu empfangen. Der Sarg ward gewaltsam in die Kirche verbracht, und wer weiß, was sich noch ereignet haben würde, wäre nicht ein königlicher Befehl aus den Tuilerien gekommen, welcher verfügte, der Verstorbenen das Leichengepränge angedeihen zu lassen. — Die unangenehmste aller dieser Scenen jener Zeit, diejenige, welche am meisten Aufsehen erregte, war der gegen General Exelmans anhängig gemachte Prozeß. Wir haben schon früher den Vorwurf kennen lernen, der dem berühmten General gemacht worden. Unter den bei Lord Oxford mit Beschlag belegten und für den Hof von Neapel bestimmten Briefen hatte man einen gefunden, in welchem General Exelmans König Murat, mit dem er befreundet war, die Zusicherung seiner vollständigen Ergebenheit erneuerte und ihm mittheilte, daß, wenn sein Thron bedroht werden sollte, eine große Zahl französischer Offiziere bereit wäre, ihm ihren Degen anzubieten. Man wußte im Publikum, daß der französische Hof sich bemühte, durch Wien die Vertreibung Murat's zu erlangen, aber noch war diesem der Krieg nicht erklärt, folglich auch in dem mit Beschlag belegten Briefe nicht gegen die militärische Disciplin gefehlt. Blieb General Exelmans in Wirksamkeit, dann konnte man ihm den

Vorwurf machen, die nur zu wohl bekannten Anordnungen einer Regierung, welche sich wohlwollend gegen ihn gezeigt, nicht berücksichtigt zu haben. Es war alsdann ein Convenienzfehler, aber keineswegs eine Verletzung seiner Pflicht. So hatte es General Dupont angesehen, sich damit begnügt, ihm einen Verweis zu geben und ihm ernstlich anbefohlen, in Zukunft vorsichtiger zu sein.

Aber an die Stelle General Dupont's ward vom Kriegsministerium Marschall Soult ernannt, und bald zeigte es sich, daß dieser Marschall, der anfänglich schlecht auf die Restauration zu sprechen war, sich aber dann mit derselben ausgesöhnt, versprochen hatte, dafür zu sorgen, daß die Disciplin in der Armee wieder hergestellt und mit der Treue auch der Gehorsam wiederkehre.

Eines der Mittel, welches er hiezu anwandte, war, die vergessene Angelegenheit General Exelmans, wieder aufzugreifen, um damit, daß er einen der populärsten Generäle seine Autorität fühlen lasse, die Anderen einzuschüchtern. Man sprach nicht nur davon, sondern man glaubte in jener Zeit wirklich, daß nur die Schwäche der Regierung Schuld trage an der Böswilligkeit der Armee. Der Herzog von Berry, geärgert dadurch, daß das Militär ihm nicht freundlicher entgegenkam, war ganz eingenommen von diesem irrigen Gedanken. Marschall Soult, zu sehr bemüht, diesem Prinzen zu gefallen, hatte General Exelmans auf halben Sold gesetzt und ihm befohlen, sich nach Bar-sur-Ornain, seinem Geburtsort, in eine Art Verbannung zu begeben, Zu jener Zeit machten die auf halben Sold gesetzten Offiziere dem Kriegsministerium

sein Recht streitig, ihnen einen Aufenthalt anweisen zu dürfen. Sie sagten, da sie keinen Dienst, mithin keine Pflicht zu erfüllen hätten, welche ihre Gegenwart an einem bestimmten Ort erfordere, so stünde es ihnen auch frei, sich ihren Aufenthalt zu wählen; — wenn sie nicht die Vortheile der activ Bediensteten hätten, wollten sie auch nicht die Lasten derselben haben. Der Kriegsminister bestand jedoch seinerseits auf seinem geglaubten Recht und hatte Gründe hiefür; denn bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge und dem Hang, den die Offiziere außer Dienst hatten, sich nach Paris zu begeben, war es von Wichtigkeit, die Macht zu haben, sie durch einen einfachen Administrativ-Erlaß zu zerstreuen. Dieser oft erneuerte Befehl war ohne Erfolg geblieben und die halbbesoldeten Offiziere strömten immer noch der Hauptstadt zu, woselbst sie die ungebührlichste und widersetzlichste Sprache führten. Es war ein offenbarer Mißgriff, obige Gewaltmaßregel auf eine so berühmte Persönlichkeit, wie General Exelmans, und für eine so lächerliche Verbrechens-Anschuldigung, die man ihm zur Last legte, in Anwendung zu bringen. — General Exelmans, umgeben von den heißköpfigsten Personen in Paris, war nicht geneigt, einem Befehle, den er als eine Art Verbannung ansah, Folge zu leisten; er bat wenigstens für den Augenblick um Aufschub, als Grund angebend, daß seine Frau kürzlich niedergekommen und seine Gegenwart nothwendig wäre. Aber Marschall Soult bestand darauf und verlangte, daß General Exelmans unverzüglich abreise. Dieser, durch seine jungen Freunde aufgereizt, verweigerte schließlich, zu gehorchen. Der Marschall

aber ließ ihn, ohne auf den Zustand von dessen Frau Rücksicht zu nehmen, arretiren. Dem gefangenen und nach Soissons geführten General gelang es, sich seinen Wächtern zu entziehen, schrieb an den Minister und verlangte Richter, versprechend, sich selbst als Gefangenen zu stellen, sobald man ihm ein ordentliches Gerichtstribunal bezeichne, vor welchem er erscheinen könne.

Dieser Auftritt erregte beim Militär und einem großen Theile des Publikums eine lebhafte Sensation. Man war um so mehr empört über den Marschall, weil er aus einem eifrigen Diener des Kaiserreichs ein eben so eifriger Diener der Bourbonen und ein Verfolger seiner alten Kameraden geworden war, mehr noch, als General Dupont es jemals gewesen. Ueberall erzählte man sich die gegen einen der glänzendsten Offiziere der Armee ausgeübte Gewaltthat und besonders noch den der jungen Frau desselben verursachten Schrecken, für ein Verbrechen, das man als keines betrachten konnte, für ein Murat, seinem früheren Befehlshaber und Wohlthäter, gewidmetes Andenken, und man bestritt ganz entschieden das Recht des Kriegsministers, den außer Dienst lebenden Offizieren ihren Aufenthalt anweisen zu dürfen. Die Aufregung war auf's Höchste gestiegen.

Nachdem dieser unglückliche Vorfall einmal geschehen war, konnte man unmöglich einhalten, und den General auf der Flucht und ohne Richter lassen. Der Marschall stattete dem königlichen Rathe einen so schlecht entworfenen und so wenig begründeten Rapport ab, daß selbst die gemäßigsten Glieder der Regierung in Verlegenheit kamen.

Man hätte sich damit begnügen sollen, den General wegen Ungehorsam zu verfolgen, und es wäre Manches zu sagen gewesen zur Begründung der Rechte des Kriegsministers. Dadurch, daß man den Offizieren den halben Sold zahlte, hatte man ein gewisses Recht auf dieselben erhalten, und bestimmte man ihnen einen Aufenthaltsort, so konnte dies ja in der Absicht geschehen, weil man ihrer daselbst vielleicht bedurfte. Der Minister blieb aber nicht bei dem leicht festzuhaltenden Beschwerdepunkt und schlug vor, den General Exelmans, angeklagt einer Correspondenz mit dem Feinde, des Spionirens, des Ungehorsams, des Mangels an Respekt gegen den König und der Verletzung seines Schwurs als Ritter des Ordens vom hl. Ludwig, vor das Kriegsgericht der 16. Division, welche in Lille stationirte, zu stellen. — Die Regierung, obgleich sehr gegen diesen Offizier eingenommen, staunte dennoch über solche Beschuldigungen. — General Dessoles beklagte es, in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, gegen einen so ausgezeichneten Befehlshaber, wie General Exelmans, handeln zu müssen, und war befremdet darüber, daß man denselben des Spionirens zieh. Er sprach sich dahin aus, daß man, um ein Exempel zu statuiren, ihn verurtheilen müsse, aber im Gegentheil auch wieder Alles aufzubieten hätte, um seine unverzügliche Begnadigung zu erwirken. Der Graf von Artois war hingegen der Ansicht, es dürfe keine Begnadigung stattfinden, weil durch Strenge allein das Militär besser zum Gehorsam zurückzubringen wäre. Der Herzog von Berry sprach sich ebenfalls dahin aus, nur fand er die Anklage auf Spioniren unpassend.

Selbst der König und Jaucourt, welch' Letzterer in die Geheimnisse der auswärtigen Angelegenheiten eingeweiht war (Jaucourt ersetzte einstweilen Talleyrand), fanden eben diese Beschuldigung, sowie die der Correspondenz mit dem Feinde gewagt. Sie wußten, wie schwer es in Wien hielt, Murat den Königstitel streitig zu machen, sie wußten, daß man bis zu seiner letzten Unbesonnenheit ihm diesen Titel nie verweigert, ja daß man ihn als Verbündeten betrachtet und ihn jetzt noch nicht als Feind ansah, wenn man ihm auch gedroht hatte, ihn bei der ersten Bewegung seiner Truppen als solchen zu behandeln. Sowohl der König als wie der einstweilige Minister der auswärtigen Angelegenheiten verhehlten sich nicht, daß es schwer wäre, Murat öffentlich einen Feind zu nennen, eine Bezeichnung, welche nothwendig aus der gegen General Exelmans gerichteten Anklage hervorging, indem kein anderer Beschuldigungsgrund gegen denselben vorgebracht werden konnte, als seine an den Hof von Neapel gerichteten Briefe. Marschall Soult hielt fest an allen Punkten seines Rapports. „Der in Neapel regierende General", wie er Murat bezeichnete, war seiner Ansicht nach ein Usurpator eines den Bourbonen gehörigen Thrones, mithin ein Feind Frankreichs, und wer ihm schrieb, stand in Correspondenz mit dem Feinde. Die Benennung „Spion" hatte derselbe, wie er meinte, reichlich dadurch verdient, daß er Murat die Mittheilung gemacht, die französischen Offiziere wären bereit, ihm ihren Degen anzubieten. Den Ungehorsam anbelangend, hatte er das Recht des Kriegsministers, den halbbesoldeten Offizieren ihren Aufenthalt anzuweisen, bestritten, und zwar

nicht nur im Prinzip, sondern sogar auch der That nach. Was das Vergehen gegen die Achtung für den König und seinen Schwur als Ritter vom Orden des hl. Ludwig betraf, waren die Beweisgründe am wenigsten stichhaltig. Der Marschall blieb bei seiner Anklage und der Herzog von Berry, welcher bemerkte, daß der König geneigt schien, zu begnadigen, vertheidigte so lebhaft seine Ansicht, daß der König seinem Neffen antwortete: „Eilen Sie dem Gericht nicht voraus und warten Sie ab, bis der Urtheilsspruch gefällt ist."

Sobald General Exelmans erfuhr, daß man ihn vor das Kriegsgericht der 16. Division verwiesen, zögerte er nicht, sich nach dem Rath seiner Freunde, welche nicht glaubten, daß ein Kriegsgericht oder Gerichtshof fähig wäre, ihn zu verurtheilen, sich als Gefangener zu stellen.

Der General begab sich nach Lille und erschien am 23. Januar vor dem Kriegsgericht daselbst. Nachdem der Berichterstatter die von Marschall Soult gegen ihn erhobenen Anklagepunkte verlesen hatte, antwortete darauf der General so einfach und würdig und in einem so gemäßigten, ruhigen Tone, wie er ihm sonst nicht eigen war, wie man ihm aber weislich gerathen hatte. Auf die Beschuldigung der Correspondenz mit dem Feinde entgegnete er: daß, da Frankreich gegenwärtig mit allen Staaten Europa's Frieden hätte, er mit keinem Feinde korrespondirt haben könne. Es müßte denn eine Kriegserklärung oder den Krieg charakterisirende Feindseligkeiten vorher stattgefunden haben. Hinsichtlich der Zeihung als Spion erklärte er mit Würde, daß er hierauf

gar nicht antworte, was von allen Anwesenden gebilligt ward. Den Ungehorsam anbelangend, blieb er dabei, daß der Kriegsminister nicht das Recht habe, den außerdienstlichen Offizieren einen bestimmten Aufenthaltsort, ein Exil anzuweisen. Bezüglich des Vergehens gegen den Respekt für den König beschwor er, daß er, erfüllt von Hochachtung und Verehrung für Ludwig XVIII., versichert wäre, durchaus nichts geschrieben zu haben, was nur im Geringsten den Respekt verletzen könne. Was endlich die Anklage beträfe: gegen seine Verpflichtungen als Ritter von Saint Louis, antwortete er leichthin: er kenne dieselben ohne Zweifel nicht, denn er könne durchaus keine Verbindlichkeit finden, welche dem, was er gethan, entgegenstände.

Diese Antworten waren so natürlich und begründet, daß sie jede Vertheidigung überflüssig machten. Die Verhandlung war kurz und ohne sich zu berathen, sprach das Kriegsgericht einstimmig den General frei. Man kann sich die Freude der Offiziere vorstellen, sowie die aller zu dieser Verhandlung herbeigeeilten Militärs. Er ward im Triumph nach Hause geführt.

Der Eindruck, den diese Sache in Lille machte, verbreitete sich binnen wenigen Tagen in ganz Frankreich und war derselbe bei den zahlreichen Feinden der Regierung. — Die unvermeidlichen Folgen dieses Prozesses waren, daß man Murat nicht als Feind betrachtete und mehr denn je dem Kriegsministerium das Recht, den halbbesoldeten Militärs ihren Aufenthalt anzuweisen, absprach.

Noch nie hatte ein Umstand mehr die Schwäche

des wieder hergestellten Königthums dargethan. Auf wen sollte man sich stützen gegen so viele, ungeschickter Weise herbeigeführte Feinde? Es blieb wohl die Nationalgarde, welche meistens dem Mittelstande entnommen war, die die Aufrechthaltung der Bourbonen wünschte. Aber die mürrischen Gesichter der Leibgarde in Paris und diejenigen der zurückgekehrten Edelleute in den Provinzen, die Unduldsamkeit der Geistlichkeit, die Drohungen gegen die Käufer der Nationalgüter, das Niederliegen aller Industrie durch das Verbot der englischen Produkte, der Verlust des Grundeigenthums, den man ungerechter Weise der Restauration zuschrieb, endlich das Wiedererwachen des liberalen Geistes, aus dem die Bourbonen, anstatt sich einen Verbündeten zu schaffen, einen Feind gemacht, hatten die Meinungen des Mittelstandes sehr erschüttert und es waren nur Wenige, welche der Ansicht beipflichteten, man solle die Bourbonen erhalten und sie zu einer Aenderung ihres Verfahrens zu bestimmen suchen. Der Gedanke einer bevorstehenden Veränderung, ein Gedanke, der oft das herbeiführt, was er vorherzusehen glaubt, beherrschte alle Geister. Wenn sich einmal die unglückselige Idee, daß eine Regierung nicht länger bestehen könne, verbreitet hat, trägt Alles dazu bei, eine Catastrophe herbeizuführen. Fast alle Beamten und Militärs waren noch die des Kaiserreichs, denn sowohl die Edelleute, als auch die andern Royalisten, ausgewandert oder im Lande geblieben, konnten trotz ihres guten Willens keine Stellen von der Regierung erhalten, weil sie zu fremd in allen Angelegenheiten geworden. Einige waren, wie wir gesehen haben, der Armee beigetreten, was

die bedauerungswürdigste Wirkung hervorbrachte. Andere wollten beim Finanzwesen Anstellung suchen, aber der Finanzminister, Baron Louis, erfüllt von dem Fanatismus seines Standes, hatte sie unerbittlich abgewiesen. Manche wünschten bei der Verwaltungsbehörde verwendet zu werden; aber der Abbé Montesquieu, nicht weniger hochmüthig gegen seine Freunde, wie gegen seine Feinde, hatte gesagt: es genüge nicht, ausgewandert zu sein, um Frankreich zu kennen und die Befähigung zu haben, es zu verwalten. Sowohl aus Geringschätzung, wie aus Trägheit hatte er nur 20 Präfekten, anstatt 87, angestellt. Was diejenigen betraf, welche sich dem obrigkeitlichen Berufe widmen wollten, war man geneigt, sie anzunehmen; aber die Ausscheidung, welche schon lange angekündigt war, hatte kaum begonnen, sie hatten noch nicht Zeit gehabt, eine Stelle zu finden, als die Absetzung Muraire's und Merlin's für die in Wirksamkeit gebliebenen Beamten ein wahrer Gegenstand der Bestürzung ward. Die Armee durchaus feindlich, — die Staatsbeamten noch alle aus dem Kaiserreich, verdächtig der Dynastie, welche sie nicht liebten, überdies noch bearbeitet durch die Royalisten, die ihre Aemter zu haben wünschten, und der Heuchelei müde, zu welcher sie verdammt waren, — der vorher günstige Mittelstand, seither erkaltet, — das Landvolk vollständig abwendig gemacht, wegen der Nationalgüter, — die Stadtbevölkerung durch Neigung und Gewohnheit der Revolution nicht abgeneigt, — endlich eine kleine Zahl von Freunden, und unter denselben aufgeklärte Männer, welche die Gefahr einer Wiederherstellung des Kaiserreichs vorhersahen, auf

die aber nicht gehört wurde, — dies war mit wenig Worten das Verhältniß der verschiedenen Klassen der französischen Gesellschaft in Bezug auf die Bourbonen. Eine Lage, welche sich immer deutlicher kennzeichnete nach jedem verdrießlichen Vorfall, dem der nächste nunmehr stets mit befremdender Raschheit folgte. —

Die am meisten zu fürchtende aller dieser Klassen war das Militär, weil es sich bewußt war, daß die Regierung von ihm allein abhinge und sie gestürzt wäre, sobald es wollte. Diese Stimmung war nie noch gewesen und ist glücklicher Weise seither nicht mehr in der Armee vorgekommen, denn es gibt nichts Gefährlicheres, als eine Armee, welche bei Staatsrevolutionen eine andere Partei nimmt, als diejenige, die Ordnung der Gesetze aufrecht zu erhalten. Aber die Revolution von 1814, ausgeführt von dem ganzen bewaffneten Europa, gegen einen militärischen Befehlshaber, der sein Talent und die Tapferkeit seiner Soldaten mißbrauchte, schien ganz allein gegen die französische Armee gerichtet zu sein, welche sich schwer deßwegen rächte. Einige Zeit durch die Bourbonen in den Persönlichkeiten ihrer Anführer geschmeichelt, bemerkte sie bald, daß zwischen ihr und der Regierung alle erdenkliche Verschiedenheit herrschte, wie zwischen einer Partei, welche den Boden vertheidigt, und einer Partei, welche sich desselben mit Gewalt bemächtigen will, und diesmal war ihr (wir wiederholen es, das einzige Mal in diesem Jahrhundert) der Gedanke gekommen, eine politische, eine revolutionäre Rolle spielen zu wollen. —

„Werfen wir diese Emigranten hinaus!“, war der Vorschlag der ganzen militärischen Jugend in Paris.

Sei es, daß Napoleon zurückkommt, um sich an die Spitze zu stellen, was sie sehnlichst wünschte (ach! ohne zu wissen, was sie wünschte), sei es, daß er nicht zurückkommt, — sie war entschlossen, eigenhändig, sobald wie möglich, die Regierung zu stürzen. Die außerdienstlichen Offiziere kündigten es laut an, und fanden, daß die aktiven Offiziere bereit waren, sie zu unterstützen. Die Soldaten anbelangend, war kein Zweifel über ihre Gefühle; sie haßten in demselben Grade die Bourbonen, als sie Napoleon ergeben waren.

Kein Kriegsminister, wer es auch gewesen wäre, hätte diese Stimmung bekämpfen können, und Marschall Soult, den man in der Hoffnung gewählt, daß er hierin siegte, hatte nichts vermocht. Sein Versuch, mit Strenge gegen den General Excelmans zu verfahren, hatte im Gegentheil die beunruhigendste Gährung hervorgerufen. Es war nicht möglich, daß Offiziere jeder Klasse, Generäle, Oberste bis zum Unterlieutenant herab, halb besoldet, zu mehreren Tausenden in Paris blieben, immer wiederholend: man müsse die Emigranten in die Fremde schicken, ohne daß sie vom Vorsatz zur Handlung übergingen.

Obgleich sie allein die Sache hätten unternehmen können, glaubten sie doch einen sichereren Erfolg zu erzielen, wenn einige ihrer alten Kameraden, welche über Truppenabtheilungen verfügen konnten, auf ein gegebenes Zeichen zu ihnen stießen. In dieser Hinsicht waren sie sehr durch die Umstände begünstigt, denn mehrere ihrer heftigsten Gesinnungsgenossen hatten Befehlshaberstellen in der Nähe von Paris. Der berühmte Lefebre-Desnoettes war an der Spitze

der Garde-Cavallerie geblieben und stationirte im Norden. Die Gebrüder Lallemand, Offiziere von großem Verdienst und sehr gegen die Restauration aufgebracht, befehligten, der Eine das Departement von l'Aisne, der Andere die Artillerie von la Fere. Einer der ersten Divisionsgeneräle des Kaiserreichs, Drouet, Graf von Erlon, Sohn des früheren Postmeisters von Varennes, war an der Spitze der 16. Militärdivision in Lille. Diese vier allein konnten 15- oder 20,000 Mann versammeln, nach Paris führen, mit einigen Tausend halbbesoldeten Offizieren, die daselbst beisammen waren, sich vereinigen, und, da sie nur das Königshaus in der Hauptstadt zu fürchten hatten, waren sie ihrer Sache sicher. Uebrigens trotz der bedrohlichen Stimmung gegen die Regierung, war ihr Erfolg weniger sicher, als sie glaubten, was sich bald erwies, denn glücklicherweise ist der Gehorsam so groß in der französischen Armee, daß es nicht leicht ist, die Truppen zu verleiten, selbst im Sinne ihrer Leidenschaft, wenn diese gegen ihre Pflicht läuft. Dessenungeachtet waren die unzufriedenen Offiziere voll Vertrauen und es ist wahr, nie konnten Verschwörer so gegründet auf Erfolg hoffen. Sie waren alle drei darin übereingekommen, daß bei einem solchen Unternehmen ein großer Name eine wichtige Bedingung zum Gelingen ist, — sie dachten an den großen, einzig in Ungnade gelassenen Namen, an den des Generals Davoust. Dieser entschiedenste Beobachter der militärischen Disciplin, diese ernste und bedeutende Persönlichkeit, war wenig zur Verschwörung geeignet. Uebrigens hatte ihn das Benehmen, welches man gegen ihn beobachtete, tief ver-

letzt, und dieses Betragen war wirklich unverantwortlich, denn er war auf die Bitte des Feindes verbannt, wegen der Vertheidigung von Hamburg, einer der denkwürdigsten, deren Andenken uns die Geschichte aufbewahrt hat. So hatte er denn auch die jungen und ungestümen Generäle, welche sich an ihn gewandt, nicht zurückgestoßen. Wie sehr Letztere dazu geneigt waren, die Bourbonen als Feinde zu betrachten, sich damit schmeichelnd: durch ein nach der Insel Elba gesandtes Wort Napoleon zur Rückkehr zu bewegen, und ihn an die Spitze des Kaiserreichs zu setzen, war doch das vorgeschlagene Unternehmen in seinen Augen nur eine Unterschiebung zum Zwecke der Erlangung eines volksthümlichen Ministeriums an die Stelle eines unvolksthümlichen, das Europa Frankreich aufgedrungen. Der Marschall, ohne sich gerade zu binden, hatte ihnen Neigung gezeigt, ihr Anführer zu werden, um ihnen Vertrauen einzuflößen, und hocherfreut über seine Annahme, schwatzhaft, wie vergnügte Leute stets, hatten sie kein Geheimniß aus ihren Hoffnungen gemacht. —

Aber indem man also für Napoleon arbeitete, mußte man mit ihm, mit seiner Beistimmung, mit seiner Mitwirkung arbeiten, und sich also mit denen, welche ihn repräsentirten, in Verbindung setzen. Indem sie die großen Namen der Militäre des Kaiserreichs aufsuchten, diejenigen nämlich, von welchen sie wußten, daß sie sich gerne von den Bourbonen befreien wollten, hatten sie auch der großen bürgerlichen Namen gedacht, um auch durch diese als Vermittler sich mit Napoleon in Verbindung zu setzen. Sie konnten weder ihre Zuflucht zu dem vorsichtigen

Cambacérès nehmen, dessen Zaghaftigkeit und Ernst ihn unnahbar machten, noch zu dem wilden Caulain-court, welcher allen Verkehr floh, oder zu dem ver-dächtigen und zu sehr überwachten Herzog von Ro-vigo, dem sich zu nähern gleichfalls unmöglich war, wollte man sich nicht selbst bei der Polizei anklagen. Sie wandten sich also an die zwei Männer, welche dafür galten, das Vertrauen Napoleon's zu besitzen, Lavalette und Herzog von Bassano. Aber Lavalette hatte während des letzten Feldzugs von Napoleon 1,600,000 Franken in österreichischen Staatspapieren, dem ganzen persönlichen Vermögen des vormaligen Kaisers, als Depositum bekommen, und er hatte es sorglich aufbewahrt, um es beim ersten Verlangen zurückzugeben. In seiner Treue befürchtete er, ein Depositum zu gefährden, welches vielleicht das Brod seines Herrn werden konnte; er hatte nicht nur dieses mit großer Vorsicht verborgen, sondern auch sich selbst, indem er Niemanden empfing. Die Urheber des Unternehmens nahmen also ihre Zuflucht zu dem treuen und zugänglichen Herzoge von Bassano. Sie hatten ihn zugleich entzückt nnd erschreckt; entzückt, indem sie ihn versicherten, daß man allgemein unauf-hörlich an Napoleon denke, erschreckt durch ein Pro-jekt, was so Viele und besonders Napoleon selbst der Gefahr aussetzte, welcher auf der Insel Elba in der Hand der Gewalthaber und dem Rückschlag ihrer Un-ruhen ausgesetzt war. Noch mehr trug jedoch, den Herzog von Bassano einzuschüchteru, der Umstand bei, daß er seit der Abreise Napoleon's auf die Insel Elba keine Nachricht von ihm erhalten und nicht gewagt hatte, ihm seinerseits welche zu geben.

Die Männer, welche unter Napoleon gedient, waren so sehr daran gewöhnt, seinen Willen abzuwarten, daß sie es nie versucht hätten, demselben zuvorzukommen, und seit seinem Sturze hatte sich dieses bis zu diesem Zeitpunkte nicht geändert. Jetzt war ihnen durch die Fehler der Bourbonen die Hoffnung eingeflößt worden, auch ohne die Rüge der Eigenmächtigkeit handeln zu können. Bassano äußerte gegen die jungen Generäle, mit welchen er enge verbunden war, er stehe nicht in Verbindung mit Napoleon: er könne ihnen also weder dessen Einverständniß, noch seine eigene Mitwirkung mittels Gewalt oder Namen zusichern. — Dann bat er sie, ihren früheren Oberbefehlshaber nicht in Gefahr zu bringen, welcher, Dank seinen Feinden, auf ein in Wien gesprochenes Wort nach entfernten Regionen, unter einen tödtlichen Himmelsstrich gewaltsam könnte verbracht werden. Diese Worte wurden von den jungen und ungeduldigen Köpfen nur als gewöhnliche Vorsicht eines Politikers angesehen; sie wurden durch die Art, wie sich der alte Vertraute des Kaisers aussprach, weder entmuthigt, noch zweifelhaft.

Sie hatten noch eine andere Zuflucht, welche ebenso natürlich gewünscht und gehofft ward; diese war die revolutionäre Partei. Die Bourbonen hätten für die Revolutionäre und besonders deren Stimmführer eine Schonung haben sollen, die zwar ihr Herz unmöglich machte und von diesem Beweggrunde aus auch unmöglich hätte durchgeführt werden können. Aber zu diesem an sich schon schweren Verstoß gegen alle gesunde, kalt blickende Politik, kamen nun noch die empfindlichsten Beleidigungen durch die

royalistischen Zeitungen; man kann sich denken, daß ihre Abneigung sich dadurch in den heftigsten Haß verwandelte. Unter dem Einfluß dieser Stimmung hatte Carnot seinen berufenen Aufsatz, von dem wir gesprochen, geschrieben und veröffentlicht. Sinyes war von einer verächtlichen Mäßigung in eine ihm ungewöhnliche Wuth gerathen und eine große Zahl anderer Personen derselben Partei waren seinem Beispiele gefolgt, mit Ausnahme von Barras, welcher sich wenig dafür interessirte, wieder unter die Herrschaft jenes undankbaren Generals zu kommen, dessen Glück er angefangen hatte, zu gründen und jetzt friedlich unter der Regierung der Bourbonen zu sterben wünschte, denen er weise Rathschläge ertheilte, auf die aber wenig gehört ward.

Diesen ausgenommen, waren alle Revolutionäre erbittert. Anfangs befriedigt von dem Sturze Napoleon's, beklagten sie ihn jetzt und wünschten laut seine Rückkehr. An ihrer Spitze bewegte sich, wie gewöhnlich, Fouché, welcher immer darnach strebte, wieder eine Rolle zu spielen; vorerst spielte er die, sich in Alles zu mischen. Während er, wie man gesehen, mit den Agenten des Grafen Artois und mit dem Grafen Artois selbst in Verbindung getreten war, versprechend, die Bourbonen zu retten, wenn sich dieselben ihm anvertrauen wollten, schrieb er an Metternich nach Wien, um demselben seine Gedanken, wie man die Verhältnisse in Europa einrichten könne, mitzutheilen, welche der österreichische Staatskanzler gar nicht verlangte; er schrieb ferner an Napoleon, um ihm zu rathen, nach Amerika zu entfliehen, aufrichtig wünschend, Europa und sich von ihm zu be-

freien. Denn immer von einer Partei zur andern gehend, indem er die Revolutionäre gegen die Emigranten aufgereizt hatte, benützte er den Letzteren gegenüber die herrschende Aufregung als Schreckbild, in der Hoffnung, daß man ihn rufen werde, um dieselbe zu dämpfen. Als ihm der letzte ministerielle Umschlag, welcher den Marschall Soult zur Armee und Baron von André zur Polizei berief, jede Hoffnung benommen hatte, war er, wie alle Leute seiner Art, von der Nachsicht zum Zorn gegen die Bourbonen übergegangen und bereit, sich mit Jedem zu vereinen, der sie stürzen wollte. Es war also schwer, etwas gegen dieselben anzuspinnen, ohne daß er dabei war und die erste Rolle spielte. Aber die Bonapartisten mißtrauten ihm und zogen ihm das gewesene gewandte und strenge Mitglied des Convents, den ehemaligen Königsmörder, den früheren Präfekten des Kaiserreichs, den Grafen Thibaudeau vor, welcher, gleichfalls von Haß gegen die Regierung erfüllt, zurückgezogen in Paris, wohin er das Andenken an die Marseillaise geflüchtet, lebte. Revolutionär aus Neigung, Bonapartist aus Ehrgeiz, sicher in seinem Verkehr, war er das Band, welches die Revolutionäre mit den Bonapartisten vereinigte, bis zu dem Augenblicke, wo Fouché sich der Herzen Aller bemächtigte, um sie nach seinem Willen und zu seinem Vortheile zu lenken. Fouché zeigte sich den Revolutionären in der Eigenschaft als Königsmörder für Sold, den Bonapartisten als ehemaligen Minister Napoleon's und bot allen für einen wichtigen Posten und Titel eine außerordentliche Thätigkeit und Geschicklichkeit an; er war bald eine Hauptperson geworden und

hatte nicht gezögert, ihnen seine Gedanken aufzudringen. Sein Hauptgedanke war, die Bourbonen zu stürzen, ohne Napoleon selbst dafür einzusetzen. Er sagte, ein neuer Staat bedürfe auch eines neuen Fürsten, freisinnig, wie die gegenwärtige Generation, der nicht ein Gegenstand des Hasses für ganz Europa wäre, wie Napoleon, und dem nicht ausgesetzt wäre, 600,000 Mann über den Rhein kommen zu sehen, um ihn zu entthronen. Er sagte, Frankreich, müde des Krieges und des Despotismus, wolle ebensowenig Napoleon, wie die Bourbonen; es gäbe nur zwei Prinzen, die für den Thron wünschenswerth wären, den Herzog von Orleans oder Napoleon II. unter der Regentschaft von Marie-Louise; der Herzog von Orleans, durch Familienbande gebunden, konnte sich nicht von denselben trennen, um die Hand zu einer Revolution zu bieten. Seine günstigen Aeußerungen beschränkten sich auf Höflichkeit gegen die Männer der Armee und der Revolution, aber es wäre unmöglich, auf diesen Grund hin ein Unternehmen, wie die Aenderung einer Regierung, zu stützen. Die einzige günstige Lösung der Frage sei, den König von Rom unter der Regentschaft von Marie-Louisen als Herrscher zu ernennen; es wäre dadurch Oesterreich mit Oesterreich, Europa mit Europa im Frieden; die Armee wäre glücklich, das Kaiserreich wieder erstehen zu sehen, Napoleon selbst dadurch entschädigt, daß er seinen Sohn auf dem Thron wüßte, und endlich die Revolutionäre und Liberalen vollständig befriedigt, denn sie fänden in dem Sohne den Ruhm des Vaters, ohne dessen Despotismus, — wären zugleich befreit von den Beleidigungen der Emigranten, hätten

also alle Ursache, sich einer Regierung anzuschließen, welche ihnen die Vortheile des Kaiserreichs ohne eine seiner Unannehmlichkeiten verschaffte.

Diese Pläne, obgleich in mancher Beziehung sehr vernünftig, waren doch nicht wohl ausführbar. Die Regentschaft Marie-Louisens war nur ein Traum, denn Oesterreich hätte weder Marie-Louise, noch deren Sohn ausgeliefert; auch würde diese Prinzessin ebenso unfähig zu dieser Rolle gewesen sein, als dieselbe ihr unerwünscht. —

Der Herzog von Orleans, der eines Tages, wenn die Krone vacant war, bewegt werden konnte, dem unwiderstehlichen Willen der allgemeinen Meinung zu folgen, würde doch nie diesen Wunsch hervorgerufen haben. Wäre es verschiedener Gründe wegen unmöglich, Marie-Louisen oder den Herzog von Orleans zu berufen, so mußte man Napoleon erwählen, was eine unerhörte und traurige Herausforderung für ganz Europa gewesen wäre, oder: man mußte die Bourbonen behalten und sie nur zurechtweisen, dies war alsdann die einzig vernünftige und redliche Art. Der scheinbar gescheidtere Fouché war in Wirklichkeit ebenso unbesonnen und nur noch weniger unschuldig, als die tollen Köpfe, die er vorgeblich dirigirte. Es war schwer, die jungen Generäle auf einen andern Gedanken, als den an Napoleon zu bringen, und man hatte deßhalb diese Frage bei Seite liegen lassen, um sich nur mit dem ersten Ziele, der Vertreibung der Bourbonen zu beschäftigen. Die jungen Offiziere nahmen die Sache zu leicht, sie wollten die in der Nähe befindlichen Truppen mit den in Paris versammelten außerdienstlichen Offizieren vereinigen

und im Januar oder Februar einen Schlag ausführen. Sie sprachen so offen von diesem Plane, daß Bassano und endlich auch Lavalette, obgleich sich Letzterer immer noch verborgen hielt, doch endlich Gelegenheit nahmen, sie zu sprechen und zu bitten, doch nicht durch unbesonnenes Handeln den Kaiser zu gefährden und seine Willensmeinung vorher einzuholen; sie antworteten, sie bedürften weder der Beipflichtung noch der Hilfe von irgend Jemand, um eine Regierung zu stürzen, welche der Nation, wie ihnen, unangenehm wäre, und achteten nur noch auf Fouché, welcher gesucht hatte, dieselben dadurch an sich zu fesseln, daß er sie anhörte und ihnen nicht widersprach. —

Wenn man den Wunsch eines Umsturzes, begleitet von bedrohlichen Vorschlägen, eine Verschwörung nennt, so war dies, was wir hier berichteten, bereits eine. Wenn man aber ein wohlüberlegtes und von ernsten Männern beschlossenes Projekt, Männern, die ein Ziel erreichen wollen und ihren Kopf dabei wagen, eine Verschwörung nennt, so war das, was seither geschehen, keine. Die jungen Offiziere wollten selbst mit Gefahr ihres Lebens den Sturz der Bourbonen; diese konnte man Verschwörer nennen, aber nicht die vorgeschlagenen Befehlshaber. Marschall Davoust hatte, ohne darauf einzugehen, die Vorschläge angehört, welche zwar seinen Erinnerungen schmeichelten, aber seinem gewohnten Sinn für Disciplin widerstrebte. Lavalette hatte jedwede Anvertrauung von sich gewiesen. Bassano, welcher sein Ohr weniger verschlossen hielt, wie Lavalette, hatte Sorge getragen, daß Napoleon auf keine Weise ge-

fährdet wurde, indem er wiederholte, daß er ihm Nichts gesagt und Nichts sagen würde; mit den Herzogen von Vicence und Rovigo, sowie mit dem Prinzen Cambacérès hatte man gar nicht gesprochen. Marschall Ney und die anderen unzufriedenen Befehlshaber der Armee wußten gar nicht, was vorging, und waren überdieß ihren alten Kameraden verdächtig, weil sie in der königlichen Gunst standen. Die einzige Person, welche, durch ihren Wunsch, überall die Hand dabei zu haben, in das Projekt gezogen wurde, war Fouché; er war der wahre und einzige Rädelsführer; denn weit davon, die Urheber des Unternehmens zu entmuthigen, war er ihr Vertrauter, ihr Rathgeber und selten nur ihr Führer geworden. Fand eine Verschwörung statt, so ging sie von ihm und dem Militär aus, dessen Leidenschaften und Plänen er schmeichelte.

Aber es war nichts bestimmt, weder der Zeitpunkt, noch der Plan der Ausführung oder die Mitwirker des Unternehmens. Die Polizei, welche überall Complotte entdecken wollte, wußte nicht eines, das nur einen Schatten von Wirklichkeit zeigte, aufzufinden. Sie überwachte das Militär im Allgemeinen, aber mehr diejenigen, welche wir schon angedeutet. In Fouché sah sie die gefährliche Persönlichkeit nicht. Der Graf von Artois schilderte ihn als den gewandtesten, mächtigsten Mann, in dessen Hände man das Wohl der französischen Dynastie legen könne. Hörte man die Polizei, so waren die wirklichen Verschwörer Cambacérès, der kaum einige Freunde beim Mittagstische sah; Bassano und Lavalette, die, wie schon gesagt, sich von jedem Unternehmen ferne hiel-

ten, der Herzog von Rovigo, den Jedermann vermied, so sehr war er kompromittirt, und der seinerseits Jedermann mied, weil er seine Freunde undankbar fand, — endlich die Königin Hortense, welche den Schutz des Kaisers Alexander und die gute Behandlung von Ludwig XVIII. angenommen hatte, der damit umging, sie zu Gunsten ihrer Kinder gegen ihren Mann zu vertheidigen, und welche, obgleich immer anhänglich an Napoleon, so sehr niedergeschlagen war durch seinen Sturz, daß sie sich gar nicht einbildete, daß eine Rückkehr möglich wäre, — alle diese Persönlichkeiten sollten, derselben Polizei nach, in Correspondenz mit Napoleon stehen, emfingen von ihm einen Theil seiner Schätze, um die Complotte zu unterstützen, ja die Verzweigung der Complotte gehe noch weiter, denn Metternich, entzweit mit den nördlichen Mächten und durch die Königin von Neapel in Verbindung mit Napoleon, denke daran, ihn wieder in Scene zu bringen, um sich an seinen undankbaren Verbündeten zu rächen, welche sich Sachsens und Polens bemächtigen wollten.

Cambacérès, Bassano, Lavalette besaßen wirklich das Vertrauen Napoleon's und weil sie es verdienten, hüteten sie sich wohl, dem ersten, der kam, Mittheilung davon zu machen. Die Königin Hortense war ihrem Stiefvater sehr ergeben, aber in diesem Augenblicke hatte die Mutterpflicht fast die der Adoptivtochter erstickt. Metternich war unzufrieden über Preußen und Rußland, es hatte ihm Mühe gekostet, sich von dem Hofe von Neapel loszumachen; aber man hat sehen können, ob er daran dachte, sich Napoleon's zu bedienen, um den Ansprüchen Rußlands

und Preußens entgegenzutreten. Napoleon anbelangend, wird man bald erfahren, ob er Geld besaß, um es solchen Unternehmungen zu widmen, und ob er die Hand in denjenigen hatte, welche sich speciell in Frankreich vorbereiteten. Die wirklich schlimmen Folgen dieser albernen Erfindungen, welchen die Regierungen manchmal ein Ohr leihen, bestehen darin, daß die Aufmerksamkeit von der wirklichen Gefahr abgeleitet wird, um auf die eingebildete sich zu richten. Ludwig XVIII., müde dieser immerwährenden Unruhe, glaubte nichts davon und die Regierung, der ein fester und scharfsinniger Kopf fehlte, schwankte zwischen Allem= und Nichts=glauben.

Bassano beunruhigt und unzufrieden zugleich über das, was er vernommen, zitterte bei dem Gedanken, daß ein so wichtiges Unternehmen vor sich gehen solle, ohne daß Napoleon davon unterrichtet wäre; es konnte ja auch seinen Wünschen entgegen sein. Der treue Diener wollte ihn von dem, was vorging, in Kenntniß setzen, und während er sich nach einem Mittel hiezu umsah, bot es sich ihm von Ungefähr in dem Eifer eines jungen Mannes dar. —

Ein Auditeur des Kaiserreichs, Fleury von Chaboulon, der Verstand, Ausdauer und Ehrgeiz hatte, fand es langweilig, in Paris nichts zu sein, und hatte sich entschlossen, nach der Insel Elba zu reisen, um seine jetzt unbeschäftigte Wirksamkeit dem Dienste des entthronten Kaisers zu widmen. Aber er wollte mit einer Empfehlung hinkommen, welche ihm einen günstigen Empfang bereite. Bassano hörte ihn aufmerksam an und nachdem er sich von seiner Zuverlässigkeit überzeugt hatte, gab er ihm den Auftrag,

Napoleon den gegenwärtigen Zustand Frankreichs zu schildern, d. h. die wachsende Unbeliebtheit der Bourbonen, die Erkaltung des Mittelstandes gegen dieselben, die Gereiztheit der Käufer der Nationalgüter, die Erbitterung der Armee, die Neigung der jungen Offiziere, Alles zu wagen, und endlich die allgemein angenommene Meinung, daß der Stand der Dinge so nicht bleiben könne, und daß die Stimmung wechsle zu Gunsten der Familie Bonaparte oder Orleans; befahl aber, Fleury's Wunsch entgegen, hoch und theuer an, keine Anregung in diesem oder jenem Sinne zum Handeln zu geben, denn Napoleon wäre der Mann nicht, der sich einen Rath ertheilen ließe. Bassano weigerte sich, etwas Schriftliches zu geben, aber er gab ihm ein Erkennungszeichen, das Napoleon bewies, wer ihn sandte. Fleury von Chaboulon reiste im Januar ab, kam durch Italien, blieb unterwegs krank liegen und kam auf Elba im Laufe des Monats Februar an. —

Bevor wir aber das Resultat von dessen Mission mittheilen, ist es rathsam, darzuthun, wie Napoleon auf der Insel Elba lebte, seitdem er von dem größten Kaiserreiche der Welt zur Herrschaft über eine der kleinsten Inseln des Mittelmeeres gelangt war. Die ungeheure Wirksamkeit, welche sich über ganz Europa ausgebreitet gehabt, welche jetzt auf einen Flächenraum von einigen Meilen und über 12- oder 15,000 Unterthanen und 1000 Soldaten beschränkt blieb, war in der That ein sonderbares Schauspiel und werth, die Blicke der Geschichte auf sich zu ziehen. Unsere Aufgabe wäre nur unvollständig erfüllt, wollten wir dies zu schildern versäumen. — Napoleon,

welcher auf der englischen Fregatte „Undoumbed" nach der Insel Elba verbracht worden, hatte am 3. Mai 1814 in der Rhede von Porto-Ferrajo Anker geworfen und sich am 4. ausgeschifft. Die Einwohner hatten ihn einige Tage vor seiner Ankunft aus denselben Gründen im Bildniß verbrannt, welche alle Völker Europa's gegen ihn aufgebracht — des Krieges, der Conscription und des Steuerwesens halber. Bei der Nachricht von seiner Ankunft hatten sie ihren Zorn von gestern vergessen und waren, durch eine brennende Neugierde getrieben, herzugelaufen. Dann hatten sie eine lärmende Freude kund gethan, indem sie bedachten, daß sie nun von dem toscanischen Joche befreit wären und der neue Herrscher ihnen große Schätze brächte, was ihnen einen beträchtlichen Handel herbeizöge und daß er mit seinem schöpferischen Talent bald aus ihrer Insel etwas Außerordentliches machen könne. Sie hatten ihn mit Gepränge in die Kirche geleitet und ein Te Deum gesungen. Er zeigte sich bereit, ihre Wünsche zu erfüllen, und es schien, als ob er ihre kindische Freude theilte. — Er nahm die Dinge, wie sie sich ihm boten, schien nicht zu bemerken, daß sie so geringe waren, und machte sich gleich am nächsten Morgen nach seiner Ankunft an's Werk. Er begann damit, zu Pferd die Insel zu durchreisen. Nachdem er dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung nach einigen Stunden durchritten hatte, war der Plan für seine neue Herrschaft mit demselben Eifer bestimmt, wie 15 Jahre vorher die Reorganisation von Frankreich. — Seine erste Sorge widmete er der Stadt Porto-Ferrajo, welche auf einer Anhöhe, am Eingange des schönen, Italien zugewen-

deten Golfs lag und die Aussicht auf die Berge von Etrurien hatte. Sie war eine frühere Festung und konnte ein Platz werden, der einigen Widerstand bot. Napoleon ließ sie sogleich vollständig in Vertheidigungszustand setzen. Indem er eine Abtheilung seiner Garde mit auf die Insel Elba brachte, hatte er sich einiger Hundert ergebener Männer versichert, sei es, um sich gegen eine niedrige Eventualität zu vertheidigen, sei es, um zu einem gewagten Unternehmen zu dienen, wenn er jemals ein solches ausführen wollte. Seine, 1000 an der Zahl, mit ihm verbannten Kameraden konnten, in einem guten Seeplatz eingeschlossen, sich einige Wochen vertheidigen und ihm Zeit geben, zu fliehen, wenn die Fürsten bereuen sollten, ihn so nahe bei Europa gelassen zu haben, und daran dächten, ihn weiter in den Ocean zu deportiren. Er beeilte sich, die Wälle von Porto-Ferrajo wieder herstellen zu lassen, die während des letzten Krieges an den Küsten vertheilte Artillerie dahin zu versammeln und auf den Mauern aufzupflanzen; die Schanzen, welche die Rhede beherrschten, vollenden und bewaffnen zu lassen und Lebensmittel und Munition dahin zu verbringen. In wenigen Wochen wurde Porto-Ferrajo ein Platz, der, um sich dessen zu bemächtigen, eine ziemlich große Expedition erfordert hätte. Napoleon gewann durch diese Vorsichtsmaßregeln, außer den wirklichen Vertheidigungsmitteln, noch den Vortheil, durch die größere Macht, welche man aufbieten mußte, um ihn zu bezwingen, gewisser und frühzeitiger unterrichtet zu werden von dem, was man etwa gegen ihn beabsichtigte. — Mit dieser Vorsicht allein aber begnügte er sich nicht.

Eine kleine, unter seine Herrschaft gehörige und drei Meilen entfernte Insel, Pianosa, bot für seine Absichten günstige Umstände. Diese flache, mit guten Weiden (einem kostbaren Gut in diesem Clima) versehene Insel besaß einen spitz zulaufenden Felsen, und eine Schanze, welche, mit 500 Mann besetzt, fast unüberwindlich war. Er ließ die Schanze in Vertheidigungszustand setzen, sandte Lebensmittel und eine kleine Garnison hin und, ohne Jemand sein Geheimniß zu sagen, ließ er es so einrichten, daß man von der Schanze aus in der Nacht an's Ufer gelangen, sich einschiffen und das Weite gewinnen konnte, was durch die Lage der Insel leicht möglich, denn sie war nicht auf der Seite von Toscana gelegen, sondern auf der gegen das offene Meer. Napoleon hatte also die Hoffnung, daß, wenn man ihn fortführen wollte, er sich in der Nacht auf die Insel Pianosa flüchten und von da einschiffen konnte, für welche Weltgegend er wollte. Er ließ der guten Weiden halber seine Pferde und seinen Viehstand dahin verbringen und entfernte dadurch, daß er die landwirthschaftlichen Vortheile dieser Insel benützte, jeden Gedanken an eine militärische Befestigung. —

Nachdem Napoleon für die Vertheidigung der Insel vorgesorgt hatte, organisirte er die umsichtigste Polizei. Man konnte nur in Porto-Ferrajo, der Hauptstadt der Insel, oder in Rio, Porto-Loegone und Campo, kleinen, seitwärts, die einen östlich, die andern westlich gelegenen, Häfen landen. Diese waren zum Dienste der Bergwerke, jene zum Handel mit Lebensmitteln für das Land bestimmt. Gensd'armerieposten mußten überall sonst das Landen an den

Küsten verweigern, und eine sehr gut organisirte Seepolizei unterwarf in den offengelassenen Häfen die Ankommenden, wer sie auch waren, einem strengen Examen. Nach vier oder fünf Stunden wußte Napoleon, wer auch in den von Porto-Ferrajo entferntesten Häfen angekommen war, und warum man dahin gekommen. Er hatte gewichtige Gründe, weßhalb er also handelte. Die französische Regierung hatte nach Corsika einen alten Freund von Georges, den General Brulart gesetzt, einen Mann, den man zu einem Range und zu einem Kommando, weit über seiner Stellung, erhoben hatte, offenbar um den Wächter der Insel Elba zu machen. Sicherlich war nichts gerechtfertigter von der französischen Regierung; aber es waren Napoleon Nachrichten zugekommen, welche ihn fürchten ließen, daß diese Ueberwachung nicht der einzige Zweck war, den man im Auge hatte, sondern daß man ein Attentat auf seine Person beabsichtige. Uebrigens geht aus den seither gefundenen Documenten kein anklagendes Zeugniß gegen General Brulart hervor, nur so viel ist gewiß, daß Intriganten im Einverständniß mit der sogenannten „police du château“ sich rühmten, Napoleon ermorden lassen zu können, ja selbst hiefür thätig waren. Es ist ferner gewiß, daß Leute von corsischer Abkunft gefangen genommen wurden, die keinen bestimmten Grund für ihren Aufenthalt angeben konnten und in welchen man deßhalb Meuchelmörder erkennen wollte. Napoleon schickte sie zurück, indem er ihnen eröffnete, daß, wenn in Zukunft einer von ihnen auf der Insel Elba angetroffen würde, er ihn sogleich erschießen lasse. Ferner gab er die Erklärung, daß er bei der

ersten gegründeten Beschwerde, General Brulart in Mitten der Stadt Ajaccio durch 50 dazu bestimmte Männer aufheben und im Angesichte von ganz Europa eine eklatante Todesstrafe an ihm vollziehen lassen würde.

Wir müssen hinzufügen, daß, sei es Furcht, sei es Unschuld an irgend welchen feindseligen Absichten, General Brulart sich ruhig hielt und daß von seiner Seite nichts geschah, was eine gerechtfertigte Ueberwachung überschritt.

Napoleon hatte ebensoviel Kunst darin gezeigt, über 1000 Mann zu gebieten, als über eine Million. Bevor er Fontainebleau verlassen, hatte ihm Dronot mit großer Sorgfalt unter den Soldaten der alten Garde, die alle bereit waren ihm zu folgen, ungefähr 600 Grenadiere und Jäger, 100 Reiter und 20 Marinesoldaten ausgewählt, im Ganzen 724 auserlesene Leute. Von Fontainebleau bis Savone marschirt, dann auf englischen Fahrzeugen eingeschifft, hatten sie gegen Ende Mai in Porto-Ferrajo gelandet. Napoleon, welcher einen Augenblick gefürchtet, man wolle sie zurückhalten, hatte sie mit der Freude, alte Waffengefährten wieder zu finden, aber mit eben so viel Vorsicht ankommen sehen. Er ließ sie so gut er konnte, kaserniren und schickte die Pferde nach Pianosa auf die Weide. Da er auf seiner Insel keinen Gebrauch von den Reitern machen konnte, verwandelte er diese in Kanoniere und wandte die Muße, die ihm in seinem Exile gegeben war, dazu an, sie zu unterrichten.

Napoleon hatte 60 Polen, welche sich in Parma befunden und Erlaubniß erhalten, sich nach Livorno

einzuschiffen, die Schiffsmiethe bezahlt und dadurch seine Truppen mit einer neuen Abtheilung ergebener Männer verstärkt. Einige französische Offiziere, die fast vor Hunger gestorben, waren, reisend so gut sie konnten, über Italien gekommen, um sich mit ihm zu vereinen, und er hatte sie gleichfalls aufgenommen. Sein Heer war auf diese Weise ungefähr auf 800 Mann angewachsen.

Zu diesen 800 Mann fand Napoleon Mittel, noch eine Verstärkung von abgehärteten, entschlossenen Soldaten zu fügen. Unter seiner Regierung wurde die Bewachung der Insel einem der leichten Infanterie-Bataillone übertragen, unter welches man die zur Desertion geneigten Rekruten eintheilte, die meistens ungelehrig aber tapfer waren.

Im Jahre 1814 garnisonirten zwei dieser Bataillone, aus Provencalen, Liguriern, Toscanern und Corsen bestehend, auf der Insel Elba. Im Augenblicke, als sie sich nach Frankreich zurück einschiffen wollten, eröffnete ihnen Napoleon, daß er diejenigen bei sich behielte, welche in seine Dienste zu treten wünschten. Hierdurch hielt er 300, meistens Corsen zurück, welche, einige wenige Deserteure ausgenommen, ihm unveränderlich treu blieben.

Er verfügte mithin über 1100 Mann reguläre Truppen erster Qualität. Zu diesen kamen noch 400 Mann aus dem Lande selbst, welche folgender Weise organisirt waren.

Die Insel Elba besaß ein Bataillon Miliz von 4 Compagnien, ziemlich gut an Mannszucht gewöhnt und aus ebenso guten Soldaten, wie die Corsen bestehend. Napoleon befahl, daß jede dieser vier Com-

pagnien, welche zusammen ein Bataillon bildeten, alle Monat 25 Mann für die Wache beorderte, während 65 in ihren Zelten verblieben, so daß immer 100 Mann im Dienst, und 300 auf den ersten Ruf bereit waren. Man bezahlte nur die 100 Mann im Dienste, welche im Innern der Insel und an den Küsten Polizei hielten. Die neue Armee Napoleon's zählte also 1500 Soldaten, welche, vermischt mit der alten Garde, fast ebensoviel werth war als diese.

Um Schutz gegen jedes feindselige Unternehmen zu haben, schuf Napoleon auch eine Marine. Er hatte in Porto-Ferrajo eine Brigg, „den Wankelmuth", vorgefunden, welche, zwar noch in ziemlich gutem Zustande, doch erst mit 60 Mann Bedienung versehen werden mußte, und eine Goelette, die „Karoline", die 16 Mann erforderte. Ferner hatte er zu Livorno eine Felucke, „den Stern", gekauft, zu welcher man 14 Mann brauchte, und zwei Avisschiffe, „die Fliege" und „die Biene", zu welchen beiden 18 Mann nöthig waren. Diese sämmtlichen Fahrzeuge erforderten also 100 Matrosen, und mit einer oder zwei Felucken, welche er sich leicht verschaffen konnte, hätte Napoleon genug gehabt, um seine 1100 Mann, aus denen seine reguläre kleine Armee bestand, einzuschiffen. Dieß war Alles, wessen er bedurfte, wenn er jemals daran denken sollte, die Insel zu verlassen; eine in seinen Augen zwar sehr zweifelhafte, aber doch mögliche Sache. Diese 100 und etliche Matrosen wurden in seine unvermeidlichen Ausgaben eingereiht und indem er eine kleine Anzahl im Land erzogener Matrosen hinzufügte, konnte er in 24 Stunden die Bemannung seiner Flotte vervollständigt haben. Ver-

mittelst seiner beiden Avisschiffe verkehrte er mit den Häfen von Genua, Livorno und Neapel, von woher er Lebensmittel, Briefe und Zeitungen empfing, mit der Goelette „Karoline“ hielt er Polizei in der Rhede von Porto-Ferrajo. Von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Brigg „Wankelmuth“, welche die Flagge seines kleinen Staates (amarantroth mit Sternen besät) spazieren; er gewöhnte so die englischen, französischen, genueser und türkischen Seeleute, seine Farben in dem Meere von Toskana zu sehen.

Nachdem Napoleon für seine Sicherheit und seine Zukunft Sorge getragen, so umfassend als die Umstände es gestatteten, dachte er auch daran, sich seinen Aufenthalt zu verschönern und erträglicher für sich, für seine Familie und seine Soldaten zu machen, zur Entwickelung des Wohlstandes seines kleinen Volkes beizutragen und endlich seine Finanzen so zu ordnen, daß er jährlich länger damit ausreiche.

Unmittelbar nach seiner Ankunft wohnte er im Stadthause von Porto-Ferrajo, später übersiedelte er in den sehr verfallenen und unbequemen Palast des ehemaligen Statthalters. Er wollte noch mehrere Seitenflügel aufführen lassen, um denselben zu vergrößern und sich dadurch in den Stand zu setzen, anständig seine Mutter, seine Schwester, selbst seine Frau, wenn diese gegen alle Wahrscheinlichkeit sich entschließen würde, zu kommen, empfangen zu können. Er kaufte in Genua Meubel und machte diesen Aufenthaltsort sehr wohnlich. Er ließ ein Gebäude für die Offiziere seines Bataillons einrichten, damit sie zur Hand waren und etwas besser als in der Stadt wohnten. Außer seiner Wohnung in Porto-

Ferrajo wollte er noch ein Landhaus haben und unternahm, in dem reizenden Thale San-Martino, das in die Rhede von Porto-Ferraja mündet, ein solches einfach und bescheiden und mit der Aussicht auf Italiens Berge zu bauen. Er ließ Land umher urbar machen, Anpflanzungen vornehmen und brachte den Bürgermeister, einen ernsten einfachen Mann, der nicht gewohnt war zu schmeicheln, zum Lachen, indem er behauptete, daß er daselbst bald 500 Säcke Getreide säen wolle. „Sie lachen, Herr Bürgermeister“ sagte er, „weil Sie nicht wissen, wie die Dinge sich entfalten und wachsen. Ich säe 50 Säcke im ersten Jahre, 100 im zweiten, 200 im dritten u. s. f.“ Zu diesem landwirthschaftlichen Unternehmen ebenso, wie zu seinem großen Kaiserreich, fehlte leider nichts als die Zeit.

Nachdem seine doppelte Wohnung in der Stadt und auf dem Lande fertig war, beschäftigte er sich mit der Hauptstadt Porto-Ferrajo, einer Stadt von 3000 Einwohnern. Er ließ die Straßen reinigen und pflastern, einen hübschen öffentlichen Springbrunnen errichten, der lustig sprudelnd seine Wasser ergoß, sowie zwei Landstraßen herstellen, von welchen — beide die Insel durchschneidend — die eine von Porto-Ferrajo nach Porto-Longone, dem Haupthafen für die Verbindung mit Italien, die andere nach Campo, einem kleinen, in der Richtung gegen Pianoso und das offene Meer liegenden Hafen führte.

Seine Geldmittel erlaubten ihm nicht mehr, als sechs bis sieben Tausend Franken auf diese verschiedenen Arbeiten (eine Summe, die man nicht unsern gegenwärtigen Zeitverhältnissen anpassen kann) zu

verwenden. Er konnte aber deßhalb damit ausreichen, weil er seine Soldaten dazu benützte, denen er einen mäßigen Sold bezahlte und ihnen Steine, Marmor, Ziegel, Cement und Holz lieferte. Einen Theil des Tages zu Pferde zubringend, beschränkte er sich nun darauf, seinen Blick, der vormals die ganze Welt umfaßt hatte, auf diese so unendlich geringen Gegenstände zu richten. Er wandte auch alle Sorgfalt darauf, den Boden zu verbessern und den Handel seiner Insel blühend zu machen.

Er wollte Maulbeerbäume pflanzen lassen, um eine Seidenindustrie zu errichten, und ließ deßhalb die zwei neuangelegten Landstraßen mit diesen kostbaren Bäumen einfassen. Bei Campo befanden sich Steinbrüche von schönem Marmor; er befahl dieselben auszubeuten. Die Salinen und der Thunfischfang bildeten zwei der größten Einkünfte des Landes; aus diesem Grunde beschäftigte er sich damit, den Ertrag und die Nutzung möglichst noch zu verbessern. Endlich richtete er nicht minder alle seine Aufmerksamkeit auf die Eisenbergwerke, den Hauptreichthum der Insel Elba. Diese Minen lieferten schon längere Zeit ein ausgezeichnetes Erz, mit 80° reinen Metalls. Aus Mangel an Brennmaterial konnte man es nicht in Eisen verwandeln und war deßhalb genöthigt, es an italienische Kaufleute zu verwerthen. Napoleon beeilte sich, die Ausbeutung dieses fast zu Nichts herabgekommenen Bergwerks in großem Maaßstabe wieder vorzunehmen, und ließ in dieser Aussicht Arbeiter herbeiziehen, welche er dadurch ernährte, daß er Getreide vom italienischen Continent ankaufte. Aber bei allen diesen Unternehmungen war der

niedere Stand der Finanzen ein unüberwindliches Hinderniß.

Wollte man den Einwohnern der Insel, den Soldaten, dem europäischen Publikum und besonders den Bourbonen glauben, so mußte man annehmen, er habe ungeheure Schätze mit fortgenommen, denn seine kleine Aeußerlichkeit ausgenommen, konnte man an nichts Kleines denken, sobald es sich um ihn handelte. Seine Feinde bebten, wenn sie an seine Schätze dachten, und seine treuherzigen Unterthanen deßgleichen vor Freude. Aber diese Schätze bestanden nur in der Einbildung, denn dieser Mann, der ehrgeizigste der Menschen, war von Allen derjenige, welcher sich zuletzt mit dem beschäftigte, was seine eigene Person betraf. Er hatte bis zum letzten Tage seiner Abdankung nicht daran gedacht, von was er, entfernt vom Throne, leben würde.

Wiewohl gewöhnt, von seiner, sich auf 150 Mill. belaufenden Civilliste, Ersparnisse zu machen, waren diese von ihm stets nur für außerordentliche Kriegsbedürfnisse verwendet worden.

Im Augenblicke, als er Fontainebleau verließ, fing er zum ersten Male an zu rechnen, und es fand sich, daß er nur die etlichen Millionen besaß, die nach Blois verbracht gewesen und von denen der größte Theil von Dudon, dem Gesandten der provisorischen Regierung, für die Kaiserin mitgenommen waren. Glücklicher Weise hatte er vor dieser Begebenheit Zeit gehabt, 2,500,000 Franken, welche Summe die alte Garde eskortirte, holen zu lassen, und der Kaiserin anzuempfehlen, für sich selbst von dem Gelde in Blois 2,900,000 Franken zu nehmen. Von diesen

2,900,000 Franken konnte ihm die Kaiserin noch 900,000 schnell zufördern lassen. —

Sein ganzer Schatz, als er auf die Insel Elba abreiste, bestand also in 3,400,000 Franken. Diese in Gold und Silber bestehende Summe folgte seinen Wagen und kam ihm in Porto-Ferrajo zu. Dies war die einzige Quelle, von der er und seine Soldaten leben mußten, wenn er sich darein ergab, bis zum Ende seiner Tage daselbst zu bleiben. In der That, da die durch den Vertrag vom 11. April festgesetzten Subsidien nicht ausbezahlt wurden, blieben ihm keine andern Einkünfte, als diejenigen der Insel. Diese Einkünfte waren aber nicht groß.

Die Stadt Porto-Ferrajo trug an Eingangszoll und Anderem ungefähr 100,000 Franken; die Insel selbst trug andere 100,000 Franken an direkten Steuern. Die Fischerei, die Salinen, die Bergwerke, in ihrem gegenwärtigen Zustande ergaben ungefähr 320,000 Franken, was eine Gesammteinnahme von 520,000 Franken machte.

Auf dieser Summe lasteten die Stadtausgaben von Porto-Ferrajo und der andern kleinen Ortschaften der Insel; für die oben erwähnten neuen Straßen beliefen sie sich auf mindestens 200,000 Franken. Somit blieb ein jährlicher Reinertrag von nur ungefähr 300,000 Franken. Nun mußte Napoleon auch sein Haus, seine Marine und seine Armee unterhalten, was nicht weniger als 1,500,000 bis 1,600,000 Franken betrug. Er war also genöthigt, zum Wenigsten jährlich 1,200,000 Franken von seinem Vermögen zu nehmen, das von 3,400,000 auf 2,800,000 Franken durch die Ausgabe für die Fahrzeuge reduzirt worden.

Er konnte also nicht lange auf der Insel Elba wohnen, wenn man ihm die übereingekommenen Subsidien nicht bezahlte, ohne daß er seine Garde abdankte, und dieß hieße sich seiner treuesten Soldaten, die ihm gefolgt waren, berauben, sich ohne Vertheidigung der ersten Bande Banditen, welche ihn ermorden wollte, preisgeben und endlich auf den Kern seiner Armee verzichten, den er nicht entbehren konnte, welches Unternehmen er auch einmal später ausführen wollte.

Er befleißigte sich sonach, seine geringsten Ausgaben zu überwachen, so daß selbst diejenigen, welche an seinen Ordnungsgeist gewöhnt waren, sich erstaunten, und er für geizig verschrieen wurde.

Vom sechsten Monate seines Aufenthaltes an, hörte er auf, den Dienst von den Truppen der Insel zu fordern, welche, wie wir gesagt haben, immer nur ein Viertel ihres Effektivbestandes unter den Waffen hatten. Es war somit der Unterhalt von 100 Mann weniger zu bezahlen.

Er veränderte die taktische Bildung des alten Gardebataillons und verwandelte die sechs Compagnien in vier; die Besoldung seiner vornehmsten Offiziere stellte er, wiewohl niedrig, doch den gegenwärtigen Verhältnissen angemessen. Drouot konnte er nicht bewegen, Etwas anzunehmen. Derselbe äußerte, da er Dach und Fach von seinem ehemaligen Kriegsherrn habe, so brauche er nicht mehr um zu leben. — Seinen Marstall reduzirte er möglichst und behielt nur, was für die Wagen seiner Mutter und Schwester, sowie ihn selbst, um die Insel mit Drouot,

Bertrand und einigen Mann Gefolge zu durchreiten, unumgänglich nöthig war. —

Dies war die Einrichtung Napoleon's auf der Insel Elba für den Augenblick und für die Zukunft. Uebrigens war sein Leben friedlich und thätig; denn dies ist großen Geistern eigen, daß sie es verstehen, sich der Strenge des Schicksals zu unterwerfen (besonders, wenn sie dasselbe verdient haben) und sich für kleine Dinge interessiren, weil diese ebensogut ihre Tiefe haben, wie die großen. Seine Mutter, hart und gebieterisch, aber pünktlich in Erfüllung ihrer Pflichten, hatte es für ihrer Würde zukommend gehalten, das neue Geschick ihres Sohnes zu theilen, sie war in Porto-Ferrajo der Gegenstand der Verehrung des verbannten Hofes. Die Prinzessin Borghese, welche die Freundschaft, die sie für ihren Bruder empfand, fast bis zur Leidenschaft steigerte, hatte nicht ermangelt zu kommen, und ihre Gegenwart war unendlich beglückend für Napoleon. Sie war eifrig bemüht, ihn mit Murat wieder auszusöhnen, was nicht schwer hielt. Napoleon hatte wenig Groll, weil er die Menschen kannte. Er wußte, daß Murat leicht, eitel, verzehrt von dem Wunsche zu regieren, aber ebenso gut wie tapfer war und verzieh ihm, daß er dem Drang außerordentlicher Umstände sich gefügt. Murat, bereuend, besonders seitdem er das Trügerische und Undankbare seines Betragens eingesehen, schickte den Ausdruck seiner Reue auf die Insel Elba und Napoleon beauftragte sofort die Prinzessin Pauline, nach Neapel zu gehn und Murat, nebst seiner Verzeihung, den Rath zu bringen, vorsichtig zu sein und sich bereit zu halten für unvorhergesehene Ereignisse.

Die Prinzessin kehrte, nachdem sie Murat die Nachricht, welche ihn entzückte, gebracht hatte, wieder als treue Gesellschafterin zu ihrem Bruder zurück. Sie war da von nun an der Mittelpunkt einer kleinen Gesellschaft, die aus den Gebildetsten der Insel bestand, welche um Napoleon, als um ihren Herrscher, lebten. Man hatte ein Theater eingerichtet, zu welchem gewöhnlich auch die Soldaten der Garde Zutritt hatten. Er zeigte sich dabei sanft, höflich, heiter und selbst aufmerksam, wie wenn er nicht ehedem den Meisterwerken des französischen Theaters, durch die ersten Künstler des Jahrhunderts dargestellt, beigewohnt hätte. Hatte er die Pflichten seiner bescheidenen Herrschaft erfüllt, dann verbrachte er seine Zeit mit Bertrand und Drouot, bald zu Pferd, die Insel durchreisend, um die Arbeiten zu inspiciren, bald zu Fuß oder im Nachen. Manchmal schiffte er sich mit seinen Offizieren auf einer Schaluppe ein und machte Spazierfahrten auf dem Meere bis zu zwei Tagen, erkannt und gegrüßt von allen Seeleuten. Bei diesen Ausflügen zu Land und Meer unterhielt er sich, je nach dem Gegenstand, oft mit dem lebhaften Humor eines jungen Mannes, meistens aber mit der ernsten Würde eines großen und tiefen Geistes. Er nährte immer den Gedanken, die Geschichte seiner Regierung zu schreiben und besprach die dunkeln Punkte seines Charakters mit ziemlicher Freimüthigkeit, indem er öfters auf die nie mehr zu verbessernde Ablehnung des Prager Friedens zurückkam. Dies war der einzige Fehler, den er ohne Schwierigkeit eingestand. „Ich that Unrecht“, sagte er, „aber man stelle sich an meinen Platz. Ich

hatte so viele Siege errungen und vor Kurzem erst die von Lützen und Bautzen, wo ich meine Macht in zwei Tagen wieder hergestellt hatte. Ich zählte auf meine Soldaten und auf mich selbst, wollte zum letzten Male noch die Würfel des Glückes versuchen. Ich habe verloren, aber diejenigen, welche mich tadeln, haben nie den berauschenden Becher des Glücks genossen"....

Drouot hörte ihm mit geneigtem Haupte zu, er wagte nicht ihm zu sagen, daß es unklug war, so mit seiner eigenen Existenz zu spielen, aber strafbar, mit der seiner Kinder, und verbrecherisch, mit der seines Volkes! Der ehrenwerthe Mann schwieg; aber er verzieh sich nur dieses Schweigen, weil sein Herr geschlagen und verbannt war.

Napoleon las mit großer Aufmerksamkeit die Zeitungen, und durch die Reflexionen der Journalisten hindurch sah er klar die Vorgängnisse, wie wenn er den Debatten der Kabinete beigewohnt hätte. Die in ihrem Lauf aufgehaltene Revolution verfolgte unaufhaltsam ihren Weg. Er sah große Kämpfe voraus und in Mitte dieser Verwirrung konnte er wieder auf der Bühne erscheinen. Er wußte zwar noch nicht gewiß, ob er je wieder zur Regierung gelangen könne, sah aber ein, daß, wenn es geschehe, es in einer andern Weise sein müsse. Was sollte aus ihm werden, welche Rolle hätte er zu spielen? Er wußte es nicht, aber indem er das ungeschickte Benehmen der Bourbonen in Paris sah und das Streben der Machthaber in Wien, sagte er sich, daß in der Welt noch nicht Alles ruhig wäre und er in dieser Bewegung einen Platz einnehmen würde, groß wie er

selbst. Er erfreute sich einer, durch einen Hoffnungsstrahl erhellten Ruhe. Manchmal regte ihn auch die beleidigende Sprache der Blätter auf. Eines Tages, als er eine große Anzahl von Zeitungen erhalten, fand er eine darunter, in welcher gesagt war, daß er wahnsinnig geworden und daß seine treuesten Diener, Bertrand, Drouot, seine nächsten Angehörigen, seine Mutter und seine Schwester, die Heftigkeit seines Charakters nicht mehr ertragen könnten und ihn verlassen hätten. Er begab sich in den Saal, in welchem seine Mutter, seine Schwester, Bertrand und Drouot versammelt waren und warf eine Masse Zeitungen auf den Tisch.

„Sie wissen nicht", sagte er ihnen, „Sie wissen nicht, daß ich wahnsinnig geworden .... Keines von Ihnen kann mehr die Heftigkeit meines Charakters ertragen, Sie Mutter, Drouot, alle sind Sie abgereist" .... — Dann gab er ihnen die Zeitungen zu lesen, indem er wiederholte: Ich bin ein Narr! ich bin ein Narr! ... Er beruhigte sich endlich und rächte sich dadurch, daß er die Weltbegebenheiten heiter, und die Fehler der Einen wie der Anderen mit einem bewunderungswürdigen Scharfsinn besprach.

So führte er auf der Insel Elba ein erträgliches Leben, täglich mehr einsehend, daß die Verhältnisse sich günstiger für ihn gestalteten. Er sehnte sich nach andern Nachrichten als denen durch die Zeitungen. Er hatte wohl Agenten auf den italienischen Continent geschickt und diese hatten ihm berichtet, daß ganz Italien bei seinem Erscheinen sich erheben würde; allein diese Aussicht konnte ihn nicht zu einem Unternehmen verleiten, denn nicht mit Italien, sondern mit

Frankreich schmeichelte er sich Europa die Spitze bieten zu können. Ueber Frankreich wünschte er Erkundigungen einzuziehen; aber er wagte es nicht, an die angesehenen Männer, welche ihm gedient, zu schreiben, aus Furcht dieselben zu gefährden, und diese ihrerseits hatten dieselbe Vorsicht gebraucht, um ihn nicht zu compromittiren. Ueber Das, was in Wien vorging, war er besser unterrichtet. Nicht durch seine Frau ward er von dem Stande der Dinge in Kenntniß gesetzt, Meneval war es, dessen Treue und Eifer sich nicht vermindert hatten und der ihm durch genueser Handelsleute öfters Nachrichten über seinen Sohn und den Congreß zukommen ließ. Meneval erhielt hierüber Aufschluß von Frau von Brignole, einer vornehmen Genueserin von seltenem Verstande und großer Ergebenheit für Frankreich, die vergeblich versucht hatte, daß Marie Louise, deren Edeldamen eine sie war, der Stimme der Pflicht Gehör gab. — Frau von Brignole erhielt diese Erkundigungen von den ersten Personen Wiens und namentlich von dem Herzoge von Dalberg, ihrem Schwiegersohne, Minister Ludwig's XVIII. Sie folgte den Begebenheiten mit einer außerordentlichen Sorgfalt und hatte so das Projekt vernommen, Napoleon auf eine der atlantischen Inseln zu deportiren. Meneval hatte nicht verfehlt, Napoleon dieses Projekt mitzutheilen, indem er die Wahrscheinlichkeit der Ausführung übertrieb; denn, wie wir gesagt haben, man bereitete sich vor, Wien zu verlassen, ohne etwas darüber entschieden zu haben. Dieser Nachricht hatte Meneval noch diejenige der Trennung des Congresses und der Abreise der Fürsten längstens am 20. Februar beigefügt. Diese ver-

schiedenen Nachrichten hatten einen lebhaften Eindruck auf Napoleon verursacht und ernste Reflexionen über die gegenwärtige und zukünftige Lage bei ihm hervorgerufen. Er hatte sich schon mehr wie einmal gesagt, daß er auf dieser Insel nicht sterben könne, daß für ihn und seinen Ruhm ein tragisches Ende besser wäre als ein weichliches Alter in diesem stillen Gefängnisse der Insel Elba. Die sichtliche Langeweile seiner Unglücksgenossen ermuthigte ihn zu diesem Gedanken. Der große Marschall Bertrand litt etwas weniger durch die Verbannung seit der Ankunft seiner Familie. Drouot lebte, nach seiner Gewohnheit, der Pflichterfüllung. So war es aber nicht mit den Andern. Soldaten und Offiziere langweilten sich sehr. Sie zeigten es Napoleon oft und in ihrer Zutraulichkeit sagten sie: „Sire, wann gehen wir nach Frankreich?“ Er antwortete ihnen durch Stillschweigen und ein freundliches Lächeln, aber er errieth, was im Grunde ihres Herzens vorging, und sah recht gut voraus, daß ihre Geduld nicht der Dauer seiner Verbannung gleichkam. Er suchte die Soldaten zu beschäftigen, indem er sie auf den Landstraßen, in seinen Gärten, vermittelst einer Zulage zu ihrem Sold arbeiten ließ, und lächelte über die Verwüstung, welche diejenigen, die Nichts arbeiten wollten, an den Weinstöcken auf seiner Domäne San-Martino anrichteten.

„Wir kommen von Saint-Cloud“, sagten sie, als sie ihm auf der Landstraße, noch die Trauben essend, die sie ihm gestohlen hatten, begegneten. „Es ist gut“, antwortete er, fühlte aber die ganze Größe ihrer Langeweile und litt mehr darunter als sie selbst. Zwanzig unter ihnen, die es nicht mehr aushalten konnten,

hatten um ihren Abschied gebeten, und er hatte ihnen denselben mit ehrenvollen Ausdrücken gegeben. Es waren ihm wohl als Ersatz einige Offiziere vom Continent zugekommen, aber diese waren der Langeweile in Frankreich entflohen und kannten diejenige auf der Insel Elba noch nicht. Zu dieser bekannten Neigung seiner Soldaten, die ihn befürchten ließ, sie nicht mehr lange bei sich zurückhalten zu können, kam noch die Ueberlegung, daß es ihm bald eine Unmöglichkeit wäre, sie zu ernähren, denn er hatte 3,400,000 Franken mit nach Porto-Ferrajo gebracht und es blieben ihm nur noch 2,400,000, wenn seine Arbeiten fertig waren, somit gerade die Summe, deren er bedurfte, um noch zwei Jahre lang seine Marine und seine Armee zu bezahlen. Dies allein hätte genügt, ihn zu bestimmen, sich wieder auf das Feld der Abenteuer zu begeben. Napoleon hatte noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, als ihm die schon erwähnte Nachricht von Wien zukam. Zwei wichtige Ueberlegungen beschäftigten ihn jetzt zumal. Erstens: wenn die Fürsten sich trennten, mußte der Beschluß, welcher ihn betraf, zuvor bestimmt worden sein und, einmal bestimmt, ließ man ihn nicht lange unausgeführt. Zweitens: wenn die Fürsten bald Wien verließen und nach Hause zurückkehrten, wäre die Gelegenheit günstig, um eine Revolution in Frankreich zu versuchen, denn einmal getrennt, wäre es für sie nicht so leicht, wieder zusammenzukommen, und jede Uebereinkunft durch Correspondenz von einem Cabinet zum andern wäre langsam, unvollständig und nur von mittelmäßiger Kraft. Beide Ueberlegungen waren sehr wichtig; aber wie Napoleon bei jeder Sache

sogleich an die Mittel der Ausführung dachte, fand er in der Jahreszeit den Grund, einen unmittelbaren Entschluß zu fassen. Man war im Monat Februar 1815 und die langen Nächte mußten bald den langen Tagen weichen. Um von der Insel Elba mit seiner Flotte und allen seinen Soldaten zu entfliehen, bedurfte er der langen Nächte. Dieser Grund bestimmte ihn fast, und für jeden Fall verordnete er, auf den 16. Februar die Brigg „Wankelmuth“ in den innern Theil des Hafens zum Ausbessern bringen, sie wie ein englisches Schiff malen und mit Lebensmitteln versehen zu lassen. Am selben Tage befahl er seinen Agenten der Minen von Rio zwei große Ueberfahrtsschiffe zu miethen, unter dem Vorwande, Mineralien auf das Festland zu versenden. Uebrigens sagte er Niemanden etwas von seinem Vorhaben.

Während er daran dachte, aus seinem Gefängnisse zu entkommen, erhielt er, nachdem er zwei oder drei Wochen jeder Communication beraubt war, eine Menge Zeitungen zumal. Er verschlang sie und fand mit lebhafter Genugthuung neue Anzeichen der Gährung in Frankreich. Sie enthielten den Prozeß Exelmans, die Aufregung bei dem Begräbniß von Fräulein Raucourt und bewiesen, daß das Volk von Paris zu einer Revolution reif sei. Namentlich das »Journal des Débats«, ziemlich gut durch den Herzog von Dalberg unterrichtet von Dem, was in Wien vorging, brachte ihm die Bestätigung von der nahen Trennung der Herrscher, und diese Uebereinstimmung mit dem Bericht Meneval's bestärkte ihn in dem Entschlusse, die Vorbereitungen zu seiner Flucht zu treffen.

In diesem Augenblicke zeigte man ihm, von Porto-Ferrajo aus, die Ankunft eines jungen Mannes an, der aussagte, er habe wichtige Aufträge für ihn. Dieser junge Mann war Fleury von Chaboulon, von dem wir schon gesprochen. Kaum in Porto-Ferrajo angekommen, verlangte er zu General Bertrand geführt zu werden, indem er erklärte, daß er von Bassano gesandt sei. Napoleon empfing ihn gleich bei sich, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen und sah bald, daß er es mit einem aufrichtigen und eifrigen jungen Manne zu thun habe, und als er die Offenbarung eines geheimen Umstandes, nur von Bassano und ihm selbst gekannt, erfuhr (es war das von Bassano ersonnene Mittel, um Fleury von Chaboulon als Beglaubigung zu dienen), lieh er ihm ein aufmerksames Ohr. „Man denkt also noch meiner in Frankreich?“ sagte er, wie verdrießlich; „Bassano hat mich nicht vergessen?“ . . . . — Obgleich er die Lage der Dinge, den Zeitungen nach, längst geahnt, war er doch entzückt darüber, es durch einen Augenzeugen, der die eigenen Worte Bassano's brachte, bestätigt zu finden. Es rührten ihn die Gefühle der Armee und die Ungeduld, die sie bezeigte, sich der Herrschaft der Bourbonen zu entziehen. Er durfte sicher annehmen, daß bei dem ersten Erscheinen ihres alten Generals ihre Gefühle sich kundthun würden, und für einen kühnen Geist, wie der Napoleon's, genügte, die Ahnung eines Erfolges, um ihn zu einem Unternehmen zu bestimmen. Sobald er den Abgesandten Bassano's gehört hatte, entschloß er sich, unverzüglich abzureisen. Da er jedoch wünschte, daß derselbe sich deutlicher erkläre, legte er ihm die

Frage vor: „Schließen Sie daraus, daß Bassano mir räth, mich nach Frankreich einzuschiffen?" Der also befragte und mit dem durchdringenden Blicke, dem Niemand widerstehen konnte, angeschaute junge Mann, wagte nicht die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen und ebensowenig, eine solche auf Bassano zu laden; er antwortete befangen, daß Bassano keinen Rath ertheile und ihm besonders anempfohlen habe, sich nur auf die reine Thatsache zu beschränken. Napoleon drang nicht weiter in ihn und, verstehend, daß man ihm gegenüber keine so große Verantwortlichkeit übernehmen wolle, schickte er Fleury von Chaboulon, ohne ihm seine Pläne mitzutheilen, aber ihn dieselben durchblicken lassend, zurück. Befürchtend, daß die Gemüthsbewegung dieses jungen Mannes, der zum ersten Mal in seinem Leben der Eingeweihte in so wichtigen Geheimnissen war, ihn eine Unvorsichtigkeit könne begehen lassen, gab er ihm einen fingirten Auftrag nach Neapel mit der Weisung, daß sobald derselbe erfüllt wäre, sich sofort wieder nach Frankreich zu Bassano zu begeben, um von diesem weitere Befehle entgegen zu nehmen.*) Bis dahin mußte

*) Fleury von Chaboulon hat in seinem Werke über die hundert Tage (betitelt: „Memoiren über das Privatleben Napoleon's im Jahre 1815", ein Werk dem die Ehre zu Theil wurde, durch Erläuterungen von Napoleon selbst auf St. Helena vervollständigt zu werden) die Wichtigkeit seiner Rolle ein wenig übertrieben, die er unter einem fingirten Namen darstellt. Seinem Berichte nach konnte man glauben, er habe Napoleon bestimmt, die Insel Elba zu verlassen. Aber wie alle, die eine Sache nur einseitig kennen, schrieb er Alles sich zu. Die Befehle Napoleon's, auf der Insel Elba vom 16. Februar datirt, die noch aufbewahrt sind, seine Mittheilungen hierüber

Napoleon schon den Thron der Bourbonen umgestoßen haben oder unterlegen sein. —

Nur seiner Mutter eröffnete er sein Geheimniß. „Ich kann nicht auf dieser Insel sterben und meine Laufbahn in einer Ruhe beschließen, die meiner nicht würdig ist", sagte er. „Ueberdies wäre ich aus Mangel an Geld bald der Willkür meiner zahlreichen Feinde ausgesetzt. Frankreich ist in Bewegung. Die Bourbonen haben die Mehrzahl der Bevölkerung gegen sich. Die Armee sehnt mich herbei. Alles läßt mich hoffen, daß sie bei meinem Anblick mir entgegeneilt. Ich kann allerdings auf meinem Wege ein unvorhergesehenes Hinderniß treffen, einen alten, den Bourbonen treuen Offizier, der die Erregung der Truppen zurückhält, — dann erliege ich in wenigen Stunden. Doch ist dieses Ende besser, als ein längerer Aufenthalt auf dieser Insel, mit der Zukunft, die mich erwartet. — Ich will also abreisen und noch einmal mein Glück versuchen. Was ist Ihre Meinung Mutter?"

Diese energische Frau empfand einen plötzlichen Schrecken, indem sie diese vertrauliche Eröffnung hörte, sie fuhr entsetzt zurück, denn sie sah wohl ein, daß ihr Sohn, trotz seines Ruhmes, leicht an der Küste von Frankreich seinen Tod finden könne wie ein gemeiner Uebelthäter. — „Lassen Sie mich", ant-

---

an die Königin Hortense und Davoust, nach seiner Rückkehr nach Paris, — Mittheilungen, die in den geschriebenen Memoiren, welche uns anvertraut worden, enthalten sind, bezeugen zur Genüge, daß die Nachrichten Fleury's von Chaboulon dazu beigetragen haben, ihn zu bestimmen, aber keineswegs die Hauptursache zu seinem Entschlusse waren.

wortete sie ihm, „einen Augenblick Mutter sein, dann will ich Ihnen meine Meinung hierüber mittheilen!“ — Sie suchte sich zu fassen, beobachtete einige Zeit Stillschweigen, dann sagte sie mit festem und begeistertem Tone: „Reisen Sie, mein Sohn, reisen Sie und folgen Sie Ihrer Bestimmung! Es mißlingt vielleicht und der Tod folgt dem verfehlten Unternehmen. Aber Sie können nicht hier bleiben, ich sehe es mit Schmerz ein; doch hoffen wir, daß Gott, der Sie in so vielen Schlachten bewahrt, Sie noch ein Mal beschützen wird. Nachdem sie diese Worte gesprochen, umarmte sie ihren Sohn in heftiger Erregung. *)

Diesem nun einmal gefaßten Entschluß folgte rasch die That. Erst im letzten Augenblicke eröffnete er sich Bertrand, den diese Kunde mit Freude erfüllte, denn Bertrand litt trotz der Gegenwart seiner Familie sehr durch die Verbannung. Napoleon erklärte sich auch gegen Drouot, der darüber in Verlegenheit gerieth. Dieser Held, der redlichste der Menschen, fragte sich, ob seine Pflicht, das Mißgeschick Napoleon's zu theilen, ihm auch gebiete, ihm zu einem Unternehmen zu folgen, das Frankreich in entsetzliches Unglück stürzen konnte. Napoleon schlug damit diese Zweifel nieder, daß er ihm den in verschiedene Parteien zerrissenen Zustand Frankreichs schilderte, das künftig den Angriffen der Einen und Andern, sowie einer unwürdigen Behandlung Europa's ausgesetzt war und nun im Gegentheil Aussicht habe, sich unter

---

*) Dies ist die eigene Erzählung Napoleon's, niedergelegt in den geschriebenen Memoiren.

der gewaltigen Hand, die es im Jahre 1800 organisirt hatte, zu erheben. Ueberdies bildeten die neuen Gedanken, mit denen Napoleon nach zehnmonatlichem ernstem Nachdenken zurückkehrte, den Entschluß, nicht wieder in den Abgrund des Krieges, wenn es von ihm abhinge, zu verfallen, sondern das französische Volk als ein freies zu behandeln und ihm einen beträchtlichen Antheil an der Regierung zu gestatten. — Frankreich sollte durch ihn Ruhe, Einheit, mäßige Freiheit und eine nach Außen gesicherte Stellung erreichen, — kurz Alles, was es gehabt haben würde, hätte Napoleon während seiner ersten Regierung sich zu mäßigen gewußt. Die Ergebenheit that das Uebrige und so fügte sich Drouot dem Willen seines Herrn und bereitete die geheimen Zurüstungen für den nächsten Feldzug. Unter einem scheinbaren Vorwande ließ Napoleon das im Innern der Insel stationirte corsische Bataillon nach Porto-Ferrajo kommen und neue Monturen für dasselbe fertigen. Aber die Pferde der polnischen Uhlanen, deren Herbeischaffung nicht genug gerechtfertigt erscheinen konnte und deren Transport zu schwierig war, ließ er auf den Weiden zu Pianosa. Man versammelte ungefähr eilfhundert Mann. Keiner von Allen ahnte das projektirte Unternehmen; sie glaubten, es gälte eine Revue, denn die Arbeiten gingen wie gewöhnlich fort. — Ein Umstand begünstigte noch das Flucht-Vorhaben. Die Engländer hatten, um die Insel Elba besser zu überwachen, in diesem Meere den Oberst Campbell, einen der Commissäre, welche Napoleon von Fontainebleau nach Porto-Ferrajo begleitet hatten, zurückgelassen, und um die Rolle dieses Agenten besser zu be-

mänteln, hatten sie ihm einen Auftrag bei dem Hofe von Toskana gegeben. Der Oberst kam und ging bald nach Florenz und Livorno, bald nach Porto-Ferrajo; er war ein wahrer Wächter, ohne es zu scheinen. Im Augenblicke hatte er Porto-Ferrajo verlassen und sich nach Livorno begeben. Das Auge der englischen Politik war also geschlossen und es blieben nur noch seine Kreuzer, die leicht zu täuschen und leicht zu vermeiden waren. Um das Geheimniß der Vorbereitungen besser zu hüten, ließ Napoleon Beschlag legen auf alle Schiffe, die im Hafen der Insel, lagen und erlaubte keinerlei Verbindung mit dem Meere. Er ließ durch seinen Ordonanz-Offizier Vantini ein großes Schiff wegnehmen, das im Hafen lag, und mit diesem, seinen Schiffen und zwei zu Rio gemietheten, im Ganzen sieben Fahrzeugen, sicherte er sich das Mittel, eilfhundert Mann und vier Kanonen überzusetzen. — Nachdem er nochmals Alles reiflich erwogen, bestimmte er den 26. Februar zu seinem fabelhaften Unternehmen.

Vor seiner Abreise schickte er durch eines seiner Avisschiffe, die zur Communication mit der italienischen Küste dienten, eine Botschaft an Murat nach Neapel. Indem Napoleon ihm seine Einschiffung nach Frankreich meldete, beauftragte er ihn, einen Kurier nach Wien zu senden, um dem österreichischen Hofe anzuzeigen, daß er (Napoleon) in Kurzem in Paris ankommen würde, aber fest entschlossen wäre, Frieden zu halten und sich auf den Pariser Vertrag vom 30. Mai 1814 zu beschränken. Unter den Verhaltungsmaßregeln, die er ihm gab, war auch die, sich durchaus als König von Neapel zu benehmen.

Er empfahl ihm besonders, seine Truppen bereit zu halten, sie zusammenzuziehen, aber keine feindlichen Angriffe vorzunehmen, sondern ruhig abzuwarten, was in Paris und Wien sich ereignete; und wenn er dennoch genöthigt wäre zu kämpfen, solle er sich lieber zurückziehen als vorrücken, bis man ihm die Hand bieten könne, denn je näher die Schlacht bei Neapel, je stärker wäre er und die Oesterreicher um so schwächer.

Bis Mittag ließ Napoleon am 26. seine Soldaten ihre Arbeit, zu der sie verwendet wurden, fortsetzen. Am Nachmittage ließ man sie ihre Suppe essen, berief sie alsdann vorsichtig im Hafen zusammen, mit ihren Waffen und ihrer Bagage und sagte ihnen, sie sollten an Bord der Fahrzeuge gehen. Obgleich man ihnen nicht mitgetheilt hatte, daß es nach Frankreich ginge, zweifelten sie doch nicht daran und überließen sich unaussprechlichen Freudenbezeugungen, indem sie den ganzen Hafen mit ihrem Rufe: „Es lebe der Kaiser" erfüllten. Die über diese Abreise betrübten Einwohner, denen es schien, als entfliehe mit Napoleon das Glück ihrer Insel, umgaben still und finster die bewegte Menge, welche sich einschiffte. Viele unter ihnen, welche mit den Offizieren und Soldaten befreundet waren, nahmen rührenden Abschied, wünschten Glück zu ihrem Unternehmen und trösteten sich damit, daß, wenn Napoleon's Stern von Neuem leuchtend am Himmel emporsteige, auch auf ihre Insel einige seiner Strahlen fielen. Napoleon zögerte nicht, sich, begleitet von Bertrand, Drouot, Cambronne und dem ganzen Stab, der ihm in die Verbannung gefolgt war, zu zeigen; er hatte noch

mit seiner Mutter und Schwester gespeist, sie zu wiederholten Malen umarmend, vergebens suchend ihre Thränen zu trocknen, indem er sie erinnerte, wie durch eine Art Wunder in allen Schlachtenfeuern Europa's seine Person geschützt geblieben, verließ er sie; bewegt, aber fest stieg er das Ufer hinab mit einer von Hoffnung leuchtenden Stirne. Seine Gegenwart bewirkte neuen Enthusiasmus. Abends sieben Uhr, während die Menge auf dem Kai war, die Mutter und Schwester Napoleon's an den Fenstern des Palastes dem Getümmel zusahen, ging die kaiserliche Flotte, aus eilf Hundert Mann, auf sieben Schiffen bestehend, die im Angesichte von ganz Europa das Kaiserreich Frankreich wieder erobern wollte, unter Segel urd steuerte gegen das Kap Saint-André. Sie suchte so viel wie möglich diejenige Seegegend, in der meistens die Kreuzer sich aufhielten, zu vermeiden. Der Wind blies aus Süden und das Glück schien dieses kühne Vorhaben zu begünstigen und zum letzten Male noch den außerordentlichen Mann zu begünstigen, den es mehrmals über die Alpen begleitet, in Egypten beschirmt, gesund und wohlerhalten nach Frankreich zurückgeführt, bei allen Unternehmungen an den Ufern des Tajo und denen des Dnieper zur Seite gewesen und nur in Moskau verlassen hatte! Wollte es ihm nochmals seine Gunst verleihen, mit der es sein ganzes thatenreiches Leben erfüllt hatte? Dies stand sehr zu bezweifeln, aber nicht für Napoleon und seine Soldaten, diese waren voll Zuversicht. —

Bald begannen die Wechselfälle, die auch bei den glänzendsten Erfolgen nicht ganz ausblieben. Der

günstige Südwind ließ mehr und mehr nach, und an dem Cap St. André angekommen, blieb die Flotte still liegen. Kaum konnte man etwas nördlich bis zur Insel Kapraja kommen und am Morgen des 27. hatte man nur sieben oder acht Meilen zurückgelegt. Man befand sich sogar in den Gewässern, in welchen man besorgen mußte, englischen und französischen Kreuzern zu begegnen. Die Gefahr war groß. Die Schiffskapitäne riethen nach Porto=Ferrajo zurückzukehren, um einen günstigen Wind abzuwarten. Dies hieße einer Gefahr entgehen, um sich in eine andere zu stürzen; denn obgleich man mit allen Fahrzeugen abgereist war, konnte doch ein Avisschiff bei den Engländern angekommen sein, und in diesem Falle wäre man in Porto=Ferrajo durch ein plötzliches Erscheinen der brittischen Truppen eingeschlossen, auf frischer That bei einem Eingriff in den allgemeinen Frieden ertappt und auf eine Insel nicht als Herrscher, sondern als Gefangener verwiesen worden. Es war also besser auszuharren und ruhig liegen zu bleiben, bis sich von Neuem der gewünschte Südwind erhöbe. Die größte Gefahr bestand in der Begegnung der französischen Kreuzer, die aus zwei Fregatten und einer Brigg bestanden. Nun kannte man aber den Geist, der die Mannschaft beseelte: es war also möglich, ohne Schwertstreich dieselbe wegzunehmen, indem man mit dem Adler und der dreifarbigen Fahne an Bord der geenterten Schiffe sprang. Napoleon wartete also, fest entschlossen, sich durch einen kühnen Schlag bei der Begegnung eines französischen Kreuzers aus der Verlegenheit zu ziehen.

Gegen Mittag ward der Wind stärker und man

erreichte die Höhe von Livorno. Hier sah man rechts, gegen die Küste von Genua zu, eine Fregatte und links ein anderes Fahrzeug in offener See; in der Ferne ein mit vollen Segeln durch einen starken Wind getriebenes und der Flotte zusteuerndes Linienschiff. Nun galt es Gefahren zu bestehen. Man segelte weiter und befand sich plötzlich Bord an Bord mit der französischen Kriegs-Brigg „Zephir", welche von dem Lieutenant Andrieux, einem tüchtigen Offizier, dem die kleine Marine der Insel Elba oft begegnet, befehligt war. Man konnte versuchen, die Brigg zu nehmen, allein Napoleon wollte nicht unnöthig Gefahr laufen mit einem solchen Versuch. Er ließ seine Grenadiere sich auf das Verdeck legen und befahl Kapitän Taillade, welcher den Kommandanten Andrieux kannte, mit diesem zu parlamentiren. Kapitän Taillade nahm sein Sprachrohr, grüßte den Commandanten Andrieux und frug ihn, wohin er gehe. — „Nach Livorno", antwortete dieser, „und Sie?" — „Nach Genua", entgegnete Kapitän Taillade, und bot an, Aufträge für den „Zephir" zu besorgen, was aber Commandant Andrieux nicht annahm, indem er sagte, er habe daselbst Nichts zu besorgen. „Und wie geht es dem Kaiser?" frug der Offizier der königlichen Marine. „Sehr gut", antwortete Kapitän Taillade. „Um so besser", fügte Andrieux hinzu und setzte seinen Weg fort, ohne die Begegnung, die er gehabt und die Unermeßlichkeit der Dinge, die er unbemerkt sich entschlüpfen ließ, zu ahnen.

In der Nacht verschwanden die Kriegsschiffe, welche einige Stunden vorher beunruhigt hatten, und

man steuerte Frankreich zu. Am 28. passirte man den Meerbusen von Genua ohne ein anderes Begegniß als das eines Schiffes von 74 Kanonen, das man anfangs für einen feindlichen Kreuzer hielt, aber sich bald nicht mehr um die Flotte zu kümmern schien, und am Morgen des 1. März — ein denkwürdiger, obgleich unglücklicher Tag für Frankreich und für Napoleon — entdeckte man mit großem Vergnügen die Küste. Gegen Mittag bemerkte man Antibes und die Insel Sainte-Marguerite. Um drei Uhr warf man im Golfe Juan Anker, und Napoleon, der die ersten Schwierigkeiten seines Unternehmens überwunden, konnte an die Rückkehr seines alten Glückes glauben und seine Soldaten, die wie er dessen versichert waren, erfüllten die Luft mit ihrem Rufen: „Es lebe der Kaiser!“ —

Auf ein gegebenes Zeichen und unter dem Donner der Kanonen pflanzte man auf allen Fahrzeugen die dreifarbige Fahne auf und jeder Soldat nahm die dreifarbige Cocarde vor. Dann ließ man die Schaluppen in's Meer, um die Ausschiffung zu bewerkstelligen. Napoleon befahl dem Infanterie-Hauptmann Lamouret, sich mit 25 Mann, einer Küstenbatterie, in der Mitte des Golfes, zu bemächtigen. Kapitän Lamouret fuhr in einer Schaluppe dahin und fand nur Zöllner daselbst, die, entzückt über die Ankunft Napoleon's, sich beeilten zu ihm überzugehen. Man betrat den Boden mit leicht begreiflicher Freude, und während die Schaluppen hin- und herfuhren, dachte Hauptmann Lamouret daran, sich nach Antibes zu begeben, um diesen Platz, dessen Besitz eine mächtige Stütze gewesen wäre, einzunehmen.

Dieser verwegene Offizier erschien in der That bald in Antibes, näherte sich dem am Thore Wache stehenden Posten und ward sehr gut aufgenommen. General Corsin, Commandant von Antibes, war im Augenblicke zu Besuch auf der Insel Marguerite. Der Oberst Cueno von Ornano ersetzte ihn. Als dieser erfuhr, um was es sich handle, ließ er, um seine militärische Pflicht zu erfüllen, die fünfundzwanzig Grenadiere eintreten, befahl dann plötzlich die Zugbrücken aufzuziehen und machte sie zu Gefangenen. Aber die Leute sprachen nun mit den Soldaten des 87. Regiments und wiegelten dieselben der Art auf, daß diese riefen: „Es lebe der Kaiser!“ und durchaus den Platz an Napoleon übergeben wollten. Es gelang dem Obersten von Ornano sie zu beruhigen und die fünfundzwanzig Grenadiere zu entwaffnen, denen er versprach, sie sollten ihre Waffen wieder erhalten, sobald die Sache sich mehr aufgeklärt hätte.

Um fünf Uhr war die Ausschiffung beendet. Die 1100 Mann von Napoleon mit ihrem Gepäcke und vier Kanonen, hatten ihr Lager auf einem Olivenfeld längs des Weges von Antibes nach Cannes aufgeschlagen. Als die Einwohner die Fahrzeuge mit der Mannschaft und den Kanonen bemerkten, glaubten sie, es wären Bewohner der Raubstaaten, welche Fischer entführen wollten, und wurden dadurch sehr erschreckt. Bald jedoch besser unterrichtet, liefen sie neugierig herzu, ohne sich auf irgend eine Weise zu äußern; denn die Küstenbevölkerung war nicht günstig gegen das Kaiserreich gestimmt, das ihnen 15 Jahre lang Seekriege gebracht hatte. Na=

poleon schickte Cambronne an der Spitze eines Vortrabs nach Cannes um Lebensmittel zu fordern und Pferde zu kaufen; aber wissend, daß um Leute zu gewinnen, man ihre Interessen nicht beeinträchtigen dürfe, ließ er Alles baar bezahlen. Die Lebensmittel wurden richtig beigeschafft, sowie auch einige Maulesel und Pferde gekauft.

Trotz des Befehles, Niemanden aus Cannes sich entfernen zu lassen, besonders nicht auf dem Wege nach Toulon zu, entwich dennoch ein Gensd'armerie-Offizier, dem Cambronne vorgeschlagen hatte, Pferde zu kaufen, und der, darauf eingehend, im Galopp nach Draguignan davonsprengte, um dem Präfekten von Var das große Ereigniß mitzutheilen.

Glücklicher Weise für Napoleon hatte der Offizier bemerkt, daß die Artillerie auf dem Wege nach Toulon aufgestellt war, woraus er schloß, daß die Expedition nach der Provence, das heißt nach Toulon und Marseille gerichtet werde.

Dem war aber nicht so, wie man bald sehen wird. Auf dem Olivenfelde, auf dem Napoleon sein Feldlager aufgeschlagen, hatte man ihm einen Tisch und einen Stuhl hingestellt, auf diesem lagen seine Karten. Zwei Wege boten sich: der eine nach Niederprovence, Toulon und Marseille führend und leicht zu durchziehen, der andere, reich an durchschnittenem Terrain und mit Schnee und Eis bedeckten Bergen, sowie geengt durch furchtbare Pässe, wo fünfzig kühne Männer eine noch größere Armee hätten aufhalten können. Diese letztere, mitten durch die französischen Alpen geführte Straße, war an mehreren Orten nicht einmal fahrbar, so daß, wollte man dieselbe vorziehen,

man genöthigt war, sich von der Artillerie zu trennen. Trotz dieser im ersten Augenblicke erschreckenden Schwierigkeiten, zögerte Napoleon nicht, und sicherte durch diese Wahl den Erfolg seines Unternehmens.

Die physischen Hindernisse, mit denen der Weg über die Alpen bedeckt war, bestanden in den steilen mit Eis bedeckten Pfaden und in den zu überspringenden Abgründen; man konnte sie mit Geduld, Beharrlichkeit und Kühnheit überwinden. Napoleon führte eilf Hundert Mann mit sich, die zu allem fähig waren, vollständig vermögend, um allen Widerstand, der sich ihnen in jener Gegend bieten konnte, zu überwinden; übrigens ließ sich erwarten, daß er nur kleine, von einem Hauptmann oder Bataillonschef kommandirte Garnisonen finden würde. Die Hindernisse auf dem Uferweg waren bedeutender. Verfolgte er die Straße, die über Toulon, Marseille, Avignon und Valence zieht, mußte er einer heftigen, durch wüthende Royalisten aufgereizten Bevölkerung begegnen, die leicht den Eifer seiner Truppen vermindern konnte. Ueberdies fand er auf seinem Wege Autoritäten, Admiräle in Toulon und einen Marschall von Frankreich zu Marseille. (Es war Massena, der in dieser Stadt kommandirte.) Bei dem Unternehmen, das er versuchte, brachten diese hohen Bediensteten ihm am meisten Gefahr. — Die gemeinen Soldaten und Unteroffiziere waren fast alle früher schon in seinem Dienste gestanden und theils aus dem Gefängnisse, theils aus fremden Garnisonen gekommen; diese empfanden einen wahren Fanatismus für Napoleon. Die Offiziere theilten zwar diese Gesinnung, aber mit mehr Zurückhaltung, weil sie

durch ihren Schwur und durch ihr Pflichtgefühl bestimmt wurden. Die Generale, besonders die Marschälle, noch mehr durch dieselben Rücksichten gebunden und die Gefahr der Wiederherstellung des Kaiserreichs erkennend, fürchteten sich zu compromittiren und waren noch schwerer wie die Subalternen zu gewinnen.

Deßhalb erschien es rathsam, die hohen Persönlichkeiten zu vermeiden, sowohl vom Militär- als Civilstande, und besser, die schlechtesten Wege vorzuziehen, wenn man auf denselben nur Befehlshabern vom niederen Range begegnete. Auf dem Wege zur Dauphiné stieß man, wie gesagt, auf kleine Truppenabtheilungen und Bauern, welche weder die Edelleute noch die Priester liebten und die fast alle Käufer von Nationalgütern waren. Die größte Stadt, welche man zu passiren hatte, war Grenoble. Napoleon war versichert, daß diese Stadt gegen die Bourbonen war. Er hatte in seiner Garde einen Chirurgen, den Doktor Emery aus der Dauphiné, der in geheimer Verbindung mit seiner Geburtsstadt geblieben war, und dieser sagte, er bürge für seine Mitbürger. Napoleon wählte also den Gebirgsweg und gab noch einmal eine Probe seines sicheren Blickes, der ihm so oft die größten militärischen Triumphe verschafft hatte und der ihm diesmal den größten politischen Sieg erringen ließ, den jemals ein Herrscher davongetragen.

Er verabschiedete seine Artillerie, die er nicht gebrauchen konnte. Um sich gegen die Gensd'armerie zu wehren, genügten seine Fuß-Soldaten; im Uebrigen zählte er auf seine Erscheinung oder vielmehr auf seinen Ueberrock und seinen berühmten Hut. Fiel

die erste Truppenabtheilung ihm zu Füßen, dann waren auch die andern gewonnen; gelang es nicht, dann war er darauf gefaßt, wie ein großer Missethäter zu Grunde gehen zu müssen. Er ließ die Maulthiere mit seinem kleinen Schatze beladen, dem Reste, den er von der Insel Elba gebracht und der 17 oder 18 Hunderttausend Franken betrug. Das Uebrige war entweder auf der Insel Elba ausgegeben oder seiner Mutter zurückgelassen worden. Er beschloß Cannes um Mitternacht zu verlassen. Zu gleicher Zeit schickte er nach Grasse, um Lebensmittel beischaffen zu lassen und der Presse zwei Proklamationen zu übergeben, von denen schon seine Offiziere zahlreiche Abschriften an Bord des „Wankelmuth" gefertigt hatten, und von welchen die eine dem französischen Volke, die andere für die Armee bestimmt war. Diese Proklamationen waren entweder wörtlich oder dem Sinne nach folgende:

„Franzosen!" — sagte er in der ersten — „durch die Siege von Champaubert, von Montmirail, von Chateau-Thierry, von Vauchamp, von Mormans, von Monterreau, von Craonne, von Reines, von Arcis-sur-Aube, von Saint-Dizier, der Aufstand der tapfern Bauern der Lorraine, der Champagne, des Elsaß, der Franche-Comté, der Bourgogne, durch die Stellung, die ich im Rücken der feindlichen Heere einnahm, indem ich sie von ihren Magazinen, ihrer Kriegsmunition, ihrem Gepäcke abschnitt, hatte ich sie in eine verzweifelte Lage gebracht. Niemals wären die Franzosen mächtiger geworden und niemals hätte der Kern der verbündeten Truppen sicherer sein Grab in diesen Gegenden gefunden, die sie so grausam verwüstet hat-

ten, hätte der Verrath des Herzog von Ragusa nicht die Hauptstadt übergeben und die Armee aufgelöst. Zu gleicher Zeit vollendete der Abfall des Herzogs von Castiglione, dem ich eine genügende Macht, um die Oesterreicher zu schlagen, übergeben hatte und der, im Rücken des Feindes erscheinend, den Triumph vervollständigt hätte, unsern Ruin. Das unerwartete Betragen dieser beiden Generale, welche zugleich ihr Vaterland, ihren Fürsten und ihren Wohlthäter verriethen, änderte das Kriegsgeschick.

Mein Herz ward durch diese traurigen Umstände zerrissen, aber mein Geist blieb unerschütterlich. Ich erwog nur das Interesse des Vaterlandes, verbannte mich auf einen Felsen in Mitte des Meeres und erhielt dadurch eine Existenz, welche Euch nützlich werden konnte." . . .

Nachdem er so seine Unglücksfälle erklärt, suchte Napoleon auch den Geist der Emigranten zu charakterisiren, welche, sagte er, sich auf die Fremden stützten, und die alte Feudal-Regierung wieder einführen wollten. Er fügte hinzu:

„Franzosen! ich habe in meiner Verbannung Eure Klagen vernommen; ich habe das Meer voll der verschiedensten Gefahren durchschifft; ich komme, um meine Rechte, die auch die Euren sind, wieder einzunehmen. Was Einzelne gethan, geschrieben oder gesagt, seit der Einnahme von Paris, will ich nicht wissen, ich werde nur das Andenken an die wichtigen Dienste bewahren, die sie geleistet, denn es gibt in der Weltgeschichte Ereignisse, die über der menschlichen Berechnung stehen. . . .

Franzosen! Jede Nation, so klein sie auch sei,

hat das Recht und kann versuchen, sich der Schmach, einem Fürsten gehorchen zu müssen, den der im Augenblick siegreiche Feind ihr aufgedrungen, zu entziehen. Als Karl VII. nach Paris zurückkehrte und Heinrich VI. von dem nur kurze Zeit eingenommenen Throne stieß, erkannte er, daß er die Krone seinen Tapfern und nicht dem Prinz-Regenten von England zu verdanken hatte. Euch allein und den Tapfern meiner Armee, rühme ich mich und werde ich mich rühmen, Alles zu verdanken."

Zur Armee sagte Napoleon folgendes:

Soldaten!

„Wir wurden nicht geschlagen: zwei Männer sind aus unsern Reihen ausgetreten, haben unsere Lorberen, ihr Vaterland, ihren Fürsten und ihren Wohlthäter verrathen.

Diejenigen, welche wir fünfundzwanzig Jahre lang Europa durchlaufen sahen, um uns Feinde zu machen, die ihr ganzes Leben über, gegen uns in den Reihen fremder Heere gekämpft, unser schönes Frankreich verwünschend, — können sie verlangen, unsern Adlern zu gebieten und sie in Ketten zu schlagen, sie, die ihren Anblick nicht ertragen konnten? Sollen wir dulden, daß sie sich unseres Ruhmes, unserer Güter bemächtigen, daß sie unseren Ruhm verleumden? Würde ihre Herrschaft andauern, dann wäre Alles verloren, selbst das Andenken an unsere glorreichsten Tage.

Euer, durch Eure Wahl auf den Thron erhobener, General ist Euch zurückgegeben; vereinigt Euch mit ihm!

Reißt die Farben, welche die Nation verworfen

und die fünfundzwanzig Jahre dazu gedient, daß die Feinde Frankreichs sich unter ihnen gesammelt, herab. Pflanzet die dreifarbige Cocarde, die Ihr in den Tagen Eures Glanzes getragen, dafür auf. Wir können vergessen, daß wir die Herren der Nationen sind, aber wir dürfen nicht dulden, daß sich Jemand in unsere Angelegenheiten mischt. Wer behauptet unser Herr zu sein? Wer hat die Macht dazu? Nehmet die Adler wieder, die ihr bei Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau, Wagram, Friedland, Tudela, Eckmühl, Eßling, Smolensk, Moskau, Lützen, Wurtchen und Montmirail getragen! Kommt und schaart Euch um die Fahnen Eures Anführers! Seine Existenz besteht in der Euren; seine Rechte sind nur die des Volkes und die Euren; sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm ist Euer Interesse, Eure Ehre, Euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmschritt erfolgen. Der Adler mit den Nationalfarben wird von Glockenthurm zu Glockenthurm bis Notre-Dame fliegen. Dann könnt Ihr mit Ehre Eure Narben zeigen, dann könnt ihr Euch Eurer Thaten rühmen; Ihr seid dann die Befreier des Vaterlandes!"

Durch diese Proklamationen gab Napoleon Augereau und Marmont der Wuth der Soldaten preis, die, wie er wußte, der Armee verhaßt waren.

Bevor er sich auf den Weg begab, schickte er die glückliche Flotte nach Elba zurück, damit sie seiner Mutter und Schwester den Erfolg des ersten Theiles seines Unternehmens ankündigte, und befahl, daß die Brigg „Wankelmuth" sie nach Neapel bringen solle, woselbst sie in Sicherheit das Ende dieser Krisis abwarten könnten.

Gegen Abend hatte er sich Cannes genähert; man brachte in Folge eines Befehls, alle Fuhrwerke anzuhalten, den Prinzen von Monaco in sein Feldlager, der wie so viele Andere vom Kaiserreich zur Restauration übergegangen war. Er ließ ihn sogleich in Freiheit setzen, empfing ihn heiter und frug ihn, wohin er gehe. „Ich kehre nach Hause zurück", antwortete der Prinz. „Und ich ebenfalls," entgegnete Napoleon. Sodann entließ er den Regenten des kleinen Staates Monaco, indem er ihm eine glückliche Reise wünschte.

Gegen Mitternacht reiste er nach Grasse, Cambronne folgend, welcher mit einer Abtheilung von hundert Mann vorausmarschirt war. In der Mitte befand sich die alte Garde, welche den Schatz und die Munition geleitete; das Corsische Bataillon bildete die Nachhut.

Vor Cannes fing der Gebirgsweg an, den man achtzig Meilen weit verfolgen mußte, um Grenoble zu erreichen. Man kam bei Tages-Anbruch am 2. März nach Grasse. Die in Cannes verbrachten Stunden waren dazu verwendet worden, die Rationen zuzubereiten, sich Pferde zu verschaffen und besonders die zwei Proklamationen drucken zu lassen. Von diesem Augenblick an war Napoleon entschlossen keine Stunde zu verlieren, um in Grenoble anzukommen, bevor alle Befehle aus Paris befördert werden konnten. Er frühstückte stehend, umgeben von seinem Stab, ein wenig außerhalb der Stadt, unter den Augen der neugierigen und verblüfften Bevölkerung und nichts kund thuend von dem Enthusiasmus, dem er bald zu begegnen hoffte.

Um acht Uhr Morgens begab er sich auf den Weg und stieg mehrere Stunden lang einen mit Eis bedeckten Fußpfad hinan. Der größte Theil der Strecke ward zu Fuß zurückgelegt. Diejenigen, welche sich Pferde zu verschaffen gewußt, gingen neben ihren Thieren, die Andern folgten, ihr Gepäck auf den Schultern tragend. Die Kälte war schrecklich und Napoleon oft genöthigt, vom Pferde zu steigen, um sich durch Gehen, an das er wenig gewöhnt war, zu erwärmen. Mehr wie einmal fiel er im Schnee und hielt einmal, um sich auszuruhen, einen Augenblick in einer Art Sennhütte an, welche von einer alten Frau und einigen Kühen bewohnt war. Während er vor einem Reisigfeuer seine Kräfte sammelte, wandte er sich an die Bäuerin, die nicht wußte, welche Gäste sie unter ihrem Dache beherbergte, und frug sie, ob man Nachrichten von Paris habe. Sie schien erstaunt über eine Frage, an die sie nicht gewöhnt war, und antwortete natürlich, daß sie nichts wisse. „Sie wissen also nicht, wie es dem König geht?“ entgegnete Napoleon. „Dem König? . . . Sie wollen sagen dem Kaiser . . . . er ist immer da unten.“ Diese Bewohnerin der Alpen wußte nicht, daß Napoleon vom Throne gestürzt und durch Ludwig XVIII. ersetzt worden!

Die Zeugen dieser Scene waren starr vor Bestürzung über eine solche Unwissenheit. Napoleon, nicht minder erstaunt, sah Drouot an und sagte: „Nun Drouot, zu was dient es, die Welt zu beunruhigen und mit unserm Namen zu erfüllen?“ Er ging nachdenkend weg und gedachte der Nichtigkeit des Ruhmes. Man setzte die Reise fort und hielt am

Abend Nachtlager in Seranon, einem aus einigen Pachthöfen bestehenden Weiler. Die Soldaten schliefen in den Scheunen und Napoleon fand ein erträgliches Bett in dem Landhaus eines Einwohners von Grasse. Man hatte an diesem ersten Tage fünfzehn Meilen zurückgelegt, ohne ein anderes Hinderniß als Eis und Felsen. Die Mannschaft war außerordentlich müde; aber der Enthusiasmus hielt sie aufrecht, denn sie waren bereit, die Prophezeihung des von Thurm zu Thurm fliegenden Adlers zu verwirklichen.

Am 3. März brach man früh am Morgen auf; man hatte wieder bergige und mit Schnee bedeckte Wege und Abends nachdem man eine fast ebensogroße Strecke wie am Tage zuvor zurückgelegt, übernachtete man in Barem, in dem Thale der Durance, aber noch zehn Meilen von ihren Ufern entfernt. Am 4. war man wieder zeitig unterwegs, trotz der wachsenden Müdigkeit; man machte Halt zu Degne, um daselbst zu frühstücken, und kam noch bis Malijay. Fast am Ufer der Durance angekommen, mußte man an demselben hinauf über Sisteron und Gorp, um durch einen engen Gebirgspaß in die schöne mit Bergen umschlossene Ebene der Isère zu gelangen. Hier war ein beunruhigendes Hinderniß zu erwarten.

Bei Sisteron ging der Weg von dem linken auf das rechte Ufer der Durance über; man mußte eine Brücke passiren, die das Feuer des Platzes bestrich, wenn er vertheidigt wurde. Ein den Bourbonen treuer Offizier, der die Thore der Festung schließen ließ, konnte die ganze Expedition aufhalten. In diesem Falle hätte man mehrere kostbare Stunden verlieren müssen, was natürlich für den Feind von großem

Vortheil gewesen wäre. Die Gefahr war groß, aber seinem Sterne vertrauend, rückte Napoleon ohne Zögern auf Sisteron zu. —

Er hatte gut daran gethan, denn diejenigen, die ihm entgegen zu handeln glaubten, verminderten die Schwierigkeiten des Marsches, anstatt sie zu vermehren. Den Nachrichten des Gensd'armerieoffiziers zufolge, von dem wir gesprochen, hatte der Präfekt von Var, glaubend, Napoleon wende sich nach Toulon und Marseille, Alles was er an Nationalgarde und Truppen vereinigen konnte, an den Wald von Estera zusammengezogen. Nachdem er diese Vorsichtsmaßregeln am 2. genommen, hatte er dem Marschall Massena zu Marseille eine Stafette, die erst am 3. März, und eine andere nach Grenoble, welche erst am 4. ankommen konnte, zugeschickt. Zu gleicher Zeit hatte er gesucht, die Commandanten der kleinen Posten der Alpen von den Vorgängen in Kenntniß zu setzen, ohne ihnen übrigens Verhaltungsmaßregeln zu geben, die ihm trotz seines Eifers unmöglich gewesen wären zu bezeichnen. Bei diesem Stande der Dinge hatte jeder Commandant, von Schrecken durch diese fürchterliche Neuigkeit erfaßt, nur daran gedacht, sich in seine Mauern zurückzuziehen und nicht daraus hervorzugehen, um Napoleon den Weg zu versperren. General Loverdo, der die Herrschaft über das Departement der Niederalpen besaß, hatte die wenigen Truppen, über welche er in der untern Durance und in Aix kommandirte, wieder an sich gezogen; die Befehlshaber von Embrun und von Mont-Dauphin, welche eilten, sich in die ihrer Ehre anvertrauten Orte einzuschließen, hatten alle ihre Posten an der oberen Durance

zurückgezogen, so daß Sisteron, das zwischen beiden lag, ohne Vertheidigung war. Auf diese Art fand Napoleon ohne Verrath den Weg offen.

Cambronne drang an der Spitze von 100 Mann ohne Schwierigkeit am 5. in Sisteron ein und Napoleon frühstückte daselbst, nachdem er wie durch Zauberei eines der größten Hindernisse auf seinem Wege verschwinden gesehen. Er begegnete hier dem Geiste der Bergvölker der Dauphiné, — Gebirgsleuten, tapfer, voll Gefühl für den Ruhm der Waffen, die Fremden hassend, Edelleute und Priester verachtend, aufgereizt über die Maßen von den Predigten der Geistlichkeit, über die Nationalgüter und den Zehnten und aus allen diesen Gründen enthusiasmirt für Napoleon. Man sah sie in Menge unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" von den Bergen kommen, voll Eifer Lebensmittel, Pferde, Alles, was man von ihnen verlangte, liefernd, es gerne umsonst, noch lieber für Geld gebend.

Trotz des guten Empfangs, den er in Sisteron fand, hütete er sich doch, lange daselbst zu verweilen; er wollte in Gap übernachten, um sich der Pässe, welche aus dem Thale der Durance in das der Isère führen, zu bemächtigen. Seine Truppen waren erschöpft von Müdigkeit, denn er hatte sie 10 bis 12 Meilen per Tag, wenn nicht fünfzehn, machen lassen und Viele von der Mannschaft blieben zurück. Aber die Bauern nahmen sie auf, führten sie auf Wagen nach und einige Ruhestunden genügten, um die Nachzügler mit dem Heere wieder zu vereinen. —

Obgleich sehr gut in Gap aufgenommen, erhielt Napoleon doch Nachrichten, die ihm nicht gestatteten,

lange zu rasten. — Er hatte einen Kundschafter ausgeschickt, um die Garnison von Embrun zu erforschen. — Dieser berichtete, daß die Soldaten bereit wären, beim ersten Signal die dreifarbige Cocarde zu nehmen, daß aber die Offiziere, durch Pflichtgefühl zurückgehalten, weit entfernt den Platz zu übergeben, im Gegentheil daran dächten, den Paß Saint-Bonnet, welcher das Thal der Durance mit dem des Drac, einem Nebenflusse der Isère, vereinigt, zu besetzen. Dieser enge Weg fängt vor Gap an, zieht sich über einen hohen Berg zum Paß Saint-Guignes und führt nachher herunter nach Saint-Bonnet. Napoleon, der befürchtete, er könne auf einem so gefährlichen Uebergange eingeholt werden, ließ seine Vorhut am 6. sehr frühzeitig aufbrechen und folgte bald selbst. — Der Weg war nicht bewacht und er konnte am Abend in dem auf der Grenze des Departements Isère gelegenen Flecken Corps übernachten. Bis hierher war ihm Alles geglückt; er war in der Dauphiné und konnte schon die Gährung der Stadt Grenoble fühlen, welche bei seiner Annäherung in großer Bewegung war. Gewann er diese, durch ihre Lage, ihre Industrie, ihr Arsenal, ihre zahlreiche Garnison und ihren politischen wie moralischen Werth der Einwohner, wichtige Stadt, dann war er Herr von Frankreich; denn durch Grenoble erhielt er Lyon und durch Lyon — **Paris**. Um keine Vorsichtsmaßregeln zu versäumen, ließ er durch Doktor Emery, der Verbindungen in Grenoble hatte, die Bevölkerung zu seinen Gunsten stimmen.

Die durch den Präfekten von Var abgeschickte Stafette war am Abend des 4. März in Grenoble angekommen. Ein berühmter Gelehrter, Namens

Fourier, war Präfekt von Isère. General Marchand, einer der geachtetsten Offiziere des Kaiserreichs, befehligte in Grenoble, dem Sitz der 7. Militär-Division. Der Präfekt und der General waren sehr unangenehm berührt durch die Nachricht, welche man ihnen mittheilte; denn außer der Bedeutung, welche sie für ganz Frankreich hatte, brachte sie ihnen eine große Verantwortlichkeit. In der That hatte der besser unterrichtete Präfekt von Var ihnen die Richtung von Grasse, Digne, Gap und Grenoble, welche Napoleon konnte genommen haben, bezeichnet. Das Gewitter entlud sich also über ihnen. Vorerst hielten sie die Nachricht noch geheim. Fourier, der seine Zeit gerne seinem Studium widmete, war ärgerlich über den, welcher sein friedliches Leben störte, obgleich er durch die Erinnerung an ruhmvolle Tage (er war mit in Egypten) sich zu Napoleon hingezogen fühlte. Zu dem kam noch sein Pflichtgefühl, was ihn antrieb, den Bourbonen treu zu bleiben. General Marchand war ein strenger Beobachter militärischer Disciplin und obgleich er das Betragen der Emigranten mißbilligte, war er doch intelligent genug, um die Gefahren zu ermessen, die für Frankreich aus einer Rückkehr Napoleon's entstehen konnten. Er war standhafter in seinem Entschlusse als der Präfekt; aber die Schwierigkeit eines Widerstandes lag nicht in dem Mangel an Truppen, denn es war eine hinreichende Militärmacht beisammen, sondern in der Treue derselben. Widerstanden diese beim Namen Napoleon's und seiner Gegenwart? Marchand kannte die Armee hinlänglich, um daran zu zweifeln. Er berief im Geheimen die Anführer der Korps zusam-

men und diese erklärten, daß sie bereit wären, ihre Pflicht zu thun, und so ziemlich auf ihre Offiziere, aber keineswegs auf die Soldaten zählen könnten. Ebenso schwierig war die Wahl der Regimenter. Bei dem 5. wohldisciplinirten und befehligten Infanterie-war auch das 4. Artillerie-Regiment, in welchem Napoleon seine ersten Waffenthaten verrichtet und das seit der Trennung der Artillerie von der kaiserlichen Garde noch mehr Compagnien erhalten. Man hatte auch noch das 3. Genie-Corps, das wenig günstig für die Bourbonen gestimmt war, und vermuthete eine Beeinflussung dieser Truppen auf die anderen. General Marchand war sehr beunruhigt und wartete mit seiner Entschließung noch die Ankunft des Generals Mouton-Duvernet ab, welcher die Unterabtheilung von Valence befehligte. Die 7. Division, aus 4 Departements gebildet, war in zwei Brigaden getheilt, nämlich diejenige zu Grenoble, welche die Isère und Mont-Blanc und die von Valence, welche die Drome und die oberen Alpen in sich begriff. Es geht daraus hervor, daß, wenn General Mouton-Duvernet in den oberen Alpen, das heißt in Gap, Befehle ertheilen wollte, er Grenoble passiren mußte.

Als dieser General die Ereignisse erfuhr, hatte er in der Eile einige Vorkehrungen zur Vertheidigung der Brücke Romans, über die Isère getroffen, für den Fall, daß Napoleon den Ufern der Rhone folgen würde. Dann war er abgereist und Sonntag Morgens den 5. in Grenoble angekommen. Hier berieth er sich mit dem Präfekten Fourier, dem General Marchand, dem General Mouton-Duvernet und eini-

gen Stabsoffizieren über die Maßregeln, welche man ergreifen sollte.

Schickte man Napoleon Truppen entgegen, so stand zu befürchten, sie würden zu ihm übergehen. Sie zu sich zurückrufen, hieße ihm das Land überlassen, worunter bedeutende Posten waren, wie z. B. Sisteron. — Und doch durfte man Grenoble nicht preisgeben.

Diese Hauptstadt der Dauphiné war eine alte Festung, sie enthielt eine Artillerie- und Ingenieur-Schule, sowie beträchtliches Kriegsmaterial, bestehend in 80 Tausend Flinten, 200 Kanonen und allem Geräthe, das zu einer solchen Waffenniederlage gehört. Man konnte also einen so wichtigen Posten nicht aufgeben. Es ward beschlossen, alle Truppen in der Dauphiné und in dem, Frankreich gebliebenen, Theile von Savoyen zusammenzuziehen. Man schickte den Befehl nach Chambery, das 7. und 11. Linien-, und nach Vienne, das 4. Husaren-Regiment zu senden, denn es fehlte an Cavallerie. —

Unglücklicher Weise war das 4. Husaren-Regiment, obgleich von einem ausgezeichneten Offizier voll Ehrgefühl, Major Blot, befehligt, so wenig sicher, daß man es während der letzten Visitation Seitens des Grafen von Artois nicht abhalten konnte zu rufen: „Es lebe der Kaiser!“ Aber man mußte sich der Truppen bedienen, die man hatte, und glaubte, wenn eine so bedeutende Militärmacht beisammen wäre, würde vielleicht der militärische Geist wieder einkehren und mit ihm das Pflichtgefühl. Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, reiste General Mouton-Duvernet nach Gap, von woher Napoleon kam. Der Ge-

neral hoffte ihm zuvorzukommen bei dem wichtigen Uebergang von Saint-Bonnet und Vorkehrungen treffen zu können, um ihn aufzuhalten.

Die Anfangs nur unter den obersten Behörden behaltene Neuigkeit verbreitete sich bald in der Stadt und Sonntag Mittag war sie schon allseitig bekannt. Der Präfekt und der General hielten es für nothwendig, eine Proklamation zu erlassen, worin sie alle Klassen zur treuen Pflichterfüllung aufforderten, versprechend, selbst das Beispiel zu geben. Grenoble bot eine wahre Musterkarte des französischen Staats zu damaliger Zeit dar. Man sah einige alte Edelleute, welche unkluger Weise ihre Hoffnungen und Wünsche zur Schau trugen, die aber seit dem Prozeß Exelmans' und seit dem Begräbniß von Fräulein Raucourt begriffen, daß sie sich mäßigen müßten, wollten sie sich nicht neuem Unglücke preisgeben. Man sah eine zahlreiche Bürgerschaft, reich, aufgeklärt, das Genie Napoleon's bewundernd, seine Fehler geringschätzend, tief verletzt durch das Betragen der Emigranten, aber lebhaft die Gefahr der Wiederherstellung des Kaiserreichs empfindend, während Europa noch unter Waffen stand. Man sah endlich ein arbeitsames Volk, wohlhabend, rechtschaffen, weniger beherrscht von seinen Gefühlen wie die Bürgerschaft, weil es weniger aufgeklärt war, leidenschaftlich für den militärischen Ruhm eingenommen, voll Abneigung gegen die Edelleute und Priester, mit einem Worte, die Neigungen der Bauern aus der Dauphiné theilend, obgleich sie das Interesse hinsichtlich der Nationalgüter nicht hatten.

Man erräth leicht die Gährung, welche die Nach-

richt von der zu erwartenden Ankunft Napoleon's bei den verschiedenen Klassen erzeugte.

Der ganze Sonntag Abend, die Hälfte des folgenden Montags, des 6., verging in lebhafter Bewegung, in schneller Aufeinanderfolge von Hoffnung und Furcht, die jeden Augenblick aus der Freude des Einen, ein Gegenstand des Schmerzes für den Andern war. Bald sagte man, Napoleon wäre verfolgt, arretirt und gefangen; dann gingen die Royalisten mit lachenden, herausfordernden Gesichtern in den Straßen umher; bald sprach man davon, Napoleon wäre Sieger, fast schon an den Thoren von Grenoble angekommen; dann waren die Royalisten traurig und schweigsam, während das Volk außer sich vor Freude durch die Gassen lief und schrie: „Es lebe der Kaiser!" Die halb besoldeten Offiziere mischten sich unter das Militär, fanden die Offiziere schweigsam und in Verlegenheit, die Soldaten hingegen mittheilsam, freudig, die dreifarbige Cocarde in ihren Tschacko's verborgen. Die Generale verboten die Unterhaltung mit den Aufwieglern und ließen die Mannschaft in den Kasernen halten; aber sie machten diese nur unzufriedener, ohne die Mittheilungen verhindern zu können. —

Gegen Mittag, Montags den 6., erhielt man Nachrichten von General Mouton-Duvernet. Indem er eilig über Vizille nach Gap sich verfügte, war der General einem Reisenden begegnet, den er hatte arretiren lassen. Dies war Doktor Emery, durch Napoleon eilig dahin gesendet. Er hatte diesen Reisenden ausgefragt; derselbe erklärte, er wisse Nichts, sei schon vor mehreren Monaten von der Insel Elba abge-

reist und kehre ruhig in sein Vaterland zurück, um daselbst seine Tage zu beschließen. — Durch diese Erklärung getäuscht, hatte General Mouton-Duvernet den Doktor passiren lassen und war weiter gezogen. Er erfuhr bald, daß Napoleon, der gestern in Gap übernachtete, heute nach Corps marschire, wo er bald ankommen werde, nachdem er den Paß von Saint-Bonnet überschritten; es war also nicht mehr Zeit, ihn einzuholen, und am rathsamsten, nach Grenoble umzukehren. — Unterwegs änderte der General seine Meinung in Bezug auf Doktor Emery und ließ ihm nachsetzen. Aber der Doktor war in Grenoble angekommen, wo er sich bei Freunden verborgen hielt, welche er beauftragte, die Proklamationen Napoleon's und die Nachricht seiner Ankunft zu verbreiten. — Als man erfuhr, wie nahe Napoleon sei, verdoppelte sich die Aufregung. Einerseits sagte man, Nichts könne ihm widerstehen, und die Truppen, welche man ihm entgegen schickte, dienten nur dazu seine Kräfte zu vermehren; andererseits behauptete man, daß eine Armee, die von dem Grafen von Artois und mehreren Marschällen befehligt würde, sich in Lyon vereinige, um den Flüchtling der Insel Elba festzunehmen und auf eine eklatante Art zu strafen. Die Royalisten, welche diese Nachricht verbreiteten, machten den Befehlshabern den Vorwurf, daß sie sich in Grenoble einschlössen. Man nannte einen neuen Ort, wo es möglich wäre, Napoleon aufzuhalten, indem man dort eine Brücke sprengte. — Diese Brücke war die von Ponthaut, die über einen kleinen Fluß, Bonne, der sich in den Drac (Nebenfluß der Isère) ergießt und den Weg von Gap sperrt. Man sagte,

wenn man diese Brücke sprengte, so nöthigte man Napoleon, sich in's Gebirge zu flüchten, oder in die Ebene, d. h. an die Ufer der Rhone hinabzusteigen, wo die in Lyon versammelte Macht nicht zögern würde, ihn zu vernichten. Man bestand so sehr darauf, daß der Präfekt und der General endlich eine Compagnie Artillerie, eine Compagnie Ingenieure sammt einem Bataillon des 5. Linienregiments an die Brücke der Bonne beorderten. Dieses Bataillon war durch einen ausgezeichneten Offizier, Namens Lessard, der früher in der kaiserlichen Garde gedient hatte, befehligt, der aber ein strenger Beobachter seiner Pflichten und fest entschlossen war, seinen Schwüren treu zu bleiben. Man folgte diesen Truppen bis an das Bonner Thor, durch welches sie hinauszogen; die Royalisten rechneten auf ihre ausgezeichnete Haltung, die Bonapartisten hingegen sagten, daß das Gebahren der Soldaten keinen Zweifel darüber ließe über ihr Betragen, sobald sie Napoleon's ansichtig würden.

Da die Colonne am Abend abmarschirt war, konnte man vor dem nächsten Morgen keine Nachricht erhalten, obgleich man sie ungeduldig erwartete. Früh am folgenden Tage (am 7.) trafen das 11. und das 7. Linienregiment von Chambery und das aus Vienne gekommene Husarenregiment ein. Zu gleicher Zeit fing man an, an der Bewaffnung der Stadt zu arbeiten, indem man die Kanonen aus dem Arsenal auf die Mauern pflanzte. Die Royalisten setzten große Hoffnung auf das eine der beiden aus Chambery herbeigezogenen Infanterie-Regimenter, nämlich auf das 7., das von dem Obersten La Bédoyère,

einem jungen, glänzenden Offizier befehligt wurde, der die härtesten Feldzüge des Kaiserreichs mitgemacht hatte, — einem Adeligen, welcher durch seine Frau mit der Familie von Damas verwandt und ein Schützling des Hofes war, dem er gänzlich ergeben zu sein schien. Man erzählte sich, daß er, indem er in Grenoble einzog, aus eigenen Mitteln eine Summe Geldes an seine Soldaten vertheilt habe, und man zweifelte nicht, daß er dies nur gethan, um sein Regiment an sich zu fesseln und bei der Pflicht zu erhalten. — Dieser junge Oberst speiste mit den Offizieren der Garnison bei General Marchand, der sie alle zur Tafel geladen, um sich mehr ihrer Ansichten zu vergewissern. Die Meisten zeigten sich eifrig im Angesichte ihrer Oberen; aber einige Aufrichtigere, ebenfalls versichernd, ihre Pflicht thun zu wollen, leugneten nicht, daß es ihnen schwer falle, gegen Napoleon aufzutreten. — Oberst Bédoyère schwieg. Dieses Schweigen von einem, wie man annahm, royalistisch gesinnten Offiziere, erschien sonderbar, aber nicht beunruhigend, denn ein Zweifel an ihm war unmöglich. — Man verließ gegen 2 Uhr die Tafel, und da um diese Zeit die nach der Brücke Ponthaut geschickten Soldaten Napoleon gegenüber stehen mußten und man sich der Entscheidung näherte, zog sich Jeder zurück, um seine Dienstangelegenheiten zu besorgen.

In der That hatten sich die am Abend vorher abmarschirten Truppen, über Vizille, La Frey und La Mure, der Brücke Ponthaut zugewandt, und die zwei Ingenieur- und Artilleriebataillone den Weg mit ihren weißen Cocarden besäet; das Bataillon des 5. that durch kein Zeichen seine Gesinnung kund. Die

zwei erstgenannten Compagnien hatten bei dem Dorfe La Mure in geringer Entfernung von der Brücke Ponthaut angehalten. Der Bürgermeister und die Einwohner widersetzten sich, als sie hörten, daß die Brücke zerstört werden solle, da diese ihr hauptsächliches Verbindungsmittel mit der Provence war. Sie gaben als Grund für ihre Weigerung an, daß ein wenig oberhalb der Brücke die Bonne zu durchwaten wäre, daß also aller Schaden, den man der kaiserlichen Colonne zufüge, nur darin bestehe, daß sie in einem ziemlich kalten Wasser über den Fluß setzen müßten. Die Ingenieure stellten sich, als fänden sie die Gründe genügend, und baten in Erwartung des 5., nur um Quartiere, die man ihnen gerne bewilligte. —

Napoleon hatte, wie erwähnt, in dem Flecken Corps übernachtet, sich der Pässe zwischen Gap und Grenoble bemächtigt und rückte nun vertrauungsvoll vor, unter dem steten Rufe der Bevölkerung: „Es lebe der Kaiser!“ Doch wußte er wohl, daß der kommende Tag der entscheidende sein würde, denn er mußte an demselben zum ersten Male Truppenkörpern begegnen, und von dem Verhalten dieser hing der ganze Erfolg seines abenteuerlichen Unternehmens ab. —

Während er in Corps einige Stunden der Ruhe pflegte, hatte er Sorge getragen, Cambronne mit einer Vorhut von 200 Mann voraus zu schicken, um sich der Brücke über die Bonne zu bemächtigen und die Zerstörung derselben zu verhüten. Die polnischen, mit Pferden versehenen Uhlanen waren Cambronne vorausgeritten und baten den Bürgermeister von La Mure um Quartier. Zur gleichen Stunde, d. h. um

Mitternacht, kam das besagte 5. Regiment an. Bald vermischten sich dieselben, und die Uhlanen suchten sich mit den Soldaten des 5., die sehr geneigt, aber durch ihre Offiziere etwas genirt waren, zu verbrüdern. Ungeachtet dessen kamen bald zahlreiche Unterredungen zu Stande, weßhalb der Befehlshaber des Bataillons, Namens Lessart, davon in Kenntniß gesetzt, die Berührung mit den von der Insel Elba gekommenen Truppen und seinen Soldaten fürchtend, sie zu dem Dorfe La Frey zurückführte. Die Brücke blieb also in der Gewalt von Cambronne.

So verging für beide Theile die Nacht in Besorgnissen. Der Commandant des 5. hatte seine Leute einige Stunden zurückgeführt, eine gute Position eingenommen und gönnte ihnen einige Ruhe. Er wartete bis gegen Mittag, vermuthend, Napoleon hätte seinen Plan geändert, wodurch er von einer großen Verantwortlichkeit befreit worden wäre. Gegen Ein Uhr zeigten sich einige Uhlanen, von denen sich mehrere soweit näherten, um verstanden werden zu können. Sie verkündeten die Annäherung des Kaisers und baten dringend die Soldaten, nicht auf Napoleon zu schießen, sondern sich ihm zu ergeben. Der brave, seiner Pflicht getreue Befehlshaber forderte sie auf, sich zurückzuziehen, indem er ihnen drohte, wenn sie fortführen, seinen Soldaten Abtrünnigkeits-Rathschläge zu geben, auf sie feuern zu lassen. —

Die Reiter wandten sich einer mehrere Hundert Mann starken Colonne zu, welche eben herankam. Diese Colonne war die von der Insel Elba in Begleitung Napoleon's selbst. Die zurückgekehrten Uhlanen theilten ihm mit, daß die Offiziere gesonnen

schienen, ihre Pflicht zu thun, allein die Soldaten wahrscheinlich kein Feuer gäben. Napoleon betrachtete mit seinem Glase einige Zeit lang die Truppen vor sich, um ihre Haltung und Stellung zu beobachten. In diesem Augenblicke kamen einige als Bürger verkleidete, halb besoldete Offiziere herbei und gaben ihm Aufschluß über die Stimmung der mit dem Auftrag, ihm den Weg zu versperren, betrauten Truppen. Nachdem Napoleon diese Berichte vernommen, entschloß er sich, vorzurücken und durch einen Gewaltstreich eine Sache zu entscheiden, die nicht anders geschlichtet werden konnte. Er befehligte auf die linke Seite des Weges die Vorhut von Cambronne, auf die rechte die Hauptarmee und voraus die fünfzig Reiter. Dann befahl er seinen Soldaten die Waffen unter den linken Arm zu nehmen, die Spitze nach unten, und beorderte einen Adjutanten an die Fronte des 5. vorzureiten, seine Ankunft anzuzeigen und zu sagen, daß diejenigen, welche es wagten zu schießen, für Frankreich und alle kommenden Ereignisse verantwortlich wären. —

Nachdem diese Befehle gegeben waren, rückte er an der Spitze seines Heeres vor, gefolgt von Cambronne, Drouot und Bertrand. Als der Adjutant das Bataillon erreicht hatte, wiederholte er Napoleon's Worte und zeigte ihnen den sich nähernden Kaiser. Bei dem Anblick desselben geriethen die Soldaten des 5. in eine außerordentliche Angst, und bald Napoleon, bald ihre Vorgesetzten betrachtend, schienen sie letztere anzuflehen, ihnen keine Pflicht aufzuerlegen, die ihnen unmöglich wäre zu erfüllen. Als der Anführer des Bataillons sie so verwirrt und außer sich sah, befahl

er mit fester Stimme zum Rückzug zu blasen. „Was soll ich thun?“ sagte er zu einem Adjutanten General Marchand's, welcher in dessen Auftrag bei ihm war; „sie sind blaß wie der Tod und zittern beim Gedanken, auf diesen Mann Feuer zu geben“. Während er zum Rückzuge blasen ließ, sprengten die 50 Uhlanen herzu, um die Soldaten zu bewegen, sich mit ihnen zu vereinigen. Lessard, glaubend, sie wollten ihn angreifen, befahl anzuhalten und ihnen die Bajonette zu zeigen. Die Uhlanen ritten herzu, den Säbel in der Scheide und riefen: „Freunde! schießt nicht! hier nähert sich der Kaiser.“ In der That kam Napoleon herbei und als er in dem Bereich der Gehörweite war, rief er: „Soldaten! erkennt Ihr mich?“ „Ja, ja!“ riefen mehrere Hundert Stimmen. Dann öffnete er seinen Ueberrock, entblößte seine Brust und fügte hinzu: „Wer unter Euch will auf seinen Kaiser schießen?“ Außer sich vor Freude, bei diesen letzten Worten, steckten die Soldaten ihre Tschackos auf ihre Säbel und Bajonnette indem sie riefen: „Es lebe der Kaiser!“ Dann umgaben sie Napoleon, küßten ihm die Hände und nannten ihn ihren General, ihren Kaiser, ihren Vater! Der Anführer des Bataillons wußte nicht, was beginnen. — Da näherte sich ihm Napoleon, — frug nach seinem Namen, seinem Grad, seinen Diensten und sprach dann: „Mein Freund! wer hat Sie zum Kommandanten dieses Bataillons gemacht?“ „Sie Sire.“ „Wer hat Sie zum Hauptmann ernannt?„ „Sie Sire.“ „Und Sie wollten auf mich schießen lassen?“ „Ja“, entgegnete der rechtschaffene Mann, „um meine Pflicht zu erfüllen.“ Er übergab alsdann seinen

Degen an Napoleon, der ihn abnahm, seine Hand drückte und mit einer Stimme, der man nicht die geringste Erregung anmerkte, sagte: „Suchen Sie mich in Grenoble auf.“ Aus dem Tone und der begleitenden Geberde Napoleon's ging hervor, daß er ihm den Degen nur abgenommen, um ihm denselben wieder zu geben. — Dann wandte er sich an Drouot und Bertrand mit den Worten: „In zehn Tagen werden wir in den Tuilerien sein.“ —

Auf dem Wege begegnete man enthusiastischen Anhängern des Kaiserreichs, welche ankündigten, daß ein ganzes Regiment von Grenoble nach La Mure marschire. Bald sah man in der That die genannte Abtheilung sich nähern. Es war das 7. Linienregiment, kommandirt von dem Obersten La Bédoyère, dessen Schweigen am Tische General Marchand's so sonderbar erschienen war. Oberst Bédoyère, obgleich durch seine Frau und seine Familie enge mit den Bourbonen verbunden, hatte für Napoleon und den Ruhm der französischen Waffen eine lebhafte Zuneigung. Wie die meisten seiner Kameraden sah er in den Bourbonen nur Kreaturen der Fremden und wollte ihnen nicht mehr dienen. Dem dringenden Wunsche seiner Familie zufolge, hatte er seine gegenwärtige Befehlshaberstelle angenommen. Es zog ihn unwiderstehlich zu Napoleon hin. Als er die Tafel des Generals Marchand verlassen, versammelte er sein Regiment auf einem der freien Plätze von Grenoble, ließ den Adler des 7. aus einem Käftchen nehmen, schwang seinen Säbel und rief: „Es lebe der Kaiser! wer mich liebt, folge mir!“ Fast das ganze Regiment war ihm gefolgt und hatte sich unter

dem Beifallrufen des Volkes in Grenoble auf den Weg nach La Mure begeben.

Diese Nachrichten hatte man Napoleon überbracht; sie waren geeignet, seine Unruhe zu zerstreuen. Sobald das Regiment herankam, sah man La Bédoyère vom Pferde springen und sich Napoleon nähern. Dieser stieg ebenfalls ab, umarmte den Obersten und dankte ihm, daß er freiwillig gekommen im Augenblicke, da noch nichts entschieden war.

La Bédoyère antworte, daß er so gehandelt, um das gedemüthigte Frankreich wieder zu erheben; dann sagte er zu Napoleon, er würde die Nation sehr verändert finden, er müsse auf seine bisherige Regierungsweise verzichten, er könne nur unter der Bedingung regieren, daß er eine ganz neue Herrschaft anfange.*) „Ich weiß es", sagte Napoleon, „ich komme, um den Ruhm der Nation wieder herzustellen, um die Grundsätze der Revolution zu retten, um sie einer Freiheit zu versichern, welche im Anfange meiner Regierung schwer gewesen, jetzt nicht nur möglich, sondern nothwendig geworden ist. —

Napoleon kam durch Vizille, und nachdem ihm hier der beste Empfang geworden, setzte er seinen Weg nach Grenoble fort, woselbst er am 7. Abends 9 Uhr ankam.

*) Napoleon läugnete auf St. Helena, daß La Bédoyère also zu ihm gesprochen. Ohne Zweifel war er berechtigt, diese heftige Sprache, die man La Bédoyère führen ließ, in Abrede zu stellen; aber den Sinn der durch Letzteren ausgesprochenen Worte, die wir dem Wesen nach hier wieder gegeben haben, konnte er nicht läugnen.

Er hatte in sechs Tagen eine Strecke von 80 Meilen an der Spitze einer Armee zurückgelegt, — ein in der Geschichte ohne Beispiel dastehender Marsch. Der Eifer der Einwohner, welche ihm Karren und Pferde geliefert, hatte viel zu dieser wunderbaren Schnelligkeit beigetragen. In diesem Augenblicke herrschte die größte Verwirrung in Grenoble. Als der General den Abmarsch des 7. erfahren, hatte er die Thore der Stadt schließen und die Schlüssel zu sich bringen lassen, was aber die zurückgebliebenen Soldaten des 7. nicht abhielt, über die Wälle hinabzuspringen, um sich mit ihren Kameraden zu vereinigen. Die erschreckten Adeligen hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen. Die Bürgerschaft zeigte sich kaum, das sich selbst überlassene Volk lief vermengt mit den halb besoldeten Offizieren durch die Straßen, rufend: „Es lebe der Kaiser.“ Durch die Nachrichten der Begebenheiten zu La Mure, die einige Reiter gebracht, war die Exaltation auf's Höchste gestiegen; es hatte sich auf die Wälle gestellt, um ungeduldig die Ankunft der von der Insel Elba kommenden Colonne abzuwarten.

Als das Volk Napoleon's ansichtig war, brach es in Freudenschreie aus. Die auf den Wällen versammelten Haufen stürzten auf die Thore los und versuchten sie zu öffnen, während Bauernschaaren dieselben von Außen einzuschlagen suchten. Das Thor wich den doppelten Anstrengungen in demselben Augenblicke, da Napoleon an der Spitze seines Heeres ankam. Nur mit Mühe konnte er durch die dichtgedrängten Reihen kommen, um in dem Gasthause zu den „Drei Dauphins“ abzusteigen.

Sobald man seine Ankunft erfahren hatte, waren die vornehmsten Staatsbeamten verschwunden. Der General hatte sich in das Departement Mont-Blanc begeben und den Rest seiner Truppen um sich versammelt, um bis zum letzten Augenblicke seiner Pflicht nachzukommen. Der durch seine früheren Beziehungen zu Napoleon in Verlegenheit gesetzte Präfekt war geflohen, aus Angst, er könnte durch dessen Anblick von seiner Pflicht abgezogen werden. —

Er hatte sich nach Lyon gewendet, indem er sich bei seinem früheren Herrn wegen seiner plötzlichen Abreise entschuldigen ließ. Napoleon wollte weder in der Präfektur, noch in dem Hotel des Divisions-Commando's logiren; er blieb in den „Drei Dauphins" wo er gestern zuerst abgestiegen war, um dem Grundsatze treu zu bleiben, den er sich bei dieser Expedition gesetzt, überall seine Bedürfnisse zu bezahlen und sich auch so vor den bourbonischen Prinzen auszuzeichnen, deren Besuche den von ihnen besuchten Provinzen höchst lästig waren. —

Kaum in dem bescheidenen Gasthofe eingerichtet, empfing er die sich ihm vorstellenden Personen und brachte den Abend in der Unterhaltung mit dem Bürgermeister, den städtischen Beamten und den Militärbefehlshabern zu. Von Zeit zu Zeit zeigte er sich am Fenster, um die Ungeduld des Volkes zu befriedigen. Er wollte am nächsten Tage in öffentlicher Audienz die Beamten der Departements empfangen und Revue über die Truppen halten.

Am nächsten Tage, dem 8. März, wandte er den größten Theil des Morgens dazu an, Befehle zu geben und sogleich seine Regierung in den eroberten

Gegenden zu organisiren; alsdann empfing er die Civil-Gerichts- und Militär-Behörden. Alle gratulirten ihm zu seinen Triumphen, indem sie ihm noch vollständigere auf seinem Wege nach Paris prophezeiten und sich Glück wünschten, ihn wieder zu haben, auf daß er die bedrohten Grundsätze der französischen Revolution wieder geltend mache. Aber trotz der zahlreichen Ergebenheitsbezeugungen erklärten sie fest, er müsse sich auf eine Regierung, ganz verschieden von der vorigen vorbereiten, — zu einer Regierung, die zugleich friedlich und freisinnig wäre. Ungeachtet des großen Respektes, den Napoleon einflößte, war die Sprache nicht mehr die, welche man gegen einen Herrn, sondern gegen das Oberhaupt eines freien Staates führt. Die Gesichter drückten in seiner Gegenwart Neugierde und Bewunderung aus, nicht mehr, wie früher bei seinem Erscheinen, eine demüthige Unterwürfigkeit.

Napoleon zeigte sich nicht unwillig darüber. Ruhig, heiter und seiner neuen Rolle angemessen, sagte er Allen, mit denen er sprach, bald öffentlich bald im Privatgespräch, daß er zehn Monate zum Nachdenken an die Vergangenheit um nützliche Lehren daraus zu ziehen, verwandt, — daß die ihm zugefügten Beleidigungen, anstatt ihn zu kränken und zu ärgern, dazu gedient hätten, ihn zu unterrichten, und — daß er einsehe, was Frankreich Noth thue; er wolle darnach streben, es ihm zu verschaffen; daß er ferner wohl wüßte, wie der Friede und die Freiheit ein dringendes Bedürfniß der Zeit wären und daß er sich dies künftig zur Richtschnur dienen lasse. — Er habe ohne Zweifel die Größe geliebt und zu sehr der Nei-

gung zu Kämpfen nachgegeben, aber daß er nicht der einzig Schuldige sei; — daß die europäischen Mächte durch ihre Unterwürfigkeit, der constitutionelle Körper durch seine Bereitwilligkeit, ihm das Blut und die Schätze Frankreichs anzubieten, Frankreich selbst durch seine Beifallsbezeugungen dazu beigetragen hätten, daß er sich hinreißen lassen, — daß überdies die Versuchung, Frankreich zur Herrscherin aller Nationen zu machen, entschuldbar sei, daß man es sich verzeihen, aber nicht mehr darauf zurückkommen dürfe. Er hätte den Pariser Vertrag unterzeichnet, denn er wäre nicht unschlüssig gewesen, lieber vom Throne zu steigen, als Frankreich das zu entziehen, was er ihm nicht zu geben vermocht; aber die Verträge zu respektiren, sei das Gesetz in jedem geordneten Staate. Er nehme also den einmal unterzeichneten Vertrag an und würde ihn als Grundlage seiner Politik betrachten; daß er vermittelst dieser Erklärung nicht an der Aufrechthaltung des Friedens zweifle; daß er seinem Schwiegervater den Ausdruck seiner Gesinnung mitgetheilt, daß er Ursache habe zu hoffen, diese Erklärung werde ihm die Mitwirkung Oesterreichs verschaffen, daß er noch einmal über Turin nach Wien geschrieben und daß er auf die baldige Ankunft seiner Gemahlin und seines Sohnes zähle. Die inneren Angelegenheiten des Landes anbelangend, erklärte er: er wäre gekommen, um die Bauern von den Steuern, die Besitzer der Nationalgüter von der Beraubung und die Armee von unerträglichen Demüthigungen zu befreien. Selbst wenn die Bourbonen die Erleuchtung und die Kraft, die ihnen fehlte, gehabt hätten, würden sie doch nicht an-

ders gehandelt haben, indem sie die Repräsentanten des Feudalkönigthums wären, die sich ewig nur auf Adel und Geistlichkeit zu stützen vermögen, welche, mit ihnen verbannt, auch mit ihnen wiedergekehrt seien.

Ohne ungerecht gegen die Bourbonen zu sein, müsse man aus ihren Fehlern die Schlußfolge ziehen, daß sie mit Frankreich unvereinbar seien, und daß man, um die neuen Interessen zu beschützen, auch einer neuen Regierung bedürfe; daß sein Sohn, für den er arbeite, der wahre Repräsentant dieser Regierung wäre; er käme, um dessen Herrschaft vorzubereiten und sie ihm würdig und ruhig zu erhalten. — Würde er auch nicht gekommen sein, die Bourbonen wären den Stürmen, die sie durch ihre Fehler hervorgerufen, doch in Bälde erlegen. Er schlage selbst eine Revision der kaiserlichen Constitutionen vor, damit daraus die wahre, auf Volksvertretung gegründete Regierung erwachse, als die einzige Regierungsform, welche dem aufgeklärten Frankreich würdig wäre. Wer ihn bei diesem patriotischen Werke unterstützen wolle, sei ihm willkommen. Man hätte schließlich gut daran gethan, noch einmal einen Versuch mit den Bourbonen zu machen; er sei Niemanden böse darum, der diesen Versuch gewagt, — er habe bei seiner Abreise von Fontainebleau selbst diesen Rath seinen treuesten Dienern gegeben; da man aber nun einsehen lerne, daß die Bourbonen nicht mehr mit der französischen Nation vereinbar wären, so erwarte er vertrauungsvoll, daß alle guten Franzosen zurückkehrten zur Revolution, zur Freiheit Frankreichs, deren wahre und einzige Repräsentanten

er und sein Sohn seien. — Er unterhielt sich mit Beryat Saint-Prix über einige Anordnungen des Code, mit welchen die Geschworenen-Räthe nicht übereinstimmten, und versprach ihm, eine Prüfung und, wenn nöthig, eine Aenderung dieser Anordnungen unter der Zahl der gesetzgebenden Reformen vorzunehmen, mit welchen er im Schooße eines tiefen Friedens, den er nicht mehr zu stören gedenke, sich beschäftigen würde.

Nachdem er den verschiedenen Behörden Audienz gegeben, hielt er Revue über die Truppen, von denen er mit Entzücken empfangen wurde. Zwei oder drei Anführer hatten aus militärischen Scrupeln das Regiment verlassen; die Mehrzahl derselben aber war geblieben, indem sie sich durch die Gewalt des Umschwunges der Dinge ihres Schwures für entbunden hielten. Die dreifarbigen Cocarden, welche die Soldaten auf dem Grunde ihrer Taschen aufbewahrt gehabt, waren, wie hergezaubert, plötzlich erschienen, — selbst die Adler, welche, man weiß nicht wo, verborgen waren, erschienen an der Spitze der Fahnen. Man hätte nicht geglaubt, daß in der kaiserlichen Regierung eine Unterbrechung von einem Jahre stattgefunden. Napoleon sprach mit den Soldaten von ihrem durch die Emigranten geschmähten Ruhme; dann wiederholte er, daß er den Frieden wolle, denn er wäre entschlossen, sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen; aber er dulde nicht, daß man sich in die Angelegenheiten Frankreichs menge und daß, wenn es unglücklicherweise geschehen sollte, er nicht daran zweifle, sie eben so tapfer und glücklich wieder zu finden, wie ehedem. Wie er mit seinen Verban-

nungsgenossen Grenoble erobert, so wolle er nun mit ihnen nach Lyon und Paris ziehen, um die Eroberung Frankreichs zu vollenden, die wie diejenige der Provence und Dauphiné sich erfülle, nicht durch Waffengewalt, sondern durch die unwiderstehliche Zuneigung der Armee und des Volkes. Die Stunden seien kostbar, man müsse den Bourbonen keine Zeit lassen, sich zu besinnen, um fremde Hülfe zu rufen. —

Sobald die Rationen an die Truppen vertheilt worden, mußten sie sich sogleich, um vier Uhr Nachmittags, in der Richtung nach Lyon über Bourgoin auf den Weg begeben. Bevor er sie entließ, kündete ihnen Napoleon noch an, daß er ihnen bald folgen werde, daß er längstens bis den folgenden Tag bei ihnen wäre und, sie anführend, die Thore Lyons öffnen werde, indem er die dreifarbige Fahne zeige. Außer den von Elba gekommenen Truppen, begaben sich die anderen unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ auf den Marsch nach Lyon. —

Napoleon arbeitete nach seiner Gewohnheit, so lange sein Heer marschirte; dadurch gewannen seine von Elba mitgekommenen Soldaten einen Ruhetag. — Er war unzufrieden über den Präfekten Fourier, welcher ihn nicht erwartet und aus Grenoble geflohen war, um ihn nicht sehen zu müssen. „Er war in Egypten mit uns“, sagte er; „er hat an der Revolution Theil genommen, er hat selbst eine der an den Convent gegen den unglücklichen Ludwig XVI. gerichtete Adressen unterzeichnet (in diesem Punkte irrte sich Napoleon), welche Gemeinschaft hat er denn mit den Bourbonen?“ Man theilte ihm mit, was Fourier indirekt ihm sagen ließ, worauf er sich be-

ruhigte und ihm den Befehl zugehen ließ, ihn in Lyon aufzusuchen. Denselben Befehl erhielt General Marchand. Dann schrieb er an Marie-Louise, um ihr seinen Einzug in Grenoble und die Gewißheit seines demnächst erfolgenden Einzugs in Paris mitzutheilen, sowie sie zu bewegen, zu ihm zu kommen, ihm seinen Sohn zuzuführen und dem Kaiser Franz die Versicherung seiner friedlichen Intentionen zu erneuern. Er richtete diesen Brief an den General von Bubna der die österreichischen Truppen in Turin befehligte; an denselben, mit dem er in Dresden im Jahre 1813 so freundschaftlich unterhandelt; — befahl ihm an, ihn Marie-Louisen zu übergeben, und wollte, daß der mit dieser Sendung beauftragte Courier ganz offenkundig den Weg über den Mont-Cruis einschlage, damit man daraus eine zu Stande gekommene Verbindung mit dem österreichischen Hofe ersehe. Als er Donnerstags am 9. März, alle diese Befehle gegeben hatte, verließ er gegen Mittag Grenoble, begleitet von den Segenswünschen der Bevölkerung der Dauphiné.

Während Napoleon also in Frankreich eindrang, sich nach und nach der Truppen, welche gegen ihn kämpfen sollten, bemächtigend, hatte die Kunde von seiner Erscheinung eine tiefe Bewegung hervorgebracht. Diese Nachricht, die am Nachmittage des 1. März vom Golfe Juan abgegangen war, hatte sich so schnell, als die Verbindungen, über die man verfügen konnte, es erlaubten, verbreitet. Sie kam am 3. nach Marseille, wodurch die gährende Bevölkerung dieser Stadt in große Aufregung gerieth. Sie war Morgens in Lyon angekommen, woselbst sie die Be-

wohner bereits in Parteien getheilt und eine gegen die andere stehend, angetroffen, und gelangte endlich per Telegraph am 5. nach Paris. Im Augenblicke durch de Vitrolles Ludwig XVIII. mitgetheilt, ward dieser eigenthümlich dadurch überrascht. Dieser Fürst, der sonst Alles kaltblütig aufnahm, hatte sich im ersten Augenblicke mehr erstaunt als erschreckt gezeigt, und suchte gleichsam in den Augen der ihn Umgebenden zu lesen, was er von dieser Begebenheit denken solle. Bald jedoch sah er an der ausgelassenen Freude der Einen, welche glaubten, man brauche sich jetzt nur des Flüchtlings von der Insel Elba zu bemächtigen und ihn zu erschießen, bald an dem Schrecken der Andern, welche ihn schon als Gebieter über alle die gegen ihn abgeschickten Truppen sahen, daß das Ereigniß von großer Bedeutung wäre. Er suchte in den widersprechenden Meinungen seiner gewöhnlichen Rathgeber zu entdecken, was wohl am rathsamsten zu thun wäre. Gebrechlich seit seiner Jugend, war er im Exil wenig thätig gewesen, ja hatte sogar sehr oft über die unaufhörliche Geschäftigkeit seines Bruders gespöttelt. Er war träge von Natur und durch Gewohnheit ein Feind jedes schnellen und entscheidenden Entschlusses — eben so träge von Geist wie von Körper bei schwierigen Gelegenheiten.

Er wollte nach dem Beispiele seiner Präfekten die Neuigkeit so lange wie möglich geheim halten. Es waren in dieses Geheimniß nur folgende Personen eingeweiht: Die Prinzen, der Kriegsminister (eine unumgänglich nöthige Persönlichkeit bei einer derartigen Lage), Blacas, der immer von Allem unterrichtet war und Vitrolles, welcher aus dem Schiffbruche

des alten Staatsministeriums den Telegraphen behalten. Die Prinzen waren sehr beunruhigt, denn vermöge ihrer Stellung an die Spitze des Heeres berufen, sahen sie recht gut die Schwierigkeit ihrer Rolle ein. Der Kriegsminister Soult, welcher sich den Bourbonen in die Arme geworfen, wie wenn ihm niemals mehr das schreckliche Gesicht Napoleon's begegnen könne, ward bestürzt über die Schwierigkeiten, von denen er sich umgeben fand. Dessenungeachtet zeigte er sich eifrig. Die Prinzen erhielten die Befehlshaberstellen bei dem Heere und der Graf von Artois ward, als der rührigste der Familienglieder und der bei den extremen Royalisten populärste, zum Chef der Armee ernannt. Bei Lyon mußte man Napoleon treffen und dorten die geeigneten Mittel anwenden, um ihn aufzuhalten. Der Graf von Artois bot bereitwillig seine Dienste an, die auf der Stelle angenommen wurden. Man gab ihm seine beiden Söhne als Unterfeldherren, den Herzog von Berry zur Linken, den Herzog von Angoulême (dieser war im Augenblicke in Bordeaux) zur Rechten. Jeder sollte aus den von ihm besuchten Provinzen die Truppen mitbringen. Man kam darin überein, daß der Herzog von Berry, welcher in den westlichen Militär-Provinzen bekannt war, sich nach Franche-Comté begeben, in Besancon die Linientruppen und die freiwillige Nationalgarde zusammenberufen und über Lons-le-Saulnier von der linken Seite Lyon zuführen, — daß der Herzog von Angoulême (mit der südlichen Bevölkerung bekannter) unverzüglich Bordeaux verlassen, sich über Toulouse nach Nimes begeben und auf diese Weise Napoleon in Rücken mit

dem unterdessen von ihm zusammengebrachten Heere überfallen solle.

Unbekannt mit den Ereignissen zu La Mure und Grenoble, zweifelte man nicht an der Treue der Truppen, und um sich derselben besser zu versichern, beschloß man den Prinzen populäre und bei der Armee geachtete Führer beizugeben.

Marschall Ney, Kommandant in Franche-Comté, ward gewählt, um den Herzog von Berry zu begleiten; Marschall Macdonald, Kommandant von Bourges, erhielt den Befehl, augenblicklich nach Niemes abzureisen, um dem Herzoge von Angoulême zu assistiren. Diese beiden Generale, welche die Unterhändler Napoleon's in Fontainebleau waren, schienen eine gute Wahl, um ihm gegenüber gestellt zu werden.

Man zweifelte nicht an der strengen Redlichkeit, mit der Marschall Macdonald seine Pflicht erfüllen werde. Den Marschall Ney anbelangend, vermuthete man, obgleich man ihn mit dem Hofe unzufrieden wußte, und er sich auf seine Güter zurückgezogen hatte, daß ihm die Wiederkunft Napoleon's peinlich sein müsse, besonders wenn er sich der Scenen in Fontainebleau erinnerte, und man schmeichelte sich, daß beim Anblicke des furchtbaren Wiederkehrenden, alle seine Leidenschaften erwachen würden.

Um dem Grafen von Artois einen Stellvertreter mehr und einen von großer Bedeutung mitzugeben, traf man eine dem Anscheine nach boshafte, aber in Wahrheit durch den Grafen von Artois selbst bestimmte, sehr unschuldige Wahl, die des Herzogs von Orleans. Dieser Prinz war, wie gesagt, ein Gegen-

stand des Mißtrauens der Emigration. Er empfing viele Besuche, war dem Militär willkommen, welches sich seiner Dienste in der republikanischen Armee erinnerte, sowie auch den constitutionell gesinnten Anhängern, die entzückt darüber waren, daß ein Mitglied der königlichen Familie ihre Meinung theilte. Diese Art von Popularität, welche der Herzog durchaus nicht mißbrauchte, ärgerte den Hof, weßhalb Ludwig XVIII. durchaus nicht ungerne sah, wenn er dadurch, daß man ihn dem Grafen von Artois beigab, von ihm befreit wurde, — von ihm, dem es seinerseits wieder erwünscht war, einen militärischen Bourbon an seiner Seite zu haben. — Man beschloß, daß der Graf von Artois in der Nacht vom 5. auf den 6. März nach Lyon abreisen sollte, und berief deßhalb den Herzog von Orleans in die Tuilerien, um ihm durch den Mund des Königs selbst die ihn betreffenden Befehle zu geben. —

Der Prinz ließ nicht auf sich warten: „Nun", sagte Ludwig XVIII. mit einer eigenen Nonchalance, „Buonaparte ist in Frankreich?"

Der Herzog von Orleans erkannte mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne sogleich die Gefahr, welche der Dynastie drohte und verhehlte keineswegs seine Befürchtungen.

„Was soll ich thun?" antwortete Ludwig XVIII. mit einer ungeduldigen Bewegung; „ich sähe lieber, dem wäre nicht so; aber es ist nun einmal, und wir müssen uns seiner entledigen, so gut wir können." Der Herzog von Orleans, welcher einsah, daß die Vertheidigungsmaßregeln für Lyon verspätet und ungenügend waren, zeigte sich nicht sehr bereit dazu,

den ihm angebotenen Auftrag anzunehmen, und versuchte, den König zu bewegen, ihn in Paris zu behalten, da sonst kein Prinz von Geblüte bliebe, wenn er sich entferne, und woselbst seine bekannte Popularität, deren er sich nicht rühme, nützlich werden könne. —

Dieß war aber gerade, was der König nicht wollte, und er mußte sich fügen und abreisen. Das einzige Resultat seines Rathes war, daß der aufbrausende Herzog von Berry, den man sich nicht gerne selbst überließ, in Paris blieb. —

Es ward bestimmt, daß sich Marschall Ney allein nach Besançon begeben solle, und ward derselbe unverzüglich durch den Telegraphen von seinen Gütern nach Paris berufen.

Nachdem man die militärischen Maßregeln genommen, beschäftigte man sich auch mit den politischen. Man wollte mit äußerster Energie verfahren, jedoch ohne die Wichtigkeit des Aktes zu bedenken, den man zu vollziehen gedachte, und das schreckliche Recht der Repressalien, dem man sich aussetzte. Man erließ eine Verordnung, gegründet auf den 14. Artikel der Charte, durch welche jedem Bürger anbefohlen war, auf Napoleon loszugehen und ihn lebend oder todt zu bringen; werde man seiner lebend habhaft, so solle er einer militärischen Commission überliefert werden, welche ihn sogleich erschießen zu lassen habe. Diese Verordnung ward nicht nur gegen Napoleon, sondern auch gegen seine Begleiter und die Förderer nes Unternehmens gegeben. —

Diesem diktatorischen Akte, der ersten Anwendung des 14. Artikels, welcher für die Dynastie so un=

glücklich werden sollte, fügte man einen andern, sehr nothwendigen bei; man berief die Kammern zusammen, welche ursprünglich erst auf den 1. Mai beschieden waren.

Am 7. verbreitete sich die so lange in den Tuilerien zurückgehaltene Nachricht, und rief bei den verschiedenen Parteien natürlich auch die verschiedensten Empfindungen hervor. In den durch die Kontinentalsperre ruinirten Seestädten war man wüthend, während die Handelsstädte, deren Industrie durch Napoleon gegründet worden und welche durch die Verbindung mit Amerika gelitten, eine lebhafte Freude äußerten, nur etwas beunruhigt durch die Besorgniß vielleicht bevorstehenden Krieges. —

Die aufgeklärten Leute empfanden nur ein Gefühl — Schmerz über die neuesten Ereignisse. —

Niemand bezweifelte einen Krieg. Der Congreß, welcher, wie man glaubte, bald auseinandergehen würde, ward dadurch verlängert und es stand zu erwarten, daß er nicht früher sich auflösen werde, als bis er den Mann verjagt und ihm nicht Zeit gelassen, sich festzusetzen, der bereit war, Alles wieder in Frage zn stellen, was in Wien geschehen. —

Dies würde ein neuer tödtlicher Kampf zwischen Frankreich und den europäischen Großmächten werden. Die Schuld lag nicht nur an Napoleon, sondern auch an den Bourbonen selbst, welche durch ihre Fehler das Unternehmen vorbereitet hatten; aber wer auch der Schuldige sein mochte, für Frankreich war das Unglück da. —

Diejenigen, welche diese Besorgniß hegten, gehörten größtentheils der constitutionellen Partei an.

Man nannte constitutionelle Partei Diejenigen, welche eine geregelte Freiheit unter den Bourbonen zu gründen suchten. Diese Partei war sowohl in den Kammern, wie außerhalb derselben einstimmig für die Erhaltung der Bourbonen. Beide Kammern fühlten sich kompromittirt; ein Theil ihrer Glieder, weil er die Absetzung Napoleon's ausgesprochen, ein anderer, weil er ihr warm beigepflichtet.

Gewisse Schriftsteller, wie z. B. Benjamin Constant, hatten gegen die kaiserliche Regierung eine heftige Sprache geführt, welche eine Vereinbarung mit dem Herrscher der Insel Elba unmöglich machte. Aber abgesehen von den Interessen Einzelner, war die Mehrzahl durch den vollkommen ehrlichen Wunsch, den den Bourbonen geleisteten Schwur zu halten und Frankreich einen neuen Kampf zu ersparen, geleitet. —

Man beeilte sich, seinen Platz in den Sitzungen der Kammer einzunehmen; besonders suchte man sich um Lainé, den Präsidenten der Kammer, zu schaaren. Lainé, welcher aus Haß gegen Napoleon ein eifriger Anhänger der Bourbonen geworden, hatte dieselben Ansichten wie die Royalisten, ohne ihre Vorurtheile. Er sah die begangenen Fehler ein, und scheute sich nicht, sie einzugestehen, selbst einigen der Minister gegenüber.

Diese Letzteren bildeten, wie schon gesagt, kein wirkliches Kabinet. Sollte ein Kabinet gebildet werden, in Form einer Regierung, wie man sie in Frankreich versuchte, so mußte vorerst das Königthum einwilligen, indem es einen Willen neben dem seinigen duldete; sodann mußte sich unter den Mini=

stern, ein von ihnen erwähltes, von den Kammern und dem Königthum angenommenes Oberhaupt besanden, das gleichsam ihr Vermittler, ihr Band ist. Ludwig XVIII., obgleich weniger bestürzt über den Anblick einer freien Versammlung, als irgend einer seiner Vorgänger, was er dem langen Aufenthalte in England verdankte, hatte doch seither nicht alle Opfer gebracht, welche eine auf Volksvertretung gegründete Regierung erheischt, und wenn er in der Ausübung viel von seiner königlichen Gewalt abtrat, bestimmte ihn hiezu eben so viel Langeweile an den Geschäften, als guter Wille. Wie dem auch sei, er suchte sich keinen ersten Minister als Chef des Kabinets zu ernennen, und überdies hatte er auch keinen zu diesem Posten befähigten Mann um sich. Talleyrand, entfernt und nachlässig, konnte es nicht sein, obgleich er die ausgezeichnetste Persönlichkeit jener Epoche war. Montesquiou, nach diesem der angesehenste und der einzig Fähige, in einer Versammlung derartig zu figuriren, hätte diesen Posten einnehmen können, wenn man den Kammern mehr Wichtigkeit bewilligt, und er den zugleich nachgiebigen, festen und arbeitsamen Charakter gehabt hätte, den eine solche Stellung erfordert. So hatte man also Minister, aber kein Ministerium. Unter ihnen war Baron Louis, der in seiner Spezialität wirklich die Eigenschaften eines großen Ministers entwickelte, ausschließlich mit den Finanzen beschäftigt; — Beugnot, ungerechter Weise von den Emigranten, deren Einmischung in die Polizei er zurückgewiesen, mehrfach angegriffen, und von den strengen Royalisten mit Vorwürfen überhäuft, daß er die Flucht von der Insel Elba geschehen lassen,

die er als Marine-Minister durch seine Kreuzer hätte verhüten müssen; Jaucourt, welcher zeitweise Talleyrand ersetzte, wenig Notiz nehmend von den Geschäften, die außer seinem Bereiche lagen, ein ehrlicher, intelligenter und gemäßigter Mann; endlich Montesquiou, bemerkend, bis zu welchem Punkte man sich hatte hinreißen lassen, gestand in seinem Kummer, daß er und seine Kollegen nichts Besseres thun könnten, als ihren Platz populäreren Männern zu überlassen, die mehr befähigt wären, das Königthum zu retten. —

Dambrey Ferrand und Marschall Soult theilten die Meinung der Emigranten. Nach ihnen mußte man noch etwas mehr royalistisch sein, wie bisher, rechts und links schlagen, wie sich die Gelegenheit biete, und einige Concessionen der Charte (dies sagte man ganz leise) zurücknehmen, und auf diese Weise versuchen, die Monarchie zu retten. Blacas sprach sich nicht aus. Er besaß Scharfblick genug, um einzusehen, daß man sich getäuscht; aber er fühlte sich so sehr mit dem Königthume verschmolzen, daß er gar nicht für möglich hielt, ihn könne Tadel und Aenderung erreichen.

Die bereuenden Minister näherten sich Lainé, und besonders Montesquiou zögerte nicht auszusprechen, daß, wenn es nothwendig würde, und drei oder vier Minister sich opfern müßten, er sogleich bereit wäre, sich in den Abgrund zu stürzen, damit sich derselbe wieder über ihm schlösse. — Lainé stimmte sehr diesem Vorschlage bei, und hatte sich mit den Anführern der gemäßigten Gegenpartei in den Kammern und außerhalb derselben umgeben. Er hatte be-

sonders zwei an sich gezogen, Benjamin Constant und Lafayette, welch Letzterer, nachdem er Ludwig XVIII. zur Zeit der öffentlichen Bekanntmachung der Charte einen Besuch gemacht, um zu zeigen, daß er bereit sei, die Freiheit unter den Bourbonen anzunehmen, wieder auf seine Güter von Laprange zurückgekehrt war, erwartend, daß er von den Wählern den förmlichen Auftrag erhielte, sich in die öffentlichen Geschäfte zu mischen.

Lainé, Montesquiou und die verschiedenen constitutionellen Parteiführer hatten gewisse Ideen bekannt werden lassen, wie z. B. drei oder vier Minister zu wechseln, nämlich: Montesquiou, der sich selbst als Opfer bot, Blacas, Soult und Ferrand, die sich nicht dazu erboten, und populärere Persönlichkeiten an ihre Stelle zu ernennen; ferner die Pairs-Kammer zu vermehren, Männer, die sich im Civil- oder Militärdienste ausgezeichnet, dahin zu berufen, — die Deputirten-Kammern zu vervollständigen, indem man die zwei Classen, deren Macht erstorben war, durch Deputirte ersetzte, die der freisinnigen Richtung angehörten, und deren Wahl man, da die Zeit so kurz war, den Kammern selbst überließ, — die Nationalgarde zu reorganisiren, sie aus der im Allgemeinen guten Bürgerschaft zu bilden und den Oberbefehl darüber Lafayette zu geben, — sich über die Nationalgüter in einer Art auszusprechen, die alle Besorgniß der Käufer beseitigte und endlich den Maßregeln nachzuforschen, die eine Reibung in der Armee bewirken, sie unverzüglich abzuschaffen und entgegengesetzte Verordnungen zu erlassen. —

Montesquiou glaubte, daß selbst die Wahl von

Lafayette kein zu hoher Preis wäre, um die Monarchie zu retten. Die den Concessionen und besonders den Opfern abgeneigten Minister erhoben ein Zetergeschrei und Blacas, welcher nur auf Ludwig XVIII. hörte, der sich nicht aussprach, blieb unthätig und stille. — Lainé, vorhersehend, mit welcher Schnelligkeit Napoleon marschirte, drang umsonst darauf, daß man einen raschen Entschluß faßte. Ludwig XVIII., von beiden Seiten bedrängt, ließ Alles, wie es gewesen. —

In dieser grausamen Unschlüssigkeit berieth man sich nicht nur mit den Constitutionellen, welche die einzig Aufrichtigen waren, sondern man trat auch mit den Hauptrevolutionären, wie Fouché, Barras und Anderen, in Verbindung, die Kranken nachahmend, welche fast immer einen Quacksalber, der ihnen schmeichelt, einem wahren Arzte, der ihnen unangenehme Arzneien verschreibt, vorziehen. —

Die gewöhnlichen hiezu verwendeten Vermittler ließen bei Fouché eine für ihn in Aussicht stehende Polizei-Ministerstelle durchblicken, was aber auf ihn, da man ihn zu lange hatte darauf warten lassen, keinen Reiz mehr übte; er war weniger bereit mit seinen Rathschlägen, indem er klar sagte, daß es zu spät wäre. André, welcher mit Umsicht und Mäßigkeit die Polizei leitete, suchte den Herzog von Rovigo an sich zu ziehen, um dessen Meinung zu erfahren; aber dieser antwortete ohne Umschweife, man habe die Männer des Kaiserreichs und besonders diejenigen der Armee der Art behandelt, daß es schwer halten würde, sie zu gewinnen. —

Ebenso fruchtlos waren die Bemühungen der Re-

volutionäre. Die Einen wie die Andern waren durch die Nachricht von Napoleon's Ankunft wie vom Blitze getroffen.

Bassano, der nur mit der Insel Elba in Verbindung stand, um Erkundigungen, die er eingezogen, dahin zu schicken, war nicht weniger erstaunt wie die Andern, denn Fleury von Châboulon hatte ihm seit seiner Abreise keine Nachricht zukommen lassen, und war auch noch nicht wiedergekehrt. Die jungen Militärs wollten auf der Stelle handelnd auftreten, um das Unternehmen Napoleon's zu unterstützen. Die Bonapartisten Regnaud von Saint-Jean d'Angely, Boulay, de la Meurthe, Thibaudeau und Andere, eben so wenig unterrichtet wie Bassano, fürchteten durch ihr Handeln die Pläne Napoleon's zu stören, und waren in der größten Verlegenheit.

Die Revolutionäre waren im Allgemeinen zufrieden; nur ihrem Haupte Fouché kam die Rückkehr Napoleon's unerwünscht und störte seine Berechnungen. Er fürchtete den Despotismus Napoleon's, war aber doch der Ansicht, man müsse, da die Lage nun einmal also sei, Napoleon helfen. — Er ließ den jungen Militärs die Zügel schießen.

Die Generale Lallemand, Lefebre — Desnoëttes, Drouet von Erlon waren nach Paris gekommen; diese ermuthigte er, Etwas zu unternehmen. Drouet von Erlon befehligte in Lille unter dem Marschall Mortier; er konnte über mehrere Infanterie-Regimenter verfügen. —

Lefebre-Desnoëttes hatte zu Cambrai die alten Chasseurs der Garde, die königliche Chasseurs geworden, und ganz nahe bei Arras, die Grenadiere

zu Pferd, jetzt königliche Kürassire, unter seinem Befehle. Die beiden Brüder Lallemand waren, der eine Kommandant von Aisne, der andere General der Artillerie in La Fère. — Man kam darin überein, daß der Verwegenste von Allen und der Zuverlässigste des Heeres, Lefebre Desnoëttes, mit den Chasseurs der alten Garde nach Chambrai aufbrechen solle; in La Fère wollten die Gebrüder Lallemand die Truppen, welche sie glücklich zusammengebracht, hinzustoßen lassen, alsdann wollte man gemeinschaftlich nach Oise hinabziehen und sich nach Compiègne begeben, wo Drouet mit der Infanterie von Lille sich mit ihnen vereinigen würde. An der Spitze von zwölf- oder fünfzehntausend Mann, konnte man einen beträchtlichen Einfluß auf die Begebenheiten ausüben, vielleicht den Abfall der Armee herbeiführen, den Rückzug der Bourbonen abschneiden und sie an Napoleon abliefern, der nach Gutdünken sodann mit ihnen verfahren konnte.

Dieses Manoeuvre mußte sogleich ausgeführt werden; man hatte sich immer geschmeichelt, Marschall Davoust würde die Befehlshaberstelle über das zu bildende Heer annehmen; allein, sei es nun, daß es sich mit seiner gewohnten Disciplin nicht vertrug, sei es, daß er Napoleon nicht vorgreifen wollte, oder weil er befürchtete, durch Unvorsichtige compromittirt zu werden, er nahm die Stelle nicht an. — Die darüber unzufriedenen Generale antworteten, sie könnten ihn entbehren, und begaben sich ohne weiteren Aufschub auf ihre Posten, um ohne ihren berühmten Anführer das projektirte Unternehmen auszuführen. —

Während die Feinde des Bourbonischen Hauses

mit ihrer gewohnten Energie und Verwegenheit handelten, fuhren die Bourbonen selbst fort zu zögern und begnügten sich damit, einige militärische Maßregeln zu treffen, welche vielleicht wirksam gewesen wären, hätte man der Armee sicher sein können.

Marschall Ney, der wie wir gehört, nach Besançon sich begeben sollte, ward durch den Telegraphen herbeigerufen. Es war ihm peinlich, Napoleon wieder auf dem Wege zum Throne zu sehen. Weniger schuldig gegen seinen früheren Kaiser, als er sich rühmte, wünschte er doch nicht wieder in seine Hände zu gerathen; aber man mußte zu seinem Ruhme sagen, daß der Schmerz, Frankreich in neue Kriege verwickelt zu sehen, mehr als das eigene Interesse es war, was ihn mit Schrecken und Zorn bei der Rückkehr Napoleon's erfüllte.

Da er seine Gefühle nie verhehlte, sprach er seine Ansicht bei seiner Ankunft in Paris laut aus. Entzückt darüber, ihn also gestimmt zu finden, überschüttete man ihn mit Schmeicheleien und führte ihn zum Könige, welcher ihn auf's Freundlichste empfing. — Er versprach dem Könige: Napoleon besiegt und gefangen zurückzubringen. Die Hofherren behaupteten sogar, er habe gesagt: „Gefangener in einem eisernen Käfige.“ Marschall Ney begab sich also mit den besten und aufrichtigsten Hoffnungen an den Ort seiner Bestimmung.

Der Graf von Artois reiste in der Nacht vom 5. auf den 6. März ab, und kam Mittwoch den 8. in Lyon an, woselbst er eine außergewöhnliche Bewegung antraf.

Ein an einem Patrioten von einem Royalisten

kürzlich verübter Mord, der unbestraft geblieben war, hatte die ohnehin für Napoleon gestimmte Bevölkerung auf's Höchste gegen die jetzige Regierung erbittert, und bei der Nachricht von der Annäherung der von der Insel Elba kommenden Colonne, hatte Jedermann, mit Ausnahme einiger wenigen Scharfsichtigen, vor Freude gezittert. Bei der Nachricht von Grenoble zweifelte man nicht mehr daran, was in Lyon bevorstand.

Die Royalisten waren wie überall ärgerlich, indem sie behaupteten, es geschehe Nichts. — Dem Grafen Roger von Damas, Gouverneur der Division, fehlte es durchaus nicht an Muth und gutem Willen; aber er hatte keine Truppen, auf die er sich verlassen konnte. Die Garnison bestand aus dem 24. und 20. Linien- und dem 13. Dragoner-Regiment.

Die Soldaten verhehlten ihre Gesinnungen nicht, sie waren bereit, ihre Arme Napoleon zu öffnen, sobald er sich an den Thoren der Stadt zeigen würde. Man hatte nicht eine einzige Kanone. Marschall Soult hatte die eigene Idee gehabt, sie nach Grenoble verlangen zu lassen; übrigens war der Verlust nicht groß, denn man hätte Arme dazu gebraucht, und man konnte eben so wenig auf die der Artillerie als der Infanterie zählen.

Dies war der Stand der Dinge in Lyon bei der Ankunft des Grafen von Artois. Er sah bald ein, daß er durch seine Gegenwart nur den Verlust dieser großen Stadt beschleunigen würde.

Er gab sich alle Mühe, verschwendete Schmeicheleien, gewann aber Niemand. Er bedurfte gewisser Summen, um den Truppen eine Gratification zu

geben, und die Schatzkammer war zur Zeit nicht damit versehen; überall fand er Entschuldigungen anstatt Geld. Er berieth sich mit dem, vierundzwanzig Stunden nach ihm angekommenen Herzog von Orleans. In Bezug auf Lyon war es wie bei Grenoble. — Der Herzog von Orleans suchte dem Grafen von Artois zu beweisen, daß es am Rathsamsten wäre, die Truppen zurück zu führen, anstatt Napoleon eine Verstärkung von einigen Tausend Mann zukommen zu lassen; allein Jener, zurückgehalten durch den Kummer, eine Stadt wie Lyon überlassen zu müssen, wollte, bevor er ein solches Opfer brachte, den Rath des Marschall Macdonald einholen, welcher durchkommen mußte, um sich nach Nimes, zu dem Herzoge von Angoulême zu begeben. Macdonald, dessen Wagen unterwegs zerbrochen war, kam um 9 Uhr Abends in Lyon an. Zu dem ihn mit Ungeduld erwartenden Grafen von Artois geführt, welcher ihm befahl, bei ihm zu bleiben, weil der Weg nach Nimes unterbrochen war, zeigte er den besten Willen, war aber wenig befriedigt von dem Bericht, den man ihm abstattete. Jedenfalls war er fest entschlossen, Lyon nicht eher zu verlassen, bis ihn die Verhältnisse dazu zwingen würden. Er schlug vor, die Brücken der Rhone abzubrechen, wenn man es könnte; oder sie wenigstens zu verbarrikadiren; Revue über die Truppen zu halten, einen Versuch zu machen, sie für die königliche Sache zu gewinnen, unter den strengen Royalisten einige Männer auszurüsten, welche, als Soldaten gekleidet, zuerst schössen, um so den Kampf zu beginnen, was vielleicht die Armee bestimmen könnte, Napoleon zu widerstehen. Dem Scharfsinn des

Herzogs von Orleans genügten diese Vorschläge nicht; aber da man so wenig Mittel hatte, konnte man nicht über die Wahl derselben disputiren. — Der Graf von Artois hieß Alles gut, was der Marschall äußerte, und beauftragte ihn, die nöthigen Befehle zu geben. —

Marschall Macdonald brachte die Nacht damit zu, die Brücken abschlagen oder verbarrikadiren und die Schiffe vom linken auf das rechte Ufer der Rhone bringen zu lassen, sowie die Anführer der Regimenter zu sich zu berufen, welche er bereit fand, ihre Pflicht zu thun, aber nur aus Ehre, nicht aus Neigung; alle äußerten sich einstimmig über die böse Gesinnung der Soldaten.

Er empfahl ihnen ferner, dem Grafen von Artois einen annehmbaren Empfang vorzubereiten; allein General Brayer, Kommandant von Lyon, sagte ihm, der Prinz thue besser, sich dem Heere nicht zu zeigen, denn die Aufnahme wäre sehr zweifelhaft. Der Marschall begab sich hierauf eilig zum Prinzen, den er wecken ließ und nicht wenig erstaunt fand über diese traurigen Nachrichten. Es ward beschlossen, daß Macdonald die Revue allein beginnen und ihn rufen lassen sollte, falls ein Erfolg zu erwarten stünde. —

Am nächsten Morgen bei einem starken Regen ließ der Marschall die Regimenter zusammenberufen, diese hatten in der herrschenden Unordnung keine Rationen-Vertheilung erhalten, was ihre üble Laune noch vermehrte. Er ließ sie einen Kreis um ihn schließen, erinnerte sie an die vierundzwanzig Jahre, während welcher er in ihren Reihen gedient hatte, an das loyale Benehmen, das er in Fontainebleau

eingehalten; an die Fehler, welche das Unglück von 1814 herangerufen, und kündete ihnen als das größte Unglück an, wenn man das Land Napoleon überließe; denn dadurch lade man sich ganz Europa auf den Hals, einiger und aufgebrachter denn je. Er sprach mit Verstand und Wärme, aber ohne Erfolg. Wünschend, den Eindruck seiner Rede kennen zu lernen, zog er seinen Degen und rief mit lauter Stimme: „Es lebe der König.“ Nicht eine Stimme antwortete. Nicht wenig bestürzt darüber, wollte er versuchen, ob die Gegenwart des Grafen von Artois Effekt mache, überdies war er gewiß, daß die Haltung der Armee der Art wäre, daß sich nichts Unangenehmes gegen dessen Person ereigne. Der Prinz kam herbei, zeigte den Soldaten sein liebes und anziehendes Gesicht, ward mit Respekt, aber mit einer unüberwindlichen Kälte empfangen. Beim 13. Dragoner-Regiment angekommen, ließ der Marschall einen alten Unteroffizier mit grauen Haaren und dem auf der Brust hängenden Kreuz, das eine lange Dienstzeit bezeugte, aus der Reihe treten. Er sprach mit ihm von seinen Feldzügen, dann forderte er ihn vor dem Prinzen auf, zu rufen: „Es lebe der König!“ Der alte Soldat erstaunte, blieb unbeweglich und stumm, grüßte den Grafen von Artois und trat in die Reihe zurück, ohne den verlangten Ruf. —

Der lebhaft ergriffene Prinz wechselte die Farbe, zeigte aber Nichts von seiner Erregung, kehrte in seine Wohnung zurück und überließ es dem Marschall, damit noch einen letzten Versuch zu wagen. — Dieser lud die Offiziere ein, ihm nach Hause zu folgen. Es kamen Hundert, welche, ohne die Rücksichten

außer Acht zu lassen, die sie einem so bewährten Kriegsmanne schuldeten, der mit ihnen sprach, ihre Beschwerde mit einer außerordentlichen Bitterkeit vorlegten. Der Marschall, um sie zu beruhigen, pflichtete ihnen bei, daß man unrecht gehandelt, und versprach Abänderung; aber selbst als er den Kampf mit Europa hervorhob, konnte er sie nicht besänftigen. Er fand sie tief erbittert gegen das Königshaus und gegen Alles, was sich Chauan in der Vendé *) nannte. —

Der Marschall begab sich zu dem Grafen von Artois und überredete ihn, auf der Stelle mit dem Herzog von Orleans abzureisen. Er wollte bleiben, um noch einmal einen Versuch zu machen, die Truppen zum Kampfe zu bewegen. —

Nachdem er die Prinzen bis an den Wagen begleitet, kehrte er an die Brücken zurück, um zu sehen, wie seine Befehle vollzogen würden. Die Brücken waren nicht abgeschlagen, da die Bevölkerung nicht darein gewilligt; sie waren nicht einmal verbarrikadirt. Keiner der Royalisten hatte sich angeboten in Soldatenkleidung den ersten Schuß zu thun. Der Marschall ließ die Brücken, so gut es ging, verrammeln und ordnete die Eröffnung eines Grabens an, um so eine Art Brückenkopf zu bilden. Während er selbst diese Arbeit leitete, antwortete ihm ein Infanterie-Soldat, dessen Eifer er anregen wollte, ganz kaltblütig: „Marschall, Sie sind ein braver Mann, der sein Leben in unsern Reihen und nicht in denen der Emigranten zugebracht! Sie thäten besser, uns

---

*) Anhänger der bourbonischen Partei.

zu unserm Kaiser zu führen, der sich naht und der Sie mit offenen Armen empfangen würde!“. . . . Er konnte die Soldaten nicht strafen, noch ihnen mit Vernunftgründen kommen in dieser Stimmung. In schrecklicher Angst erwartete er die Erscheinung des Feindes, den mehrere auf Recognoscirung ausgeschickte Offiziere als ganz nahe ankündeten. Um drei oder vier Uhr Nachmittags, Freitag den 10., versicherte man, Napoleon wäre nicht mehr weit von der Vorstadt Guillotière.

Napoleon, der am 9. Mittags Grenoble verlassen, hatte keine Zeit verloren und sich beeilt, mit seinen am 8. nach Lyon vorausgezogenen Truppen zusammenzutreffen. Er reiste in einer offenen Kalesche, konnte aber nur im Schritt fahren, wegen des Andrangs der Bevölkerung; sein Marsch von Grenoble nach Lyon war eine Art Triumphzug. Man hörte überall nur den Ruf: „Es lebe der Kaiser! Nieder mit den Adeligen, nieder mit den Priestern!“ Jeden Augenblick war Napoleon genöthigt anzuhalten, um die Reden der Bürgermeister zu hören und ihnen ihren Wünschen angemessene Antworten zu geben. Er hatte in Rives zu Abend gegessen, in Bourgoin Nachtquartier genommen und am 10. seinen Weg nach Lyon fortgesetzt, wo er vor Tagesschluß einzuziehen hoffte. —

Gegen vier Uhr erschien seine Vorhut, die aus einer Abtheilung Husaren bestand, am Eingang der Vorstadt Guillotière, wo sich eine Abtheilung des 13. Dragoner-Regiments befand. Kaum standen sich die beiden Truppentheile gegenüber, riefen sie verbrüdert, „Es lebe der Kaiser!“ Dann durchzogen sie die

Vorstadt, wo sie das Volk, dieselben Ausrufe wiederholend, empfing. Bald wandte sich Alles der Brücke von Guillotière zu. Beim Lärm dieser Menge befahl Marschall Macdonald zwei Bataillonen, ihm zu folgen, und rückte selbst gegen die Brücke vor, seinen Offizieren befehlend, den Degen in die Hand zu nehmen, um dadurch die Truppen zu bewegen, zuerst zu schießen, wovon er sich ein Resultat für die königliche Sache versprach. Während er dies Manoeuvre ausführte, erschienen die mit den Husaren vermischten Soldaten, rufend: „Es lebe der Kaiser!“ Dieser Ruf erregte bei den die Brücke bewachenden Soldaten eine unwiderstehliche Hinneigung; sie antworteten durch den gleichen Ruf, warfen sich auf die Barrikaden und eilten, sie so schnell wie möglich wieder abzutragen.

Die Husaren und Dragoner, unterstützt von den Bewohnern der Vorstadt, halfen dabei und in einigen Minuten war der Uebergang wieder hergestellt. Der Marschall entfloh, um den Eifer seiner Sotdaten nicht mit ansehen zu müssen, und sich der Gefahr zu entziehen, daß sie ihn zu Napoleon führten und ihn zwängen, sich mit diesem auszusöhnen. Dem Pferde die Sporen in die Seiten stoßend, sprengte er davon, begleitet von Dignon und seinen Adjutanten. Er ritt im gestreckten Galopp durch Lyon; man verfolgte ihn einige Meilen lang, um ihn für die kaiserliche Sache zu gewinnen, dann gab man die Verfolgung auf; die Soldaten sagten, man müsse ihn seinem bösen Sterne überlassen, dem er eigensinnig folgen wolle. —

An der Brücke von Guillotière ging zu der Zeit eine Scene anderer Art vor sich. Eine ungeheure

Menge Bürger, durch die Royalisten beleidigt, Patrioten, die man seit sechs Monaten als Revolutionäre verschrie, waren herbeigelaufen, um Napoleon zu begrüßen und ihn als Kaiser auszurufen.

Ruhig und bewillkommend, wie ein Herr, der in sein Gebiet zurückkehrt, antwortete er durch liebreiche Begrüßung auf die enthusiastischen Zuneigungsbeweise, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden.

Er stieg nicht in einem Gasthofe, wie zu Grenoble ab, sondern in dem erzbischöflichen Palast, der für ihn ein Familienpalast war. — Die verschiedenen Behörden beeilten sich, ihm ihre Glückwünsche darzubringen. — Gegen die Einen, wie gegen die Andern, sprach er sich in derselben Weise aus, wie in Grenoble, nur etwas weniger populär, mehr kaiserlich.

Seine Ansprache hatte auch denselben Erfolg wie in Grenoble; Niemand zweifelte an seiner Aufrichtigkeit. —

Seine nächste Sorge war nun, ohne Zeit zu verlieren, nach Paris zu ziehen. Er beschloß, wie seither, die ihn begleitenden Truppen bei sich zu behalten, um sie etwas Ruhe genießen zu lassen und die neu hinzugekommenen, die weniger ermüdet waren, vorauszuschicken. Er hatte sich vorgenommen, mit den von Grenoble aus gefolgten Soldaten nach einem Rasttage wieder aufzubrechen.

Das Heer bestand nur aus etwa zwölftausend Mann und einem Artillerie-Parke, den er in Auxome noch vervollständigen wollte.

Am nächsten Morgen hielt er Revue über die verschiedenen Regimenter. Man setzte alle Hoffnung auf Napoleon und war versichert, er würde Frieden

halten und die liberalen Wünsche erfüllen! Er ritt an der Fronte der Division Brayer vorüber, dankte ihr gebührend und forderte sie auf, unverzüglich abzumarschiren, um ihm neue Regimenter und Städte zu erwerben.

In den bischöflichen Palast zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit den Verwaltungs-Sorgen. Der junge Fleury von Chaboulon, aus Neapel zurückgekehrt, fiel ihm hier plötzlich zu Füßen, außer sich vor Freude, ihn so wunderbar allen Gefahren des Meeres und der Länder entgangen zu sehen. — Napoleon empfing ihn mit vieler Güte und behielt ihn sogleich für sein Cabinet. — Er dachte daran, einen Präfekten für Lyon zu ernennen, und hatte, wie man sich erinnert, Dourier nach Lyon beschieden; dieser, unfähig, die fallende Macht zu verlassen, war ebenso unfähig, der sich erhebenden zu widerstehen, und hatte sich beeilt zu erscheinen. Napoleon empfing ihn auf's Beste, und es pikant findend, den Präfekten, der ihm den Einzug in Grenoble verwehrt hatte, als solchen von Lyon zu ernennen, gab er Fourier die Präfektur Lyon, welche dieser ohne Schwierigkeit annahm. Diesen Administrativakten fügte er noch wichtigere bei. In Lyon angekommen, betrachtete er sich schon als im Besitze der souveränen Gewalt und beschloß, Gebrauch davon zu machen. Er ordnete die Auflösung der Kammern an, indem er gegen jede derselben Gründe anführte, wodurch sie unpopulär erscheinen mußte. Er machte der Pairskammer zuerst Vorwürfe, daß sie entweder aus ehemaligen Räthen des Kaiserreichs, welche mit dem siegreichen Feinde einen unerlaubten Vertrag gemacht, oder aus Emigranten, die im Ge-

folge der Fremde gekommen, bestünde. — Die Deputirtenkammer anlangend, erinnerte er daran, daß ihre Vollmacht mindestens für zwei Drittel ihrer Mitglieder erloschen sei, daß sich dieselbe ebenfalls in Verbindung mit dem Feinde gesetzt und scandalös und unnational gehandelt, indem sie unter dem Vorwande, den Saldo eines zwanzigjährigen Bürgerkrieges auszugleichen, eine Summe von 30 Millionen bewilligt und damit die Schulden des Königs bezahlt hätte. Nun müsse man Acht haben, den Gedanken an den riesenhaften Despotismus, der während der Dauer von 15 Jahren in Frankreich allein herrschen wollte, nicht zu wecken. — Er verordnete, daß man die ganze Wahlmannschaft innerhalb zweier Monate als Maifeld-Versammlung nach Paris berufe, um dort der Krönung der Kaiserin und des Königs von Rom beizuwohnen, und daß diese in den kaiserlichen Verfassungsgesetzen die Aenderung vornehme, welche durch den Zustand der Gemüther und das Bedürfniß einer weisen Freiheit geboten sei. Dies war eine indirekte Weise, die nahe Ankunft der Marie-Louise und des Königs von Rom anzukündigen, ohne sie förmlich zu versprechen; auch an das Land selbst zu appelliren in Betreff der neuen Institutionen, um deren Ertheilung es sich handelte; zu gleicher Zeit aber auch, um die Souveränität der Nation und nicht das von den Bourbonen angerufene göttliche Recht zur Grundlage der kaiserlichen Macht zu nehmen. —

Napoleon begnügte sich damit noch nicht. Die Bourbonen hatten die Wiederbesetzung des Rathskollegiums angekündet, und indem sie auf diese Wiederbesetzung warten ließen, die Räthe in immerwährender

Unruhe gelassen. Napoleon erklärte nun die Absetzungen, sowie die seit April 1814 neuen Ernennungen für nichtig und befahl den ehemaligen kaiserlichen Räthen, unverzüglich ihren Sitz wieder einzunehmen. Dies hieß mit einem Federzuge sich den ganzen Rath unterwerfen. Die Präfekten und Unterpräfekten anbelangend, welche noch meistens die des Kaiserreichs und im Dienste der Restauration geblieben waren, schrieb er nichts vor. Diesen durch die Politik gerechtfertigten Maßregeln fügte Napoleon weniger entschuldbare hinzu. Er verordnete durch ein Dekret, daß die ohne die, dem Jahre 1814 vorhergehende regelrechte Ausstreichung in die Armee wieder eingetretenen Emigranten, gehalten wären, den Platz zu räumen, und daß Diejenigen unter ihnen, welche militärische Grade erhalten, ihre Epauletten niederzulegen und sich sogleich aus den Reihen derselben zu entfernen hätten. — Diese schon harte, aber unvermeidliche Maßregel (und hätte man nicht vorgesorgt, so hätten die Soldaten die emigrirten Offiziere, die man in ihre Reihen eingeschoben, gewaltsam entfernt) ward noch durch eine andere, welche nicht durch die Nothwendigkeit diktirt war und die eine beklagenswerthe Wirkung verursachte, überboten.

Napoleon war erbittert gegen Talleyrand, Dalberg, de Vitrolles, Lynch, Bürgermeister von Bordeaux, und die Marschälle Marmont, Augereau &c., von welchen die Einen den Feind eingeführt, die Andern mit demselben verkehrt hatten. Er verfaßte ein Dekret, um sie in Untersuchung zu ziehen, und ließ indessen ihre Güter unter dem Vorwande mit Beschlag belegen, daß alle ohne Unterschied im Einverständnisse mit

den Länderräubern gewesen. Da die Mehrzahl derselben abwesend war, oder die Uebrigen nicht ermangelten, sich sogleich zu entfernen, so konnte man den Inhalt des Erlasses nur auf die Güter anwenden. Der große Marschall Bertrand, wieder mit dem Amte als Generalstabschef betraut, mußte alle militärischen Dekrete contrasigniren. Der großmüthige Charakter Bertrands empörte sich gegen eine solche Handlung; er widersetzte sich lebhaft. Er behauptete, daß eine solche Maßregel genüge, um alles Vertrauen in Napoleon's Versprechungen zu zerstören, und daß man den Feinden Gelegenheit gebe, zu sagen, er wäre voll Rache und eingewurzelter denn je in seine despotischen Handlungen zurückgekehrt. Napoleon antwortete dem General: er verstehe nichts von Politik; daß die Gnade nur dann von Wirkung sei, wenn sie von einer gewissen Dosis Strenge begleitet sei, besonders gefährlichen und einigen unversöhnlichen Feinden gegenüber. Er wolle durchaus keine Strenge üben, er habe es ja bei der Ernennung Fourier's zum Präfekten von Lyon bewiesen, daß er einen Unterschied mache, zwischen denen, die sich den Umständen gefügt, und denen, die mit dem Feinde verkehrt, während die guten Franzosen an der Grenze ihr Blut vergossen; daß ferner diese nur scheinbare Härte eine ungeheure Genugthuung wäre für seine ganze Partei in Frankreich. Uebrigens wiederhole er es noch einmal, daß er nur Furcht einjagen wolle und stets bereit wäre, mit offenen Armen Diejenigen zu empfangen, welche zu ihm zurückkehrten. Doch ließ sich Napoleon durch die Bemerkungen Bertrand's bestimmen, nachzugeben. Das Dekret ward zwar nicht aufgegeben, aber vertagt.

Bevor Napoleon Lyon verließ, schrieb er noch einmal an Marie-Louise, machte sie mit den Erfolgen seines Marsches bekannt, kündete ihr seinen auf den 20. März, den Geburtstag des König von Rom, bestimmten Einzug in Paris an und drang auf ihre Rückkehr nach Frankreich. Er schickte einen Botschafter an seinen Bruder Joseph, der im Kanton Waadt war, um ihn zu beauftragen, den an Marie-Louise geschriebenen Brief nach Wien gelangen zu lassen, sowie ihn von seinen glänzenden Erfolgen in Kenntniß zu setzen und unter Anderem auch zu bevollmächtigen, allen Ministern der in der Schweiz sich aufhaltenden Mächte öffentlich zu erklären, daß er die feste Absicht habe, unter den Bedingungen des Pariser Vertrags, den Frieden zu bewahren. —

Nachdem er für Alles Vorsorge getroffen, beschloß er Lyon am Morgen des 13. März zu verlassen. Sein Plan war, von den zwei nach Paris führenden Wegen den über Bourgogne und nicht den über Bourbonnais zu wählen, wegen des dort herrschenden, ihm abholden Geistes der Einwohner. —

Alles kündete Napoleon für den Rest seines Zuges denselben günstigen Erfolg an, den er von La Mure bis Lyon gehabt. Uebrigens setzte man Alles in Bewegung, sowohl hinter ihm, als zur Seite. Die Marseiller geriethen in eine unsägliche Erregung, als sie die Landung Napoleon's hörten. Sie glaubten ihr Hafen würde neuerdings geschlossen und ihr Elend wäre dadurch auf Jahre hinaus gewiß. Sie wollten alle „den Banditen der Insel Elba“ verfolgen, wie sie ihn nannten. Marschall Massena, der in Ludwig XVIII. die Gegenrevolution, in Napoleon den

Krieg sah, fühlte weder für den Einen, noch für den Andern Sympathie. Doch hatte er auf die Anfrage der Marseiller, zwölf oder fünfzehn Hundert aus ihnen, begleitet von zwei Infanterie-Regimentern, welche die dreifarbige Cocarde in der Tasche hatten, abmarschiren lassen. Diese Colonne hatte sich Grenoble zugewendet; aber sie konnte Napoleon keinen Schaden zufügen, da sie mehr als 100 Meilen von ihm entfernt war. Massena hatte Vorsichtsmaßregeln in Toulon treffen lassen, damit diese wichtige Stadt nicht den Engländern in die Hände geriethe, und deßgleichen einige Truppen in Marseille behalten, um nicht der Willkür der wüthenden Bevölkerung Preis gegeben zu sein. — In Nimes zogen sich einige Linientruppen zusammen, an deren Spitze der Herzog von Angoulême sich stellen sollte. Doch waren alle diese Zurüstungen nicht zu fürchten, da sie zu weit entfernt waren. — Die Bewegungen des Marschall Ney waren bedenklicher. Dieser konnte Napoleon erreichen; aber war ein günstiger Ausgang des Kampfes möglich mit sechs Tausend Mann, die sich wider Willen schlagen sollten gegen zwölf Tausend für Napoleon enthusiasmirte Krieger? Ein Zusammenstoß war auch für Napoleon unangenehm, der die sichere Hoffnung hegte, in Paris anzukommen, ohne daß ein Tropfen Blut geflossen wäre. Er suchte jeden Conflikt zu vermeiden, aber er war entschlossen, weder an Marschall Ney, noch an einen Andern zu schreiben, da er nur der Tapferkeit seiner Soldaten das Gelingen seines ungeheuren Entwurfes verdanken wollte und nicht den Anführern, mit denen er unzufrieden gewesen, im Augenblicke seines Falles und

von denen er sich jetzt keine Bedingungen wollte machen lassen. Marschall Bertrand hatte nicht dieselbe Zurückhaltung. Er schrieb an Ney, schilderte ihm den Triumphzug von Cannes nach Lyon und prophezeite die Fortsetzung desselben nach Paris. Er stellte ihm vor, von welcher Wichtigkeit ein Entschluß wäre, sowie die Gefahr und Vergeblichkeit eines Versuches zu Gunsten der Bourbonen. Er beauftragte einige Unteroffiziere der Insel Elba, sich in das Ney'sche Corps zu begeben, um die Soldaten für ihre Sache zu entflammen. Uebrigens war es wahrscheinlich, daß man Maçon und Chalons, die einzigen Punkte, in welchen man ihnen in die Flanken fallen konnte, passirt habe, bevor es Ney möglich wäre, zu handeln.

Indem sich Napoleon Bourgogne näherte, begegnete er einer Bevölkerung, deren Begeisterung für ihn den höchsten Grad erreichte. Die Länder, welche die Saône begrenzen, waren unter dem Kaiserreich zur Blüthe gekommen; dadurch, daß die Flußverbindung die Seeverbindung ersetzen mußte, war die Saône die Continental-Handelsstraße geworden. Auch ohne diesen Umstand hatte die Gegenwart des Feindes im Jahre 1814 hier, wie an allen Grenzorten die Bewohner erbittert; die Unklugheit des Adels und der Geistlichkeit hatte das Uebrige bewirkt, so daß die Franche-Comté und Bourgogne ebenso bereit waren, ihre Arme Napoleon zu öffnen, wie die Dauphiné. Die Städte Maçon und Chalons waren wahrhaft fieberhaft aufgeregt bei den Nachrichten von Lyon und Grenoble. Napoleon rastete wenige Augenblicke in Villefranche und Abends in Maçon. Er ward mit unendlichem Jubel empfangen; das Volk

lief haufenweise herzu, indem es rief: „Nieder mit den Adeligen! nieder mit den Priestern! nieder mit den Bourbonen! Es lebe der Kaiser!" Die Menge bestand aus Bauern, Soldaten, Schiffern der Saône, beseelt von National- und Freiheitsgefühl, das die Bourbonen verletzt. Napoleon empfing die Gemeinderäthe, unterhielt sich vertraulich mit den Einwohnern, welche ihn anredeten, sagte ihnen, warum er die Insel Elba verlassen (ähnlich wie in Grenoble und Lyon), sprach vom Frieden, von der Freiheit und entzückte sie durch die Gutherzigkeit bei seiner Größe, deren er sich so gut zu bedienen wußte, wenn er sich die Mühe nehmen wollte. — Er frug einen Municipaloffizier, warum, während man sich so gut in Chalons gegen die Oesterreicher gewehrt, so schlecht in Maçon vertheidigt habe, da doch der Muth und die Gefühle die gleichen seien? „Dies ist Ihr Fehler", erwiderte naiv der Bewohner von Maçon, „Sie hatten uns schlechte Vorgesetzte gegeben, Sie haben uns ohne Waffen und Anführer gelassen, wir konnten nichts machen mit unsern Armen allein." Der Kaiser lächelte und sagte: „Dies beweist, mein Freund, daß wir alle gefehlt haben, wir dürfen dies nicht mehr thun. Wir verlassen uns nur auf die wahren Patrioten; wir suchen die Fremden nicht mehr auf, kommen sie aber zu uns, empfangen wir sie der Art, daß ihnen die Lust vergeht, wieder zu kommen." —

Nachdem er sich noch längere Zeit mit diesen guten Leuten unterhalten, begab er sich zur Ruhe, um am nächsten Tag seinen Weg nach Chalons fortzusetzen.

Napoleon näherte sich dem zweiten entscheidenden Augenblicke seines Unternehmen, — den möglichen Begegnungen mit Marschall Ney. Man wußte, daß sein Heer nur sechs Tausend Mann zählte, weßhalb der Ausgang eines Kampfes nicht zweifelhaft war. Napoleon wollte aber, wie gesagt, jeden feindlichen Zusammenstoß vermeiden; er schrieb ihm nicht, ließ ihm aber den Befehl zugehen, sich mit seinen Truppen nach Autun und Auxerre zu begeben, wo er ihn sehen wolle, wie wenn er nie aufgehört hätte, unter seinem Kommando zu stehen. Uebrigens befand man sich in der Nähe des Marschalls, denn man sprach davon, er wäre in Lons-le-Saulnier. Das Volk betrachtete Ney und seine Soldaten als schon gewonnen, wie alle Andern seither. —

In der That nahte der Moment, in dem sich eine der seltsamsten Scenen unserer Revolution ereignen sollte. Marschall Ney, vollständig unbekannt mit den Schlichen der Generale Lallemand und Lefebre-Desnoëttes, schon längere Zeit entzweit mit dem Marschall Davoust, überzeugt, daß Napoleon Groll gegen ihn hege, wegen seines Benehmens in Fontainebleau und durchaus in keiner Beziehung zu den Bonapartisten, fühlte seinen Unwillen gegen die Bourbonen schwinden, als er die Landung Napoleon's im Golfe Juan erfuhr, und in seinem einfachen schlichten Sinne betrachtete er dies Ereigniß als den Vorläufer eines allgemeinen Bürgerkrieges oder eines solchen gegen die Fremdmächte. Aus redlichem Herzen hatte er deßhalb Ludwig XVIII. versprochen, sich mit allen Kräften dem Marsche Napoleon's zu widersetzen.

Zu Besançon angekommen, that er mit Eifer,

Intelligenz und Entschlossenheit, was die Umstände erforderten. Es war fast nichts vorhanden, was zur Bildung einer Armee nöthig war. Er hatte sich mit seiner gewöhnlichen Derbheit, so gut er konnte, beim Minister darüber beschwert. Die Royalisten niedergeschlagen und wenig aufgelegt findend, die Anmaßung, die der Sache der Bourbonen so sehr geschadet, aufrecht zu erhalten, ward er aufgebracht gegen sie und trug dazu bei, die Geister emporzurichten durch die natürliche Energie, welche aus seinen Augen sprach, in seiner Stimme ertönte und sich mit einem Worte in allen seinen Bewegungen, in seiner ganzen Person kund that. Die Royalisten, ohne sein Vertrauen zu theilen, waren entzückt über seine Haltung und Gesinnung.

Nachdem er Befehl gegeben, einige Stücke Artillerie in Stand zu setzen, Patronen zu fertigen, das nöthige Kriegsmaterial beizuschaffen, hatte er beschlossen, seine Truppen in zwei Divisionen zu theilen, unter zwei Generalen, denen man Vertrauen schenken durfte. Er konnte über fünf Infanterie- und drei Dragoner-Regimenter verfügen und hatte als Anführer die Generale von Bourmont und Lecourbe gewählt. Der General von Bourmont, Kommandant von Besançon war zur Hand. Als das Haupt der Chouans waren die Royalisten beruhigt; durch seine militärischen Dienste im Kaiserreiche ausgezeichnet, konnte man ihn mit Ehren den Truppen vorstellen. Er konnte sich nicht weigern, thätig einzuschreiten, da es galt, die Sache der Bourbonen zu vertheidigen. Das Gleiche war nicht der Fall bei General Lecourbe. Dieser Offizier, einer der ersten seiner Zeit, war ein

alter Republikaner; bei Napoleon in Ungnade gefallen, lebte er auf seinen Gütern eben so fern der Gunst der Bourbonen, wie der Napoleon's. Ney ließ ihn kommen, erinnerte ihn an ihre alte Waffenbrüderschaft bei der Rheinarmee, an ihre gemeinschaftliche Abneigung gegen den kaiserlichen Despotismus, an die Uebel, die die Anmaßung Napoleon's Frankreich gekostet und an die Gefahren, mit der dieselbe es neuerdings bedrohe. Er fand ihn ohne Groll gegen Napoleon, aber empört über seine Rückkehr, welche einen Bürger- oder andern Krieg herbeiführen mußte. — Ney gelang es endlich, ihn zur Annahme des Kommandos der einen Division, die er in Franche-Comté bilden wollte, zu bewegen. —

Nachdem diese Einrichtungen getroffen waren, reiste er mit den beiden Generalen nach Lons-le-Saulnier ab. Am Morgen des 12. März dort angekommen, traf er das 60. und 77. Linien- und das 5. Dragoner-Regiment; man erwartete das 8. Chasseur-Regiment. Es waren zwei Wege offen, entweder sich auf Lyon werfen, oder wenn es hiezu zu spät wäre, sich nach der Saône zu wenden, um den Weg nach Paris über Bourgogne abzuschneiden. Aber kaum in Lons-le-Saulnier angekommen, hörte Ney, daß Lyon schon geräumt wäre; er begriff nun die ungeheure Staatsumwälzung, die durch die Annäherung Napoleon's im Lande hervorgebracht wurde. Die Truppen sagten nichts; aber trotz ihres Schweigens konnte man in ihren Augen die tiefe Erregung lesen.

Die in Bezug auf Nachrichten von Napoleon neugierige Bevölkerung, verbarg ihre Gefühle nicht. Die

Geistlichkeit war in den Kirchen eingeschlossen. Der verzweifelte Adel war zum Marschall gelaufen, um ein Vertrauen bei diesem zu suchen, das er selbst verloren hatte. Der Graf Grivel, ehemaliger Militär, Inspektor der Nationalgarde, ein ergebener Royalist, hatte seinen Degen angeboten. —

Ney sah sehr gut ein, in welche Verlegenheit er sich gebracht; aber je mehr er fühlte, wie die Eindrücke, die sich umher geltend machten, sein Herz zu fassen suchten, je mehr sträubte er sich dagegen. Er sagte den Royalisten, er kenne wohl die Wichtigkeit der Lage, es wäre keine geringe Sache, Napoleon die Stirne zu bieten; aber man müsse Muth haben; er könne keine Memmen um sich brauchen; wer Furcht habe, dem gebe er die Freiheit, sich zurückzuziehen; selbst wenn er allein bliebe, würde er widerstehen, er nähme eine Flinte und feuere den ersten Schuß ab, um dadurch die Soldaten zu zwingen, sich zu schlagen. Die bestürzten Royalisten drückten ihm die Hand bei diesen Worten und bezeugten ihm ihre Bewunderung, machten ihm aber wenig Hoffnung. — Die Haltung des Heeres war verzweifelt. Einige Stunden nach seiner Ankunft, nachdem das 8. Chasseur-Regiment eingetroffen, hielt er Revue über sein Heer. Er ließ die Offiziere einen Kreis um sich schließen und sprach mit Wärme und Entschlossenheit zu ihnen. Er erinnerte sie daran, daß er Napoleon bis Moskau, sogar bis Fontainebleau begleitet, ihm also bis zum letzten Augenblicke gedient habe, aber seit dessen Abdankung habe er den Bourbonen Treue geschworen, und würde seinen Schwur bis in den Tod halten; — Napoleon's Wiederkehr bringe eine Fluth von

Leiden über Frankreich, da man ganz Europa gegen sich habe; jeder gute Franzose müsse sich dagegen wehren; er wäre entschlossen, es zu thun, wer dies nicht wolle, könne nach Hause zurückkehren, denn er könne nur sichere und ergebene Männer um sich haben. —

Trotz seiner gewohnten Gewalt über die Gemüther seiner Truppen, erhielt der Marschall als einzige Antwort ein eisiges Schweigen. Kaum hatten sich die Offiziere getrennt, so hörten die Adjutanten, wie dieselben murrten: „Weßhalb sagt uns der Marschall dies? Weiß er nicht, wie wir denken? Wir warten in Ordnung die Entscheidung des Schicksals ab."

Je mehr der allgemeine Eindruck sein starkes Herz ergriff, je mehr wehrte er sich, und durch diesen innern Kampf täuschte er die heller sehenden Royalisten, ohne sie zu beruhigen und betrübte die Bonapartisten. — Mehrere Offiziere des Grafen von Artois, namentlich der Herzog von Maille, hatten sich zu ihm begeben. Er beklagte sich bitter, daß man Lyon so leicht geräumt, beschwor den Grafen von Artois, sich nicht weiter zurückzuziehen, sondern von der linken Seite nach der Saône sich zu wenden, während er, von der rechten Seite kommend, zu ihm stoßen wolle. Der Unglückliche wußte nicht, daß der Graf von Artois bereits nach Paris zurückgekehrt war, und er Napoleon selbst an der Saône finden sollte.

Den nächsten Morgen am 13., während Napoleon auf Maçon losmarschirte, ward die Lage immer düsterer. Jeden Augenblick kamen Nachrichten, daß

die Flammen des Aufruhrs bald an diesem, bald an jenem Punkte ausgebrochen, so daß man auf allen Seiten davon umgeben war. Gegen Mittag kam der Präfekt von Ain, verfolgt von den Bewohnern von Bourg, welche sich gegen ihre Machthaber empört hatten.

Das 76. Regiment, welches in der Stadt lag, hatte in Uebereinkunft mit den Einwohnern die drei Farben aufgepflanzt. In Saint-Amour machte es das 15. leichte ebenso. Gegen 10 Uhr Abends brachte ein aus Maçon kommender Offizier, von dem Präfekten selbst geschickt, die Nachricht, daß sich die Stadt Maçon empört und ihre königlichen Beamten verjagt habe. Um Mitternacht kam eine Depesche von dem Bürgermeister von Chalons, worin angekündigt wurde, daß ein Bataillon vom 76., das die Artillerie begleitete und welches der Marschall ungeduldig erwartete, sich empört und das Geschütz Napoleon zugeführt habe. Eine Stunde später erzählte ein Offizier, der des Weges von Bourgogne kam, daß das 6. Husaren-Regiment, befehligt von dem Prinzen von Carrignan, im Galopp nach Dijon gesprengt sei, um diese Stadt aufzuwiegeln; und wieder eine Stunde später, ersah man aus einer Depesche General Heudelet's, daß diese Hauptstadt von Bourgogne, dem Impuls der Nachbarstädte folgend, die Wiederherstellung des Kaiserreichs proklamirt habe.

Diese nach einander kommenden verschiedenen Botschaften, waren für den Marschall eben so viele Dolchstiche. Da er keinen Schlaf mehr kannte, indem er ohne Unterlaß durch so heftige Erregungen gestört ward, stand er auf und fing an auf- und abzugehen

in der Erwartung noch schmerzlicherer Schläge. Er wußte, daß eine gewisse Anzahl von den von der Insel Elba gekommenen Soldaten sich unter seine Truppen gemischt und sich Mühe gaben, sie zur Insurrektion zu bewegen. — In dieser Aufregung wurden zwei Kaufleute, welche an diesem Tage von Lyon abgereist, zu ihm geführt, deren Rapport einen tiefen Eindruck auf ihn äußerte. Sie erzählten, mit welcher Leichtigkeit die Revolution zu Gunsten des Kaiserreichs in Lyon bewirkt worden und wie viel Ursache man habe zu glauben, daß die Revolution schon in Paris ausgebrochen sei und wie unnöthig es daher wäre Blut zu vergießen, um sich derselben zu widersetzen. In demselben Augenblicke kamen Offiziere und überbrachten die Briefe des Marschall Bertrand; sie waren persönlich mit Ney bekannt und beauftragt, mündliche Auskunft zu den Briefen, welche sie überbrachten, zu geben. Die Offiziere, das Falsche mit dem Wahren mischend, und das, was sie in der Umgebung Napoleon's gehört, wiederholend, gaben zu den Worten des Marschall Bertrand einen traurigen Commentar. Sie versicherten, daß Alles schon längere Zeit zwischen Paris, der Insel Elba und Wien verabredet, daß eine ausgebreitete Verschwörung, welche die ganze Armee, den Kriegsminister inbegriffen, schon die Bourbonen verjagt hätte, oder im Begriff wäre, sie zu verjagen; daß Napoleon, den Mittelpunkt dieser Verschwörung bildend, im Einverständniß mit seinem Schwiegervater sei, daß der österreichische General Kohler in Porto-Ferrajo gewesen, um sich mit ihm zu verständigen, daß selbst die englischen Schiffe sich absichtlich entfernt hätten, um die kaiserliche Flotte

passiren zu lassen, daß die der Bourbonen müden Mächte entschlossen seien, Napoleon anzuerkennen, wenn er sich bereit erklärte, Frieden zu halten und den Vertrag des 30. Mai anzuerkennen, was er wirklich und feierlich versprochen; daß also Alles eingerichtet und abgemacht und es Thorheit wäre, einer so weit verbreiteten Revolution zwischen den Potentaten zu widerstehen, deren anscheinend beunruhigende Folgen voraus schon beschworen wären. —

Man weiß durch das vorher Erzählte, was das Wahre in diesen Aussagen gewesen. Napoleon hatte in der That eine Uebereinstimmung mit Oesterreich durchblicken lassen, ohne sie jedoch zu bestätigen. Fleury von Chaboulon hatte im Generalstab etwas von unüberlegten Schlichen der Generale Lefebre-Desnoëttes und Lallemand erzählt, welche, wie man gesehen, durchaus nicht in Verbindung mit der Insel Elba gewesen; und aus diesen geringen Anzeichen hatte man in der Umgebung Napoleon's das Gespinnst von Unwahrheiten zusammengesetzt, das nun vor dem unglücklichen Ney ausgebreitet wurde. „Dies also ist die Bedeutung der Worte Bertrand's", sagte er, „daß die unfehlbarsten Maßregeln genommen wären, daß man mich abgeschickt, um gegen eine gewünschte, durch Jedermann, selbst von Europa vorbereitete Revolution zu kämpfen?" Von diesem Augenblicke an betrachtete sich der Marschall als einen Geäfften, als das Opfer seiner Unwissenheit, als einen, der sich einer verlorenen Sache hingegeben, der nicht einmal wagen konnte, sich zu schlagen, indem seine Soldaten nicht folgen würden; bestimmte er auch Einige, so würde er dadurch nur unnöthiges

Blut vergießen, für das er Napoleon und Frankreich verantwortlich wäre. Die Vorstellung, die er sich ferner machte, daß er fast ohne Soldaten gegen seine alten Waffengenossen kämpfen würde, um einen Hof zu vertheidigen, der mehr denn eine Demüthigung seiner Frau und ihm bereitet, und zwar einzig und allein, um irgend welche Calamitäten zu vermeiden, an die jener selbst nicht mehr glaubte. —

Napoleon, als im Einverständniß mit den Mächten erscheinend, hielt er für eine ausschweifende Idee, auf welche er verzichten müsse. Was sollte er thun, nachdem er sich so sehr verbindlich gemacht?! Der unglückliche Marschall war in schrecklicher Verlegenheit. Man versuchte, ihn dazu zu bestimmen, daß er am Besten handle, wenn er in einer Proklamation an das Heer erklärte, daß, da Frankreich sich förmlich für Napoleon erklärt, er als gehorsamer Diener Frankreichs nicht einen Bürgerkrieg hervorrufen wolle, für eine dem nationalen Ruhme Frankreichs feindliche und durch ihre Fehler für immer verurtheilte Dynastie. Man verfaßte eine Proklamation in diesem Sinne und Ney schien geneigt sie zu veröffentlichen, vielleicht selbst persönlich den Soldaten vorzulesen. In unserer Zeit würde man sich über einen so raschen Gesinnungswechsel wundern, in jenen bewegten Tagen war man weniger scrupulös. Des Marschalls heftiges und aufbrausendes Temperament ließ ihn nur einen Mittelweg wählen. Des Krieges müde, hatte er sich 1814 den Bourbonen ergeben; unzufrieden mit dem Hofe, sich alsdann ungestüm von demselben entfernt. Ebenso hastig war er bei der Nachricht von der Landung in Cannes und die

Erinnerung an die blutigen Kriege wieder zurückgekehrt, und hatte den Entschluß, Napoleon zu widerstehen, mit einer Ungebundenheit, wie sie von seinem ungestümen Charakter zu erwarten war, ausgedrückt. Jetzt, da er nach den verschiedenen Berichten eine Uebereinstimmung der europäischen Mächte mit Napoleon, sowie die Hingebung des Militärs an Napoleon bemerkte, glaubte er, er müsse sich dem Willen Frankreichs fügen und änderte mit der Wankelmüthigkeit eines Kindes (denn Kind ist jeder Mensch, der sich von seinen Leidenschaften regieren läßt) seine Ansicht. Uebrigens wollte er, bevor er handelte, noch die Generale Bourmont und Lecourbe darüber sprechen. General Bourmont, sanft und fein, obgleich ein energischer Militär, schwieg traurig, da er die Gewalt der Sache erkannte. Lecourbe, der die Offenherzigkeit des alten Offiziers der Rheinarmee behalten, sagte zu Ney: „Du verzichtest auf jeden Widerstand? Ich glaube, Du hast recht, denn es wäre umsonst, den Strom aufhalten zu wollen, Du hättest übrigens besser, meinem Rathe zufolge, Dich nicht in die Sache gemischt und mich auf meinen Gütern gelassen.“ Diese etwas rauhe Anrede bestimmte Ney in seinem Entschlusse. Ohne zu zögern, ließ er seine Adjutanten rufen, welche er nicht von dem, was er vorhatte, unterrichtete, und befahl, daß man die Truppen auf dem freien Platze der Stadt versammelte. Bei denselben angekommen und von seinem ganzen Generalstabe umgeben, in deren Reihen sich einige royalistische Offiziere befanden, welche er oft wegen ihrer Lauheit gescholten, zog er krampfhaft seinen Degen, und in Mitte der in schweigender

Erwartung harrenden Versammlung, las er die Proclamation, welche man ihm verfaßt und die ihm das Leben kostete. — „Soldaten", rief er, „die Sache der Bourbonen ist für immer verloren. . . . Die von Frankreich adoptirte legitime Dynastie besteigt wieder den Thron. . . . . Napoleon, unser Kaiser, unser Herrscher, wird künftig über unser schönes Land regieren.". . . . Bei diesen Worten, welche ein unsägliches Erstaunen erregten, brach ein donnerähnlicher Jubel in den Reihen der Soldaten aus. — Ihre Tschakos auf die Flinten steckend, riefen sie: „Es lebe der Kaiser! es lebe Marschall Ney!" Dann stürzten sie auf den Marschall zu und küßten, die Einen seine Hände, die Andern die Schöße seines Rockes und dankten ihm nach ihrer Art, daß er dem Wunsche ihres Herzens nachgegeben. Diejenigen, welche ihm nicht nahen konnten, umgaben seine Adjutanten (welche in Verlegenheit geriethen über eine Ehrenbezeugung, die sie nicht verdient hatten, indem sie dem raschen Umschwung ganz fremd waren), drückten ihnen die Hand und sagten: „Sie sind brav, wir zählten auf Sie und den Marschall und waren gewiß, daß Sie nicht lange auf Seiten der Emigranten bleiben würden!" Die in ihren Beifallsbezeugungen nicht weniger ausdrucksvolle Bevölkerung begleitete ihn zuletzt mit den Soldaten nach Hause. —

In seine Wohnung zurückgekehrt, las er Verlegenheit, ja selbst Mißbilligung in den Zügen der Mehrzahl seiner Adjutanten. Der Eine von ihnen, ein ehemaliger Emigrant, zerbrach seinen Degen, indem er sagte: „Herr Marschall, Sie hätten uns be-

nachrichtigen und nicht Zeuge einer solchen Scene werden lassen sollen.“ „Und was sollte ich thun?“ entgegnete der Marschall, „kann ich das Meer mit meinen Händen aufhalten?“ Andere, welche zugaben, daß es unmöglich wäre, gegen Napoleon zu kämpfen, drückten nichtsdestoweniger ihr Bedauern darüber aus, daß er in so kurzer Zeit zwei so entschiedene Rollen gespielt. „Ihr seid Kinder“, erwiederte der Marschall, „man muß eine oder die andere Sache wollen. Kann ich mich wie eine Memme verstecken, Ereignisse fliehend, um Verantwortlichkeiten auszuweichen? Der Marschall Ney kann sich nicht in den Schatten flüchten. Es gibt übrigens nur Ein Mittel, das Uebel zu vermindern, und das ist: sich sogleich entschieden auszusprechen, um den Mann, welcher zurückgekehrt ist, so zu beeinflussen, daß er Thorheiten zu begehen verhindert und einem Bürgerkriege vorgebeugt werde. „Denn“, fügte er hinzu, „ich gebe mich nicht einem Manne, ich gebe mich Frankreich, und wollte uns jener Mann wieder an die Weichsel führen, würde ich ihm nicht folgen!“

Nachdem er sich also ausgesprochen, empfing Ney nebst den Generalen alle Anführer der Regimenter, einen Einzigen ausgenommen, welcher sich zu erscheinen weigerte, bei Tische. Die Offiziere erklärten einstimmig, sie wären geneigt, Napoleon anzuerkennen und zu ihm überzugehen, wenn er sich anheischig mache, seinem früheren Despotismus zu entsagen, und Garantien für Freiheit und eine gute Politik biete. „Ich werde ihn sehen“, sagte Ney, „ich will ihm erklären, daß wir uns nimmer nach Moskau führen lassen.“ Die Generale Lecourbe und Bourmont, die

diesem Essen beiwohnten, nahmen wenig Antheil am Gespräch; sie sahen die Revolution bei den Fehlern der Bourbonen als unvermeidlich an. —

Der Marschall verließ seine Gäste, um die von Lyon erhaltenen Befehle auszuführen, die darin bestanden, die Truppen nach Autun und Auxonne zu führen.

Er schrieb an seine Frau, erzählte, was er gethan, und schloß mit den charakteristischen Worten: „Meine Freundin, Du wirst nicht mehr weinend die Tuillerien verlassen.“ *)

Das von Napoleon unternommene Verfahren fand seinen Abschluß durch die Erklärung Ney's. Napoleon, der am 14. in Chalons übernachtet, setzte seinen Weg nach Autun und Avallon fort. Er kam am 17. in Auxonne an, umgeben von der Bevölkerung von Bourgogne, welche in Uebereinstimmung mit den Truppen die Wiederherstellung des Kaiserreichs proklamirt hatten. — Ueberall führte er dieselbe Sprache wie in Lyon. Der Präfekt von Yonne, Gamont, Schwager Marschall Ney's, war ihm bis Vermanton entgegen gekommen; er empfing ihn freundschaftlich und schlug seine Wohnung in dem Präfektur-Gebäude auf, wo er sich beeilte, die Vorbereitungen zu seinem letzten Marsche nach Paris zu treffen. —

Während Napoleon also nach Paris vorrückte, hatte Lainé, angefeuert durch die Ereignisse, die ehren-

*) Ich habe diese Details von einem alten Artillerieobersten der kaiserlichen Garde, einem aufrichtigen, ehrenwerthen Manne, welcher den Brief in den Händen der Marschallin gesehen.

werthesten Anstrengungen gemacht, um die Dynastie mit der konstitutionellen Opposition zu vereinigen. Sowie die Kammermitglieder ankamen, bat er sie, die begangenen Fehler zu vergessen, weil dadurch wenigstens das Gute entstanden, daß man geneigt wäre, Folgendes zu bewilligen: Eine große Einschränkung des Ministeriums, eine Vermehrung der Pairskammer und die Erneuerung der Stände der Deputirtenkammer (alles dies in liberalem Sinne), ebenso ein Wahlgesetz, den Einfluß des Eigenthumsrechts, sowie der freien und industriellen Gewerbe betreffend; ein Gesetz über die ministerielle Verantwortlichkeit (Garantie, auf die man viel hielt) eine neue Gesetzgebung über die Presse und endlich ein Zollsystem, das die französische Industrie gegen die englische schützte. In guter Absicht fügte Lainé hinzu, das man daran denke, ja selbst sich bereits damit beschäftigt habe, diese Vorschläge als Gegenstand der Arbeiten für die Sitzung vorzulegen, als der böse Geist Frankreichs von Neuem Fuß auf französischem Boden gefaßt. Nicht zufrieden damit, diese weisen Rathschläge in der Privatunterhaltung zu geben, hatte Lainé die in Paris angekommenen Deputirten an die Stufen des Thrones geführt und vor dem Könige wiederholt, daß man die Fehler erkennen und vergessen müsse und sie durch Maßregeln verbessere, die der Zeit und den Wünschen der Nation angemessen wären. —

Die Anführer der konstitutionellen Partei, sowohl diejenigen in der Kammer, als auch die, welche nicht darin waren, und unter den Letzteren Lafayette und Benjamin Konstant, hatten öffentlich Lainé's versöhnenden Ideen beigepflichtet. Von dieser Seite ging

Alles gut, nur mußte man noch den Hof dafür gewinnen, und Lainé bestand darauf, daß man Hand an's Werk lege, das heißt: damit anfinge, drei oder vier Minister zu wechseln. Nur Montesquiou war von der Nothwendigkeit eines solchen Opfers überzeugt. —

Der Hof hingegen, weit entfernt davon, ein Zugeständniß zu machen, wollte im Gegentheile mit mehr Strenge verfahren, indem er glaubte, daß die einzigen Fehler in allzugroßer Schwäche beständen. Ludwig XVIII., obgleich mehr zu den gemäßigten Royalisten sich neigend, zögerte, sich für eine Partei zu entscheiden, und verlor auf diese Weise die Zeit, welche Napoleon dazu anwandte, mit Blitzesschnelle vorzurücken. —

Nur hinsichtlich der Armee wurden Zugeständnisse gemacht und diese waren schlecht genug ersonnen; sie waren mehr dazu geeignet, Gefahren zu bereiten, als die Wohlfahrt zu befördern.

Der Kriegsminister beschäftigte sich mit den halbbesoldeten Offizieren und den an ihrem Heerde gelassenen Soldaten. Er berief sowohl die Einen wie die Andern in Dienst. Die halbbesoldeten Offiziere erhielten Befehl, sich unverzüglich zu ihren Regimentern zu begeben, um die Cadres zu neuen Bataillonen aus zurückgerufenen Soldaten zu bilden. Diejenigen, welche keinen Platz in diesen Reservebataillonen fanden, mußten theils in die Bataillone der Nationalgarde treten, welche man mobil machen wollte, theils sollten sie die königlichen Haustruppen vermehren, deren Vorrechte und Ehrenämter sie theilhaftig wurden. Zugleich erhielten Alle ihren vollen Sold.

Bei dem Geiste, der unter den außerdienstlichen Offizieren herrschte, konnte man nicht hoffen, daß es gelingen könnte, sie an die Bourbonen zu fesseln in dem Augenblicke, in welchem Napoleon den Boden Frankreichs betreten. Selbst der Nationalgarde, welche nicht für die Wiederherstellung des Kaiserreichs war, konnte man nicht versichert sein. Man hatte fast überall gestattet, daß sie sich in die Cavallerie und Infanterie getheilt. Erstere aus dem alten Adel, Letztere aus dem Mittelstande gebildet. Nun war sie aber verletzt, gereizt, unzufrieden und deßhalb in den meisten Städten aufgelöst worden. Es war also nicht viel von jenen Maaßregeln zu erwarten. Dessenungeachtet forderte man die Präfekten auf, eine Nationalgarde mobil zu machen, befehligt von den ehedem halbbesoldeten Offizieren. Ueberdies hatte der Kriegsminister eine heftige Proclamation beigefügt, die wenig geeignet war, die Armee zu gewinnen, im Gegentheile Allen lächerlich vorkam, die sich seiner Sprache und seines Benehmens in Toulouse erinnerten.

Und dies war Alles, was man gethan, um Napoleon aufzuhalten. Man mußte nun allerdings darauf verzichten, zu sagen: Napoleon wäre nur nach Frankreich gekommen, um daselbst erschossen zu werden. Bei den Nachrichten von Grenoble und Lyon (man kannte die Vorgängnisse mit Marschall Ney noch nicht) glaubte man sich allgemein verrathen. Besonders mißtraute man dem Heere und der Polizei. — Die Royalisten vermutheten eine ausgedehnte Verschwörung, bei welcher alle Offiziere vom Unterlieutenant bis zum Marschall betheiligt wären. —

Sie fragten sich, ob Marschall Soult nicht vielleicht selbst dabei betheiligt sei. Die Exaltirtesten unter ihnen, die besonders entzückt von seinem Benehmen waren, blieben treu und erklärten, daß nur er allein die Monarchie retten könne. Andere behaupteten, die heftige Proclamation wäre nur deßhalb erlassen worden, um die Dynastie besser zu täuschen. Ebenso erschien ihnen auch die Zusammenberufung der halbbesoldeten Offiziere nur als Perfidie; dem war aber nicht so. Soult war fähig, die Leute zu verlassen, von denen sich das Glück gewendet, aber nicht sie zu verrathen. Dessenungeachtet galt er nur für einen raffinirten Italiener des fünfzehnten Jahrhunderts, und während man drei Monate vorher, als es sich darum handelte, den General Dupont seines Amtes zu entsetzen, sagte, Alles wäre verloren, wenn man den Marschall nicht zum Kriegsminister machte, sagte man heute hingegen, es wäre Alles verloren, wenn er auf seinem Posten bliebe.

Aehnliche Aeußerungen, aber weniger heftig, hörte man über den Polizeidirektor André. Ueber diesen dem Könige, mit dem er fünfzehn Jahre lang correspondirt hatte, ergebene Mann, hätten die Royalisten in Bezug auf seine Treue beruhigt sein können. Nachdem André der Nachfolger Beugnot's geworden, war er verpflichtet, dieselbe Art der Leitung einzuhalten, und die abgeschmackten Erfindungen all' der dienstfertigen Polizeianstalten zurückzuweisen, welche der Graf von Artois dadurch ermuthigte, daß er sie duldete, ja manchmal sogar bezahlte. Von da an ward André von dem Hofe für unfähig erklärt, einer solchen Stelle vorzustehen, wenn nicht gar für einen Verräther an-

geschehen. „Er will Nichts von dem glauben, was man ihm sagt", war die gegen ihn ausgesprochene Beschwerde. Folgende Geschichte möge als Beweis dienen für die Bestürzung der Partei. Man erhielt nur wenige Nachrichten, denn die verlegenen Präfekten, welche sich auf dem Wege Napoleon's befanden, hatten kaum Zeit, vor seiner Ankunft zu schreiben, und dachten später nicht mehr daran. Trotzdem war aber der Telegraph stets in Bewegung, sei es um Befehle hinsichtlich der Verwaltung zu ertheilen, sei es um die Beamten zu befragen, die nicht genug nach dem Belieben der Regierung sprachen, oder um Nachrichten von ihnen zu verlangen, die sie nicht gaben. Man glaubte also, da der Telegraph so sehr in Bewegung war, er wäre im Dienste Napoleon's und nicht in dem von Ludwig XVIII. Man ließ den Direktor der Telegraphen-Anstalt kommen, der erstaunt war über den Verdacht, den man gehabt, und sogleich die einfachsten und überzeugendsten Erklärungen gab.

Blacas zweifelte ebenfalls an der Redlichkeit und Treue des Marschall Soult und André's. Vitrolles, der ruhiger war, stellte Blacas vor, daß sein Verdacht wenig begründet wäre. Es ward beschlossen, ihn vorzuladen. —

In den Rath berufen, war sein Benehmen seiner Lage angemessen, das heißt, er war sehr verlegen. Wie ein Schuldiger befragt, antwortete er, ohne über den Verdacht hinsichtlich seiner sich zu empören; er erklärte sein Verfahren und protestirte gegen die Zweifel, welche man in die Reinheit seiner Gesinnungen setzte. Er wiederholte mehrmals, daß er bereit wäre,

beim Könige um seine Entlassung zu bitten. Ludwig XVIII., der wußte, daß der Kriegsminister weder etwas Ausgezeichnetes geleistet, noch ein Verräther war, aber auch einsah, daß ein Minister geopfert werden mußte, ließ den Marschall sprechen, so lange er wollte, und als er das Anerbieten seiner Entlassung wiederholte, ergriff Ludwig XVIII. die sich ihm bequem bietende Gelegenheit und sagte, er wäre mit seinen Diensten zufrieden und werde sie in gutem Andenken behalten; aber, da die Last des Amtes ihm gegenwärtig zu schwer schiene, wolle er ihm dieselbe abnehmen und einen Nachfolger ernennen. Der Minister, welcher nicht glaubte, daß seine Entlassung so leicht angenommen werden würde, wollte noch einmal auf das früher Gesagte zurückkommen, allein der König schien nicht geneigt dazu und er war genöthigt, seine Entlassung als bestimmt anzunehmen. Er verließ, unwillig darüber, sein Portefeuille daselbst gelassen zu haben, das Kabinet des Königs, bis an die Thore der Tuillerien von Blacas und Vitrolles begleitet. Hier fand er eine bestürzte Menge, welche jede bedeutende Persönlichkeit, die heraustrat, mit dem Rufe: „Es lebe der König!" also auch ihn, begrüßte. Er antwortete ebenfalls darauf, indem er seinen, mit weißen Federn geschmückten Hut schwenkte: „Es lebe der König!" dann warf er sich in seinen Wagen, und kehrte in das Kriegsministerium zurück, verabschiedet nach einem dreimonatlichen Ministerium, des Verraths von denen angeklagt, denen er seine Vergangenheit gewidmet, und schrecklich compromittirt bei Napoleon durch seine letzte Proclamation. —

Mit André machte man weniger Umstände. Man

gab ihm seine Entlassung mit der Erklärung, daß es der Dienst des Königs also erheische. — Dies geschah am 11. März; nun mußte man darauf bedacht sein, diese beiden hohen, verabschiedeten Staatsbeamten zu ersetzen. Man war jetzt in dem Falle, den Rathschlägen Lainé's und Montesquiou's folgen zu können; allein man glaubte besser zu thun, anstatt der öffentlichen Meinung zu genügen, Männer zu wählen, die dieselbe teuflische Gewandtheit hätten, wie Napoleon, dessen Genie sie nichtsdestoweniger in Abrede stellten; diese wurden nun allerwärts gesucht. Es gab einen ehemaligen Kriegsminister, der zehn Jahre lang die Befehle des Kaiserreichs ausgeführt, welcher seit seiner Rückkehr von Blois unablässig den Hof seiner unterthänigsten Ergebenheit versicherte, dies war General Clarke, Herzog von Feltere. Bisher hatte man seine Unterthänigkeit, aber nicht seine Dienste angenommen. Die Wahl fiel auf diesen, denn er mußte wissen, wie man Napoleon zu bekämpfen habe, nämlich, durch ähnliche Maaßregeln, wie er sie unter dessen Regierung ausgeübt. Man ließ ihn rufen und fand ihn so beglückt durch dieses Anerbieten, daß er beinahe die Gefahr darüber vergaß. Da er sich in einem solchen Augenblicke nicht weigerte, sich zu compromittiren, konnte man auf seine Treue zählen, er ward also unverzüglich an die Stelle des Marschall Soult ernannt.

Weil man also keine Rücksicht auf die öffentliche Meinung nahm, sondern nur gewandte Leute suchte, kehrten sich die Blicke auch auf Fouché. Dieser aber, beleidigt darüber, daß man jetzt erst seiner gedenke, antwortete, er könne die Polizeiministerstelle nicht

annehmen, da die Sachen nun so ständen, daß eine Krisis unvermeidlich wäre. Diese Hoffnung vernichtet sehend, stieg man etwas herab und wählte den schon längere Zeit von dem kaiserlichen Vertrauen ausgeschlossenen und deßhalb mit der Postdirektorstelle betrauten Bourienne, — nicht als Minister, denn einen solchen Titel ihm zu geben, war unmöglich, — aber zum Oberdirektor der Polizei.

Man war von dessen Haß, gegen Alles, was kaiserlich hieß, überzeugt.

Dieser doppelte Wechsel war Alles, was man auf die Vorschläge Lainé's nnd Montesquiou's that.

Ein zu dieser Zeit theilweiser Erfolg erweckte eine vorübergehende Hoffnung. Die Generale Lallemand, Lefebre, Desnoëttes und von Erlon waren, wie wir gehört, in den Norden abgereist, um ihr unnützes und unbedachtes Unternehmen in Ausführung zu bringen. — Lefebre-Desnoëttes war am Morgen des 9. März von Cambray mit den königlichen Jägern abgegangen, den königlichen Kürassieren hinterlassend, ihm zu folgen, nachdem er sich mit dem Grafen von Erlon verständigt hatte, der die Infanterie von Lille nach Compiegne führen sollte, sowie mit den Brüdern Lallemand, welche mit Truppen jeder Art von Aisne nach La Fère marschirten. Die Jäger zu Pferde, die schon zehn Jahre lang daran gewöhnt waren, dem Generale blindlings auf jedes Schlachtfeld zu folgen, waren, dem Befehle nachkommend, am Morgen des 10. März vor La Fère erschienen und hatten die Thore offen gefunden, die sich vor französischen Truppen nicht schließen konnten. Die herzugekommenen Brüder Lallemand hatten versucht, das in La Fère

liegende Artillerie-Regiment mit sich zu führen, indem sie sagten, es habe in Paris eine Revolution zu Gunsten des Kaiserreichs stattgefunden, die Bourbonen wären entthront und gefangen, man müsse sich in Bewegung setzen, um zu Napoleon zu stoßen. Das Artillerie-Regiment hätte nichts lieber gethan, als sich den Brüdern Lallemand anzuschließen; aber General Aboille, ein strenger Beobachter seiner Pflicht, widerstand und die Generale Lallemand, fürchtend, Zeit zu verlieren, zogen nach Compiegne mit Lefebre-Desnoëttes, hoffend die Grenadiere zu Pferd, und besonders die von dem Grafen von Erlon geführte Infanterie von Lille anzutreffen. In Compiegne angelangt, an der Spitze der ehemaligen Jägergarde, welche aus einem Tausend der prächtigsten Reiter bestand, versuchten Lefebre-Desnoëttes und die Brüder Lallemand, das 6. Jäger-Regiment zum Mitziehen zu bewegen, dessen Offiziere jedoch zögerten und sich endlich entschieden weigerten. Während ihre Bemühungen bei diesem Regimente scheiterten, mußten sie den Grafen Erlon erwarten, der sich indessen nicht zeigte. Dieser war im Augenblicke, als er seine Infanterie in Bewegung setzen wollte, überrascht und vollständig gelähmt worden, durch den in Paris ankommenden Marschall Mortier. Der Marschall hatte ihm gerathen, sich ruhig zu verhalten, der Revolution ihren Lauf zu lassen, ohne sich zu compromittiren, und für den Augenblick zu verbergen, damit nicht an ihm ein Exempel der Strenge statuirt würde. Der Graf von Erlon war also unvermögend zu handeln und selbst verpflichtet sich zu verbergen, um Verfolgungen zu entgehen. Diese Nachricht machte die Generale Lalle-

mand und Lefebre=Desnoëttes bestürzt. — Als der zweite Commandant Bion, sie in dieser Verlegenheit sah, frug er sie und zwang sie, ihm zu sagen, was sie mit dem also compromittirten Corps machen wollten. Sie gestanden ihm Alles ein und schlugen ihm vor, sich als Parteigänger auf den Weg nach Lyon zu begeben, als dem Einzigen, was sie thun könnten. Der über ein solches Unternehmen erschreckte Commandant weigerte sich dessen und zog sie dadurch aus ihrer Verlegenheit, daß er das Commando über das Corps übernahm, während sie sich flüchteten. Er sandte zur Stunde noch, im Namen der Jäger ein Schreiben nach Paris, worin sie ihre Unterwerfung und Reue aussprachen, gegründet auf die Unkenntniß der Intentionen der Generale, welche versucht hatten, sie auf Irrwege zu leiten. Die Neuigkeit dieses verunglückten Versuchs, welche am 12. in Paris ankam, bildete das Gegengewicht zu den traurigen Nachrichten von Grenoble und Lyon. Die Rapporte, welche man aus Franche=Comté und besonders von dem Generalstabe des Marschall Ney (man wußte seinen Abfall noch nicht) erhielt, waren ebenfalls günstig. Die königlichen Offiziere, welche in der Umgebung des Marschalls waren, gaben ihm die besten Zeugnisse. Marschall Oudinot, der nach Metz abgereist war, bezeugte, daß er einer ausgezeichneten Gesinnung in der kaiserlichen Garde zu Fuß begegnet wäre. Aus diesem Allem schöpfte man Hoffnung. Man schmeichelte sich damit, mindestens dreißig oder vierzig Tausend Mann zu haben, während Napoleon nur über zehn Tausend gebieten könne, und ein so geschickter General er auch wäre, könne er bei

einer solchen Ungleichheit der Kräfte unmöglich siegen. —

Man ernannte jetzt den Herzog von Berry zum Commandanten des Heeres in Paris, bestimmt vor Villejuif zu lagern, gab ihm als Generalmajor den Marschall Macdonald, welcher in Lyon Zeugniß seiner Treue gegeben, bei, beauftragte den Herzog von Orleans sich in den Norden zu begeben, eine Reserve-Armee daselbst zu bilden aus den Truppen, welche kürzlich so gute Gesinnung gezeigt, sie nach Amiens und nach Saint-Quentin, und, nachdem man sie mit dem nöthigen Material versehen, nach Paris zu führen um den linken Flügel des Herzogs von Berry zu bilden und an seiner Seite zu kämpfen. Der Marschall Oudinot erhielt den Befehl, mit der Infanterie der alten Garde aufzubrechen, wenn er noch auf sie zählen könne, die Straße von Lyon nach Paris zu besetzen und denjenigen Soldaten, die sich anheischig machten, Feuer zu geben, den Offiziersgrad zu versprechen.

Zu gleicher Zeit legte man in Paris eine Liste auf, zur Einzeichnung Freiwilliger. Jeden Tag gingen eifrige Royalisten in den Straßen der Hauptstadt einher, schwenkten weiße Fahnen und riefen: „Zu den Waffen! gegen den Usurpator, den Tyrannen, der über Frankreich die doppelte Geißel des Despotismus und des Krieges verhängte!“ Obgleich diese Demonstrationen keinen besonderen Eindruck auf die Bevölkerung machten, so war doch die freisinnige Jugend, welche unter dem Einflusse des Journals „Censur“ stand, das in Buchform erschien, um der Censur zu entgehen und sich hauptsächlich zur Auf-

daran zu glauben. Ein Kammermitglied machte den Vorschlag, die Charte unter den besonderen Schutz der Armee und der Nationalgarde zu stellen, ein anderes: die Rückstände der Ehrenlegion zu bezahlen. Alle diese Anträge wurden einstimmig angenommen. Nach der etwas knabenmäßigen Sprache des Kriegsministers folgte eine verständige und würdige Montesquiou's; da es ihm nicht gelungen, die Chefs der constitutionellen Partei in das Ministerium zu bringen, so dankte er ihnen wenigstens über ihr Verhalten bei dieser Gelegenheit, lobte namentlich in sehr guten Ausdrücken die freisinnigen Schriftsteller, welche die private Meinungsverschiedenheit vergaßen, um das gemeinsame Interesse des Königs und der Freiheit zu vertheidigen. —

Da diese Scene eine erwünschte Wirkung hervorgebracht, bereitete man eine noch feierlichere vor. Man kündigte an, daß der König und die Prinzen sich am 16. in die Deputirtenkammer begeben würden, um ihre Verbindung mit der Nation zu erneuern und förmliche Versicherungen geben wollten von ihrem Festhalten an der constitutionellen Charte. Montesquiou und Lainé, welche von der Unschlüssigkeit des Königs und von der verdrießlichen Richtung der Prinzen nicht erlangen konnten, daß man sich in die Arme der constitutionellen Partei warf, wollten wenigstens durch wiederholte Vorstellungen es dahin bringen, daß man die öffentliche Meinung für sich gewann, als der einzigen Macht, die Napoleon entgegengestellt werden konnte.

Der König bereitete eine Rede vor, die er selbst sorgfältig ausarbeitete und auswendig lernte, um sie

besser vortragen zu können. Diese Rede ward im Rathe vorgelegt und als ein Meisterstück erklärt; sie war auch in der That ebenso nobel als gewandt. Beruhigt durch diesen Beifall, verließ Ludwig XVIII. die Tuillerien in großem Pomp; geschmückt mit dem Orden der Ehrenlegion und umgeben von allen Prinzen, durchfuhr er eine doppelte Reihe von Nationalgarde und Linientruppen. Der Herzog von Orleans befand sich im Wagen des Königs; letzterer machte ihn aufmerksam, daß er heute den Ordensstern der Ehrenlegion trage. „Ich wünsche", antwortete der Prinz, „es geschehe heute nicht zum ersten Male." Während der Fahrt zeigte sich das meistens aus der Bürgerschaft bestehende Publikum liebreich; die Nationalgarde rief: „Es lebe der König"; die Truppen schwiegen. — Während der Herzog von Berry und der Herzog von Orleans dieses Schauspiel beobachteten, hatte der König durchaus keine Acht darauf und überdachte noch einmal die Rede, die er halten wollte. Im Bourbonischen Palast angelangt, trat Ludwig XVIII., auf Blacas und Duras gestützt, in den Sitzungssaal und stieg die Stufen des Thrones hinan. Die Mitglieder der beiden Kammern erhoben sich lebhaft beim Anblick des Monarchen und applaudirten aus allen Kräften. Die auf der linken Seite sitzenden Deputirten waren am ausdauerndsten in ihren Beifallsbezeugungen. Sie alle wollten den Frieden, die Charte, den König und suchten ihm dadurch zu bezeugen, daß, wenn er aufrichtig mit ihnen wäre, sie es um so mehr mit ihm sein würden. Sie erhoben sich drei- und viermal mit dem Rufe: „Es lebe der König!" Unterstützt in dieser öffentlichen Kund-

gebung durch die royalistischen Deputirten, ertönte ein Freudengeschrei, das Ludwig XVIII. tief rührte und ihn zu dem Glauben bringen konnte, er wäre gerettet. Unglücklicher Weise war dies aber nur der Ruf einiger aufgeklärter Bürger und wahrer Patrioten. Der Rest der Nation, fortgerissen durch die Nachwehen, von denen die Bourbonen die unfreiwillige Ursache waren, eilten neuen Abgründen entgegen. —

Nachdem sich der König gesetzt, sprach er klar und gut betont, folgende Worte:

Meine Herren!

„In diesem kritischen Augenblicke, da der allge„meine Feind in einen Theil meines Königreiches „eingedrungen ist und er die Freiheit des übrigen „Theils bedroht, komme ich in ihre Mitte, um das „Band, das Sie mit mir verbindet und das die Macht „des Staates bildet, noch fester zu knüpfen. Indem „ich mich an Sie wende, gebe ich ganz Frankreich „meine Gefühle und Wünsche kund. — Ich habe „mein Vaterland wiedergesehen, ich habe es mit allen „fremden Mächten ausgesöhnt, welche, zweifeln Sie „nicht daran, den Verträgen, die uns den Frieden „gebracht, treu sind; ich habe an der Wohlfahrt mei„nes Volkes gearbeitet; ich habe geärntet, ich ärnte „noch alle Tage die rührendsten Beweise seiner Liebe; „kann ich mit sechzig Jahren meine Laufbahn besser „beschließen, als indem ich für seine Vertheidigung „sterbe?“. . . .

Hier erschollen neue Freudenrufe. „Nein!“ riefen die Deputirten, „nicht an Ihnen ist es, sondern an uns, für den Thron und für die Charte zu sterben.“ Der König fuhr fort:

„Ich fürchte nichts für mich, aber ich fürchte für „Frankreich. Derjenige, welcher kommt, um unter „uns die Fackel des Bürgerkrieges anzuzünden, „bringt auch die Geißel des auswärtigen Krieges; „er kommt, um unser Vaterland wieder unter sein „eisernes Joch zu beugen; er kommt endlich, um „diese constitutionelle Charte zu zerstören, die ich Ih„nen gegeben, diese Charte, mein schönster Titel in „den Augen der Nachwelt, diese Charte, welche allen „Franzosen werth ist, und die, aufrecht zu erhalten, „ich hiermit schwöre. Schaaren wir uns um sie! „Sie soll unsere geheiligte Fahne sein! Die Ab„kömmlinge Heinrich's IV. werden die Ersten um sie „sein; alle guten Franzosen werden ihnen folgen. „Endlich, meine Herren! gibt das Zusammentreten „der beiden Kammern, der gesetzmäßigen Macht alle „Kraft, und dieser wahrhaft nationale Krieg wird „durch seinen glücklichen Ausgang beweisen, was ein „großes Volk kann, das einig ist durch die Liebe sei„nes Königs und die Grundgesetze des Staates."

Kaum waren diese letzten Worte ausgesprochen, so erhob sich der Graf von Artois und, die Hand des Königs respektvoll nehmend, sprach er Folgendes: „Erlauben Sie, Sire, daß ich im Namen Ihrer Familie meine Stimme mit der Ihren vereine, um unsere aufrichtige und herzliche Vereinigung mit Eurer Majestät zu betheuern und zu schwören, Ihnen und der constitutionellen Charte treu zu bleiben."

„Ja, ja", riefen der Herzog von Berry und der Herzog von Orleans, „wir schwören es!" Bei dieser erneuerten Scene erhoben sich die beiden Kammern, um der Gleichheit der Gesinnungen zu applau-

diren, die sehr ersprießlich gewesen, wäre sie früher kund geworden, Dank deren dann das Königthum seine Stütze in der Nation gefunden, die ihm ihr Versprechen gegeben hätte. Aber, ach! es konnte nicht mehr über die Nation verfügen und selbst diese Kammern in ihrer äußersten Vorsicht, hatten vielleicht nicht genug dem Königthum widerstanden, um sich eine Popularität zu erwerben, die ihnen erlaubte, es zu vertheidigen und zu retten.

Ludwig XVIII. zog sich in dieser allgemeinen Bewegung zurück, sehr gerührt über den Erfolg seiner Rede und den der Sitzung, der vor vierzehn Tagen von einem sichern, heute von einem sehr zweifelhaften Erfolg war.

Nach der königlichen Sitzung hatte man die Nationalgarde zusammenberufen, damit die Prinzen Revue darüber halten konnten, und daß unter ihren Augen die Freiwilligen, welche dazu bestimmt waren, mobile Bataillone zu bilden, aus den Reihen treten möchten. Der Graf von Artois entfaltete alle seine Anmuth, um der bewaffneten Pariser Bürgerschaft zu gefallen, aber als man einen Aufruf an die Freiwilligen ergehen ließ, erschien nur eine kleine Zahl. Man hatte in der That die Gefühle der Bürgerschaft zu sehr verletzt, als daß von ihr unbedingte Gefühle der Ergebenheit zu erwarten gewesen wären. Sie fürchtete sich vor dem, was kommen sollte, ohne eine große Liebe für das Scheidende zu äußern. Dessenungeachtet war der Schein gerettet und die Prinzen, obgleich weniger gut begrüßt, als in der Deputirtenkammer, waren doch verhältnißmäßig freundlich empfangen worden. Unter dem Eindrucke der verschie-

denen öffentlichen Aeußerungen, und besonders durch den verfehlten Versuch der Gebrüder Lallemand, hatte man wieder Hoffnung geschöpft; man rechnete auf die numerische Zahl und die Treue der sich in Melun unter dem Herzog von Berry, unter dem Marschalle Macdonald, unter den Generalen Belliard, Maison, Haxo ꝛc. ꝛc. versammelten Truppen. Die durch die Begebenheit mit den Brüdern Lallemand verlegenen Bonapartisten hingegen, glaubend, ein beunruhigendes Symptom der Stimmung im Heere daraus zu ersehen, zitterten und verbargen sich schüchtern, besonders beunruhigt durch den Namen des neuen Polizeipräfekten Bourrienne.

Während dieser Zeit bereitete sich der am 17. in Auxerre angekommene Napoleon auf seinen Marsch nach Paris vor. Mit den Truppen von Grenoble, Lyon und denen der Franche-Comté, die Marschall Ney herzuführte, hatte er ein Heer von zwanzig Tausend Mann und sechzig Feuerschlünden. Das 14. Linienregiment, das nach Auxerre gegen ihn abgeschickt worden, hatte sich unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ mit ihm vereinigt und so seine Kräfte noch durch ein weiteres Infanterieregiment vermehrt. Die Nachricht von der Bildung einer Armee zu Melun war nach Auxerre gelangt. — Man sprach von vierzig Tausend Mann Linien- und Haustruppen, sowie von einer Nationalgarde, unter dem direkten Befehl des Herzogs von Berry und mehrerer Marschälle stehend; es war möglich, daß endlich der von den Royalisten so sehr gewünschte und von Napoleon so sehr gefürchtete erste Flintenschuß vor Paris fiel. — Man konnte allerdings vermuthen, daß unter den

fünf oder sechs Tausend Mann Haustruppen sich Einer fände, der den Kampf beginnen konnte; die Lage war, wie nicht zu läugnen, eine sehr ernste. Napoleon fühlte sich aber keineswegs beunruhigt durch diese Gerüchte. Er sagte, daß die Truppen nicht besser Stand halten würden wie in Lyon und Grenoble, daß die Regierung bei seiner Annäherung den Kopf verlieren und der König flüchten würde, wie es die Präfekten gethan, wenigstens diejenigen, welche treu bleiben wollten. Die in die Nähe der Hauptstadt ausgesandten Kundschafter hatten keine Soldaten auf ihrem Wege getroffen und bei Melun nur eine Versammlung halbbesoldeter Offiziere bemerkt, die sehr schlecht gestimmt waren über die Regierung, welche sie vertheidigen sollten. Napoleon achtete wenig auf alle diese in Umlauf gesetzten Nachrichten; aber er war ein zu kluger Feldherr, als daß er nicht denselben Rechnung getragen. Er entschloß sich, zwei oder drei Tage in Auxerre zu verweilen, um sein Heer daselbst zu concentriren und von hier kriegerisch auf Paris loszugehen. Er erwartete den Marschall Ney mit dem aus Franche-Comté gekommenen Corps, vielleicht auch mit der alten Garde, die, wie man sagte, den Händen Marschall Oudinot's entwischt wäre. Er war gewiß, daß in zwei Tagen sein Heer die genügende Stärke hätte. Damit die ihm folgende Infanterie nicht ermüdet wurde, dachte er daran, sie auf der Seine von Auxerre nach Monterneau ziehen zu lassen; er wollte halb für seine Artillerie von dem Flusse Gebrauch machen und ließ deßhalb für Geld alle Schiffe auf demselben herbeischaffen. Seine Kavallerie begab sich zu Land nach Montereau und er

richtete es ein, daß er am 19. mit seinen vereinigten Waffengattungen in den Wald von Fontainebleau eindringen konnte.

Nachdem er diese Maßregeln mit seiner gewohnten Pünktlichkeit und Raschheit besorgt hatte, empfing er die Bürgermeister, die Unterpräfekten und die Corpsführer und hielt eine Ansprache in demselben Sinne an sie, wie er es anderwärts gethan. Am Abend, bei der Tafel des Präfekten und in geschlossenem Kreise, bestehend aus Drouot, Bertrand, Cambronne und dem Präfekten selbst, sprach er vertraulich, in der kurzen, nachdrücklichen und beißenden Sprache, die ihm eigen war. „Ich habe um mich her aussprengen lassen, ich wäre im Einverständnisse mit den Mächten; dem ist nicht so. Ich bin mit Niemanden im Einverständniß, selbst nicht mit denen, die man in Paris beschuldigt, für meine Sache zu conspiriren. Ich habe auf Elba die Fehler gesehen, die man beging, und mich entschlossen, sie zu benützen. Mein Unternehmen, das den Anschein von einer Handlung außerordentlicher Verwegenheit hat, ist in Wirklichkeit nur eine Handlung der Vernunft. Es war nicht zweifelhaft, daß die Soldaten, die Bauern, der Mittelstand selbst, nach dem Allem, was man gethan, um sie zu beleidigen, mich freudig begrüßen würden. In Grenoble brauchte ich nur mit meiner Tabaksdose anzuklopfen, um geöffnet zu bekommen.

Ludwig XVIII. ist unzweifelhaft ein gescheidter, durch das Unglück aufgeklärter Fürst; wäre er allein gewesen, so hätte es mich unstreitig mehr Mühe gekostet, ihm Frankreich zu nehmen. Aber seine Familie, seine Freunde zerstören in ihm alles Gute, dessen er

fähig ist. Sie glauben, sie träten die Erbschaft ihrer Väter an und könnten handeln, wie es ihnen gefällt; aber sie sehen nicht, daß es mein Erbe ist, das sie antreten und daß das nicht verwaltet werden kann, wie das ihre.“ Auf die Bemerkung des Präfekten, daß die Bourbonen sich dessenungeachtet streng an die Beobachtung der Gesetze hielten, antwortete Napoleon, daß es nicht genüge, nur nach den Gesetzes-Formen zu regieren, sondern im Geiste derselben. „Man vollzog die Gesetze der gegenwärtigen Zeit im Geiste der vergangenen; dadurch mußte man die jetzige Generation empören. Dies ist der einzige Grund meines Erfolges. Man hat voriges Jahr behauptet, ich habe die Bourbonen wiedergebracht. Dieses Jahr bringen sie mich, folglich sind wir quitt.“ . . . —

Napoleon führte an diesem Abend mit der gewohnten Begeisterung die Unterhaltung, schilderte auf das Treffendste die Fehler der Bourbonen, bekannte willig die seinigen, aber bestätigte, daß er sich geändert, und man in ihm nicht mehr den herrschsüchtigen, noch den eroberungssüchtigen Herrn finden würde, denn er verstände, sich zu ändern, und wäre nicht wie die Bourbonen, „die in zwanzig Jahren Nichts gelernt und Nichts vergessen hätten.“ . . . —

Am nächsten Morgen den 18. kam Marschall Ney an. Napoleon erwartete ihn ungeduldig und schien erstaunt darüber, daß er nicht früher gekommen. Der Marschall, aufgehalten durch die Befehle, die er ausgeführt, hatte sich in der That verspätet und nahte sich, ohnedies schon voll Verlegenheit, dem Hauptlager. Zwei Dinge genirten ihn: sein Benehmen in Fontainebleau und dasjenige kürzlich in Lons-

la-Saulnier. Sein Benehmen in Fontainebleau konnte, seine rauhe Form ausgenommen, als durch die Macht der Verhältnisse geboten, erklärt werden. Sein letzter Umschlag, obgleich er ebenso erklärt werden konnte, war so hastig, daß er selbst vor Napoleon in Verlegenheit gerieth, der doch so viel dadurch gewann. Der Marschall hatte überall wiederholt, was er schon in Lons-la-Saulnier gesagt, daß er dem Wunsche Frankreichs nachgegeben, das sich einstimmig in Grenoble, Lyon, Macon und Chalons gezeigt; er habe nicht daran gedacht, sich einem Manne zu ergeben, der die Franzosen nach Moskau geführt; jetzt hätten sich die Umstände geändert; Frankreich bedürfe Frieden und Freiheit; dies wolle er Napoleon sagen; gehe derselbe nicht darauf ein, dann ziehe er sich auf seine Güter zurück, um sich nie mehr von denselben zu entfernen. —

Dies waren die Aeußerungen, die Ney auf dem Wege gethan, die er seinem Schwager, dem Präfekten widerholt und die er auch Napoleon selbst mittheilen wollte. Je näher er kam, desto mehr verminderte sich seine Dreistigkeit und befürchtend, es nicht zu wagen, oder nicht mehr zu wissen, was er sagen wollte, hatte er über sein Verhalten eine schriftliche Darlegung gemacht, die mit Fontainebleau anfing und in Lons-le-Saulnier endete. Er las es seinem Schwager vor, der nichts daran auszusetzen fand, und begab sich einige Augenblicke nach seiner Ankunft, das Schriftstück in der Hand, zu Napoleon. Napoleon hatte mit seinem tiefen Scharfblicke Alles errathen, was ihm der Marschall sagen wollte, und es genügte ihm, was er von verschiedenen Seiten ge-

hört, um vorherzusehen, daß Ney ihm zugleich Entschuldigungen und Vorstellungen zu bringen beabsichtige. — Nun wollte er ihn aber von den ersten dispensiren und sich die letzteren ersparen. Er kam mit offenen Armen auf ihn zu, indem er rief: „Umarmen wir uns, mein lieber Marschall.“ . . . Als Ney seine Papiere entfaltete, ließ er ihn nicht mit seiner Vorlesung beginnen. „Sie bedürfen keiner Entschuldigung“, sagte er. „Ihre Entschuldigung, wie die meine, liegt in den Begebenheiten, die stärker waren, als die Menschen. Sprechen wir nicht mehr von der Vergangenheit und erinnern wir uns nur derselben, um es künftig besser zu machen.“ Nach diesen ersten Worten ließ Napoleon dem Marschall keine Zeit mehr, ein Wort hervorzubringen; er machte ihm eine Darstellung seiner Lage und seiner Absichten, die nichts zu wünschen übrig ließ, denn er kannte zugleich die Nothwendigkeit des Friedens und einer währenden genügenden Freiheit an und schien entschlossen, die eine und die andere zu bewilligen. — Er erklärte, daß er den Vertrag von Paris annehme, daß er es nach Wien habe berichten lassen, daß er auf diese Mittheilung und auf die Vermittlung Marie Louisens rechne, um einem neuen Kampfe mit Europa zuvorzukommen, und daß er, in Paris angekommen, die tüchtigsten Männer um sich versammeln wolle, um sich mit ihnen zu berathen über die Aenderungen, die in den kaiserlichen Constitutionen vorzunehmen seien. — Es wäre überflüssig gewesen, hätte der Marschall den Erklärungen Napoleon's noch Etwas beifügen wollen, denn sie enthielten in der That Alles, was man wünschen konnte, und gaben genauer und

besser die Bedürfnisse des Augenblicks an, als er es hätte thun können. Dessenungeachtet wiederholte er nach seiner Art Alles, was er soeben gehört, und Napoleon hörte ihm, ohne daß es ihm unangenehm gewesen wäre, zu, da es nur die Wiederholung seiner eigenen Gedanken war. Die Unterredung war also eine angemessene. Ney sah übrigens, ohne die Feinheit Napoleon's zu besitzen, recht gut ein, daß dieser sich keine Bedingungen wollte auferlegen lassen, und dieser hatte noch besser bemerkt, daß man ihm welche machen wollte. Es war also Jeder von dem Andern weniger befriedigt, als sie es schienen. Ney sagte, indem er sich zurückzog, zu den Offizieren und zu seinem Schwager, er wäre sehr zufrieden mit dem Kaiser, der sehr freundschaftlich und sehr vernünftig gegen ihn gewesen. Seine Kameraden stimmten ihm bei und erklärten, daß sie nichts mehr zu wünschen hätten, da sie den Kaiser, nun so sehr zu seinem Vortheile geändert, wiedergefunden. Napoleon seinerseits errieth aus dem Ausdruck ihrer Züge und den entschlüpften Worten, daß man sich wegen Verletzung der militärischen Pflicht damit entschuldigte, daß man laut ankündete, man würde ihm schon einen Zaun anlegen; er that, als bemerke er Dieses nicht, und zeigte sich vollkommen befriedigt vor dem Marschalle.

Nachdem dieser erste Augenblick der Ergießung vorüber, nahm er nach und nach eine gewisse kaiserliche Würde gegen Ney an und bestimmte eine Zusammenkunft mit ihm in Paris, wie wenn er seiner gar nicht bedurft hätte, um daselbst einzuziehen.

Am Morgen des 19., nachdem alle seine Anordnungen getroffen waren und seine Truppen in Ma-

terau versammelt sein konnten, verließ Napoleon Auxerre, um sich an ihre Spitze zu stellen. Gegen Einbruch der Nacht war er, umgeben von seinen Soldaten, an dem Saume des Waldes von Fontainebleau angelangt. Hier sprach man von Truppenbewegungen vor Paris; aber dieselben unberücksichtigt lassend, drang er, gefolgt von einigen Cavalieren, in den Wald ein. Um vier Uhr Morgens am 20. März, betrat er den Schloßhof von Fontainebleau, wo er eilf Monate vorher (20. April) sich von der kaiserlichen Garde verabschiedet hatte. Schon hatte sich eine Gruppe Cavaliere, die aus der Armee von Melun desertirt war, dahin begeben, um ihn zu erwarten. Indem er seinen Fuß in den Palast setzte, in welchem das erste Kaiserreich geendet, und in dem das zweite beginnen sollte, erglänzte sein Gesicht von hoher Befriedigung. — Diese Genugthuung, welche ihm das Glück verliehen, war gewiß eclatant und in diesem großen Geiste, der auf der Insel Elba kurirt worden (man wird bald die Probe sehen) brachte die Freude einen Augenblick die Vorsicht zum Schweigen.

In den Tuillerien herrschte aber die größte Verwirrung. Die Hoffnungen, in denen man sich gewiegt, waren nicht von langer Dauer, und während es bei Marschall Soult dreier Monate bedurfte, um in Mißkredit zu kommen, hatten bei Minister Klarke acht Tage genügt, um das in ihn gesetzte Vertrauen wieder aufzuheben. Indem man den Triumphzug Napoleon's durch die Bevölkerung von Bourgogne, sowie besonders den Abfall Marschall Ney's erfuhr, hatte man bald das Kindische davon eingesehen, sein Heil von irgend einem Kriegsminister, welcher er

auch sei, zu erwarten, und sich nunmehr einer vollständigen Verzweiflung überlassen. Die eifrigsten Royalisten sahen ihre einzige Zuflucht in einer zweiten Emigration, indem sie im Auslande die Stütze wie früher zu finden hofften. — In der That waren auch die Nachrichten aus Frankreich selbst zum Verzweifeln, so waren doch diejenigen aus Wien dafür um so beruhigender und man wußte, daß der außergewöhnlich versammelte Congreß, Napoleon ein wahres Todesurtheil verkündete. Unglücklicher Weise mußte man auswärts die gefährliche Stütze suchen, welche etwas materielle Kraft verschaffen konnte, während man dadurch zugleich alle moralische Kraft abstreifte. —

Man muß Lainé und Montesquiou, sowie allen Denen, welche das Heil der königlichen Sache in der Einigung der Dynastie mit der liberalen Partei suchten, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie an ihrer Politik nicht verzweifelten, und daß sie bis zum letzten Tage, auf die Gefahr hin, in die Hände Napoleon's zu fallen, an der erwünschten Einigung arbeiteten. Lainé und Montesquiou bestanden darauf, daß man sich gänzlich den Constitutionellen übergebe, daß man sie zu Ministern mache, daß man Lafayette an die Spitze der Nationalgarde stelle und daß man also Napoleon die den Händen der Liberalen anvertraute Charte gegenüber stellte. Die Constitutionellen pflichteten diesen Vorschlägen bei, ihre Hilfe bis zum letzten Augenblicke anbietend, und am Morgen des 19. März schrieb Benjamin Constant in das „Journal des Debats" einen der heftigsten Artikel gegen Napoleon, worin er sich förmlich und unwider=

ruflich für die Bourbonen und für die Charte erklärte. —

Zu der Stunde war der Ministerrath nicht mehr der Rath des Königs; denn wie es in den Tagen der Krisis gewöhnlich vorkömmt, lief eine Menge Geschäftiger in das Regierungsgebäude, belagerte die Thüren, mischte sich in die Verhandlungen und behauptete, die Geschäfte eben so gut führen zu können, wie diejenigen, welche dafür verantwortlich waren. —

Die verschiedenen Royalisten erfüllten die zwei oder drei Stockwerke der Tuillerien; man begegnete ihnen überall, unruhig sprechend, sich gegen Montesquiou und Blacas, denen man alles Ueble zuschrieb, erklärend. — Der Erste war ein Gegenstand des Abscheus geworden, seitdem er Rathschläge zur Mäßigung hören ließ; man sagte, er hätte einen leichten Sinn und wäre nicht fähig, die Last der Regierung zu tragen. Den zweiten hielt man für die Ursache der Unthätigkeit Ludwig's XVIII., sowie dessen Unentschlossenheit. — Selbst die Gemäßigten sprachen sich dahin aus, daß er die Mauer sei, welche verhindere, daß die gerechten Klagen zum Könige gelangten. Sein kaltes, hochmüthiges Benehmen war geeignet, diese Idee zu wecken, obgleich in Wirklichkeit dem nicht so war, denn er beeilte sich, Ludwig XVIII. von Allem, was er hörte, in Kenntniß zu setzen.

Allgemein war die Ansicht unter den eifrigsten Royalisten, daß der Hauptfehler seither, wie schon gesagt, Schwäche gewesen; deßhalb sah man die Bewilligungen verschiedener Kammeranträge für die Ursache einer Verschlimmerung der Verhältnisse an. Ihre Meinung war, es wäre am besten, Paris zu

verlassen und Europa zu Hülfe zu rufen, auf das man zählen könne, das die unwürdige Nation strafen würde, welche nur von einer eisernen Hand wie die eines Napoleon oder Europa's könne regiert werden. Sie fügten hinzu, man gewinne nur dabei, wenn man von der Charte befreit würde, als der beständigen Ursache neuer Stöße, von denen die Legitimität bedroht wäre. Nach ihnen lag der Uebelstand nicht darin, daß man die Charte nicht gut beobachtet, sondern sie überhaupt gegeben hatte. —

Aber selbst die eifrigsten Royalisten waren nicht unter sich einverstanden, Vitrolles war entschieden dagegen, die Fremden zu Hilfe zu rufen, denn er habe ihren schädlichen Einfluß erkannt und wollte nicht wieder von ihnen abhängig werden. —

Um dem zu entgehen, hatte er ein Mittel ersonnen; das bestand darin, wenn man Paris verlasse (was die Einen wie die Andern für unvermeidlich hielten), sich nicht in den Norden gegen Lille und Dünkirchen zu wenden, sondern nach Westen gegen Angers, Nantes und La Rochelle, wodurch man in die Vendé, mitten unter die alten Soldaten des Königreichs, welche seit 10 Monaten die Waffen wieder ergriffen, käme. Man bildete sich ein, hier, gestützt auf Nantes, La Rochelle und Bordeaux, fünfzig Tausend Soldaten zusammenzuziehen zu können, die, von den Engländern mit Geld und Kriegsmaterial versehen, sich hier ziemlich lange halten könnten, und einen Theil der Macht des Usurpators an sich ziehen, Europa, ohne den Anschein einer Theilnehmung dabei Zeit ließen, die Frage zwischen dem Rhein und der Seine zu entscheiden. Schon war der Herzog

von Bourbon nach Tours und Angers abgereist und man zweifelte nicht daran, daß es ihm gelänge, die Vendée gründlich aufzuwiegeln. Man hatte Nachrichten aus Bordeaux, wo der Herzog und die Herzogin von Angoulême lebhafte Gefühle von Enthusiasmus erregt, und man sah das Asyl im Westen für eben so sicher wie ehrenvoll an; sodann blieb endlich, wenn man gezwungen wäre, an diesen Zufluchtsort sich zurückzuziehen, das Meer, um nach England zurückzukehren, von woher man gekommen. —

Man konnte viele Scheingründe für diesen Plan anführen, aber die Unbeliebtheit der Chouans war eben so groß, wie die der Fremden, und unter diesen beiden Unbeliebtheiten war die Wahl schwer. Montesquiou, welcher der gewohnte Gegner Vitrolles' geworden, sagte mit dem Tone eines durch einen einfältigen Rath beleidigten Mannes: „Ei doch, mein Herr, der König der Chouans wird niemals derjenige der Franzosen sein", worauf Vitrolles antwortete, daß derjenige der Oesterreicher, der Engländer und der Russen ebensowenig Chance hätte, es zu werden. Diese zwei Persönlichkeiten waren zu einer so gegenseitigen Abneigung gekommen, daß Einer die Gegenwart des Andern nicht mehr ertragen konnte; sie waren immer bereit, sich Beleidigungen zu sagen; Vitrolles nannte Montesquiou einen groben und leichtsinnigen Abbé vom Hofe und Montesquiou seinerseits erklärte Vitrolles als einen langweiligen und gefährlichen Zänker. —

Da die Verhältnisse soweit gediehen waren, kannte Montesquiou keine andere Zuflucht, als sich an die nördliche Grenze nach Dünkirchen oder Lille zurück-

ziehen, an einem dieser Plätze zu bleiben, ohne den französischen Boden zu verlassen, und den Kampf zwischen Napoleon und Europa ausfechten zu lassen, ohne sich darein zu mischen, dies war der Rath des Herzogs von Orleans, des Marschall Macdonald, sowie aller gescheidten Männer, ebenfalls Ludwig XVIII. gegeben, wenn es nöthig würde, die Hauptstadt zu verlassen und sie Napoleon zu übergeben. —

Aber dieser Plan gefiel dem alten Monarchen nicht besser als der, in die Vendée zu flüchten. Aus Paris wegzugehen, war für die Trägheit Ludwig's XVIII. ein sehr unangenehmer Entschluß, und jeder Plan, der eine Ortsveränderung bedingte, war ihm verhaßt. — In die Vendée gehen und Krieg führen, schien ihm zu abenteuerlich, seinem Alter, seiner Gesundheit und seiner Würde nicht angemessen. Sich in eine Festung einzuschließen, schien ihm eben so wenig räthlich; denn erstens bedurfte man eines ergebenen Platzes, zweitens einer Garnison, um denselben zu vertheidigen, und die drei oder vier Tausend Reiter, aus denen seine Haustruppen bestanden, waren keine genügende Garnison, um eine Stadt wie Lille zu vertheidigen, deren Behauptung mindestens zwölf bis fünfzehn Tausend Mann der besten Infanterie erforderte. Dann war es auch lächerlich, sich in einer Festung einzuschließen, die man am Ende doch übergeben mußte. —

Am angenehmsten fand er, in Paris zu bleiben, und ginge das nicht, sich nach London zu begeben.

Bei seiner Neigung zur Unthätigkeit war sein geheimer Entschluß, bis zum letzten Augenblicke in Paris zu bleiben, denn er prophezeite nichts Gutes von

einer zweiten Emigration. „Das erstemal“, sagte er, „hat man uns gut empfangen, weil man unsern Unglücksfall der großen unwiderstehlichen Katastrophe der Revolution zurechnete; aber diesmal wird man es unserer Ungeschicklichkeit zuschreiben und man wird uns als ungeschickte und lästige Gäste behandeln.“

In Mitten dieses aufgeregten Hofes, wo die Projektmacher entweder dem zerstreuten oder ironischen Blicke des Königs oder der trockenen Verneinung von Blacas begegneten, gab es eine Persönlichkeit, die durchaus nicht fähig war, ruhig zu bleiben bei einer so ernsten Lage; dies war der Marschall Marmont. Leichtsinnig, eitel, leicht bewegt, ein Umstandskrämer aus Gewohnheit, bestimmt, bei dieser Gelegenheit die Haustruppen zu kommandiren, übrigens diesen Posten durch seine seltene Tapferkeit verdienend, wollte er den König retten und behauptete, das Mittel hiezu gefunden zu haben. Er haßte Blacas, dessen wenig empfängliche Kälte ihn in seinen Bewegungen hinderte und schrieb dessen Einflusse alle Uebel des Königreiches zu. Er hatte Vitrolles den Vorschlag gemacht, den Minister zu entführen, um ihn von dem Könige zu entfernen, sich dann der Regierung zu bemächtigen und die Monarchie ohne Blacas, selbst ohne den König zu retten. Sein Plan, nachdem er und Vitrolles sich der Herrschaft bemächtigt hätten, bestand darin, die Tuillerien zu befestigen, Lebensmittel und Munition dahin zu verbringen, sich mit allen treuen Royalisten darin zu verschließen und daselbst Napoleon zu erwarten, um ihm die ohne Zweifel große Verlegenheit zu bereiten, einen alten König in seinem Palaste zu belagern, vielleicht zu beschießen in

Mitten der allgemeinen Entrüstung. Vitrolles hatte geantwortet, daß die Zeit der Entführungen von Günstlingen vorüber wäre, daß Blacas kein solcher wäre und man, ohne den König zu retten, ein ebenso abscheuliches als lächerliches Schauspiel gebe. Ludwig XVIII., dem Marmont den zweiten Theil seines Planes im Vertrauen mitgetheilt, hatte ihm mit wenig schmeichlerischem Tone geantwortet. „Sie schlagen mir den kurulischen Sessel vor; diese Idee ist ebenso alt, wie irgend eine derjenigen, die man einem armen Emigranten zum Vorwurfe macht.“ —

In dieser verzweifelten Lage wandte man sich noch einmal an Fouché, um wenigstens einen guten Rath von ihm zu erhalten. In der Verlegenheit, ob man sich an einen Königsmörder wenden, oder den Constitutionellen Concessionen machen solle, entschied man für Ersteres.

Man beauftragte Dambray, sich mit Fouché im Namen Ludwig's XVIII. zu besprechen. Fouché hatte so viel Geschmack an der Intrigue, daß er, obgleich er sich gegen die Bourbonen verbindlich gemacht und es sogar so weit getrieben, die Brüder Lallemand zu ihrem tollen Versuch anzuspornen, dennoch mit Vergnügen dem Kanzler Ludwig's XVIII. begegnete, dessen Vorschläge anhörte und ihm darauf antwortete. Im Namen des Königs nun um seinen Rath befragt, antwortete er, was Jedermann wußte: es wäre zu spät. Die Bewegung hätte begonnen und die Armee würde bis zum letzten Mann folgen. Binnen acht Tagen wäre Napoleon in Paris; es bliebe nichts übrig, als sich zurückzuziehen und den König außer

alle Berührung zu bringen, damit er in Ruhe die Begebenheiten abwarten könne.

Auf die Aeußerung Dambray's, Fouché könne nur deßhalb so schlimm prophezeien, weil er vielleicht die Rückkehr Napoleon's wünschte, antwortete dieser, er empfinde eben so viel Kummer über die Rückkehr Napoleon's, wie die Royalisten selbst, er verachte Napoleon und würde von ihm verachtet; er sei gefaßt auf eine unvermeidliche Probe; hätten die Bourbonen nicht gezögert, seine Rathschläge anzunehmen, so hätte er ihnen und Frankreich diese neue und gefährliche Krisis erspart, jetzt wäre es nicht mehr möglich derselben zu entgehen; man müsse, um hindurchzukommen, Theil daran nehmen; man dürfe gar nicht erstaunt sein, wenn der Herzog von Otranto in einigen Tagen Minister Napoleon's würde, er würde es, um dessen Tyrannei zu entgehen und dessen Fall zu beschleunigen; — auf dieses Wohlfahrtsmittel habe er sein Augenmerk gerichtet und vielleicht befreit alsdann von diesem gefährlichen Manne, könne er zu Gunsten der Bourbonen thun, was ihm jetzt unmöglich wäre. —

Man weiß nicht, über was man mehr erstaunen soll, ob über den Cynismus solcher Geständnisse, oder über die Unklugheit einer solchen Vertraulichkeit, oder aber über das Kindische eines Dünkels, der so weit entfernte Begebenheiten vorherzusehen und zu beherrschen glaubte. Dambray ließ sich durch diese falschen Vorgebungen einer tiefen Politik hintergehen und verließ, verwirrt und vernichtet durch diese vorgebliche Ueberlegenheit, denjenigen, von dem er hatte Rath holen wollen. —

Er theilte den Inhalt dieses Gespräches dem Könige und dem Grafen von Artois mit, welche, besonders letzterer, ärgerlich darüber waren, daß man sich so spät an das Talent Fouché's gewandt. —

Uebrigens schien seine Weigerung gegen die Annäherung des Hofes verdächtig; man sagte, daraus, daß er die Eröffnungen, welche wirklichen Anerbietungen glichen, zurückwiese, gehe hervor, daß er im Einverständnisse mit dem Feinde sei. Da man ihn nicht für sich haben könne, müsse man ihn unschädlich machen und sich also seiner Person bemächtigen. Man sandte Polizeiagenten, um den Herzog von Otranto zu verhaften. — Es war thöricht, eine Sache anzufangen, deren Ausgang so zweifelhaft war. Fouché, der sich in Alles mischte, besaß übrigens so viel Verstand, auf Alles gefaßt zu sein; er hatte sich eine Zuflucht in dem an den seinen angrenzenden Palaste der Königin Hortense gesucht, und unter dem Vorwande, er müsse sich auf einige Minuten entfernen, entwischte er durch seinen Garten den Agenten, die gekommen waren, ihn zu verhaften. —

Wäre die Lage der Dinge nicht so bedenklich gewesen, so hätte man darüber gelacht. Am Morgen des 19. März kam die Nachricht, Napoleon käme nach Fontainebleau. Nun war der entscheidende Moment für Ludwig XVIII. gekommen. Es blieb ihm keine andere Wahl, als sich an die nördliche Grenze zurückzuziehen, ohne sie zu überschreiten. Da dies auch die Ansicht des Herzogs von Orleans und Macdonald's war, und ihm am meisten zusagte, entschloß er sich dazu. Der Herzog von Orleans hatte sich nach Flandern begeben. Der zum Kommandanten

der Armee in Melun, unter dem Herzog von Berry, bestimmte Marschall Macdonald war in Paris. Ludwig XVIII. empfand für seine Klugheit, seine Unerschrockenheit und seine Rechtschaffenheit eine große Achtung. Er hatte ihn zu sich rufen lassen, um seinen Rath zu hören. Der mit der Bildung des Heeres in Melun beschäftigte Marschall hatte dem König erklärt, daß ihm diese Armee durchaus kein Vertrauen einflöße; daß die ergebenen, tapfern, aber ungeübten Haustruppen nicht zwei Stunden lang gegen die kaiserlichen Soldaten Stand hielten; daß die Bataillone der freiwilligen Nationalgarde sehr gering an Zahl wären, daß endlich die Linientruppen zum Feinde übergingen, sowie man in Schußweite davon wäre, daß der Marschall noch nicht gewagt habe, sie zu versammeln, aus Furcht, ihre geheimen Gefühle zum Ausbruch zu bringen. Ebensowenig habe er die von Marschall Soult auserwählten halbbesoldeten Offiziere in Bataillone gebildet, welche schon die abscheulichsten Reden hielten und jeden Augenblick sich zu empören drohten. — Die aufrichtige Meinung des Marschalls war, sich nach Lille zurückzuziehen, sich daselbst einzuschließen und das Resultat des zwischen Europa und dem Kaiserreiche sich entspinnenden Kampfes abzuwarten. Der König war vollkommen damit einverstanden. Nur glaubte er, es wäre nicht leichter, sich in Lille wie Paris zu halten: ihn zog es nach dem Asyl Hartwell, woselbst er sechs Jahre lang einer vollständigen Ruhe genossen und wo er vermuthete, sein Leben beschließen zu müssen, Dank den Fehlern seiner Freunde und seines Bruders. Da übrigens Lille auf dem Wege nach London sich befand,

und es vor der Hand noch rathsam war, an der Grenze zu bleiben, wenn man konnte, befolgte er den Plan des Marschalls und befahl ihm, ihn auszuführen. Aber eine Sorge quälte ihn, die der Marschall gewissermaßen theilte. Die Erinnerung, diese den Bourbonen so gefährliche Gabe, rief ihm in's Gedächtniß zurück, daß Ludwig XVI., als er zu fliehen suchte, in Varennes angehalten und gewaltsam nach Paris zurückgebracht worden. Er befürchtete, daß ein Volksaufstand, durch die Leute der Vorstädte und die halbbesoldeten Offiziere erregt, seinen Wagen aufhalten und ihn an der Abreise verhindern könnte. Auf seine Befürchtungen eingehend, kam der Marschall mit ihm darin überein, die Truppen, unter dem Vorwande, Armeekorps zu bilden, nach Villejuif zu schicken und nachdem man sich von ihrer Gegenwart befreit hatte, die Haustruppen auf dem Marsfelde zu vereinigen, ebenfalls unter dem glaubwürdigen Vorwande, eine Revue abzuhalten; sodann die königliche Familie mitten unter sie zu führen, rasch über die Seine zu setzen, den Weg nach Rivolte zu nehmen und über Saint-Denis sich nach Norden zu begeben. Der König, welcher über alle Einzelheiten mit dem Marschall Macdonald übereingekommen war, sprach nicht über das Vorhaben mit dem Marschall Marmont, dessen Indiscretion er befürchtete, und gab dem letzteren keine anderen Befehle, als die Haustruppen zur Abreise und zum Kampfe bereit zu halten. Bis zu diesem Punkte waren die Sachen am Morgen des 19. gediehen; Niemand wagte mehr zu widersprechen oder Vorschläge zu machen, denn da der Einzug Napoleon's binnen 24 Stunden bevorstand, dachte

Jedermann nur daran, sich seiner Grausamkeit zu entziehen, die nach dem Hasse zu beurtheilen, den man gegen ihn fühlte, schrecklich sein mußte.

Ludwig XVIII. war von seinen Gegnern befreit; seinen Bruder, den Grafen von Artois und seinen Neffen, den Herzog von Berry, anlangend, erlaubte die Gewißheit der Gefahr nicht, anderer Meinung zu sein. Alles war ganz im Geheimen bereit, um in der Nacht oder am Morgen des 19. abreisen zu können, wenn keine Zweifel über die nahe Ankunft Napoleon's mehr obwalteten.

Dem angenommenen Vorschlage zu Folge ließ Marschall Macdonald unverzüglich die Truppen nach Villejuif aufbrechen, kommandirte die königlichen Freiwilligen, befehligt von Vionesnil, nach Vincennes und kündete an, daß er sich mit den Prinzen nach Villejuif begeben werde, um das Kommando der Armee zu übernehmen. Dies war nur, um das große Publikum zu täuschen; aber man verbarg den Leuten bei Hofe nicht, daß sie sich vorzubereiten hätten, Paris zu verlassen. — Man hatte Geld nöthig, aber es war schwierig, sich welches von einem so gewissenhaften Minister wie Louis zu verschaffen. — Es gelang, solches durch gewöhnliche Mittel zu erhalten. Man hatte noch nicht über die außerordentliche Domaine verfügt, welche auf der Verwaltung der Civilliste stand. Es fanden sich nahe an sechs Millionen in Bankaktien, welche man zu verkaufen seit einigen Tagen Sorge getragen. Die Civilliste machte sich zur Schuldnerin des außerordentlichen Schatzes und ließ sich in Gold und Silber auszahlen. — Da man am Anfange des Jahres war, so konnte die Civilliste, die

ziemlich beträchtlich war, im Voraus eine Summe von mehreren Millionen nehmen. Auf diese Weise verschaffte man sich noch fünf bis sechs Millionen, so daß die Totalsumme sich auf 11—12 Mill. belief. — Man vertraute 4 dem Schatzmeister der Haustruppen an und gab ungefähr 3 an Blacas, für die Ausgaben der Hofhaltung, einige Millionen wurden unter die Prinzen, die vornehmsten Hofherren und die die königliche Familie begleitenden Generale vertheilt (die regelmäßig dargelegte Rechnung dieser Summen existirt in den Archiven des Kaiserreiches); dann, was nicht gewöhnlich war, packte man die Diamanten der Krone in die Bagagewagen, um sie der flüchtigen Königsfamilie nachzusenden. Man begnügte sich damit, den Ministern zu befehlen, dem Könige zu folgen, machte aber den Kammern keine Mittheilung. Nur der Herzog und die Herzogin von Angoulême, welche sich im Süden befanden, wo sich viel Eifer für die königliche Sache kundgab, und der Herzog von Bourbon, welcher seinerseits in die Vendée abgereist war, waren darin übereingekommen, daß Vitrolles, welcher immer viel auf die westlichen Provinzen zu zählen schien, sich dahin begebe, um als verantwortlicher Minister entweder dem Herzoge von Angoulême oder dem Herzoge von Bourbon zu dienen und zu versuchen, unter der Oberherrschaft dieser Prinzen eine für diese Gegend besondere Regierung zu bilden. — Er war Träger der königlichen Gewalt und sollte sich in dem Augenblicke, wo die königliche Familie nach Norden reiste, in den Süden begeben.

Während des ganzen Tages des 19. erfüllte eine unruhige, neugierige, anscheinend wohlwollende Menge

den Carousellplatz, die Wagen, die kamen oder gingen, betrachtend und vermuthend, durch die Abreisen, die man in der Vorstadt Saint Germain bemerkte, daß bald eine wichtigere in den Tuillerien bevorstände. Diese Menge, obgleich sich in ihren Reihen mancher halbbesoldete Offizier verbarg, gekommen, um zu beobachten, was vorging, bezeugte ein wahres Interesse für die königliche Familie und rief von Zeit zu Zeit: „Es lebe der König!“ An demselben Tage kam Lainé im Namen der constitutionellen Partei, um zum letzten Male die Anerbietungen eines Versuchs zum Widerstande zu erneuern, indem man Lafayette an die Spitze der Nationalgarde stellte. Man empfing ihn mit Höflichkeit, aber ohne ihm die bevorstehende Abreise des Hofes anzukünden, und ließ ihn merken, daß es für alle Pläne zu spät wäre. Am Nachmittage wollte der König, im Einverständnisse mit Marschall Macdonald, ausfahren, um die Stimmung des Volkes zu sondiren und zu sehen, ob er die Hauptstadt ungehindert verlassen könne. Marschall Marmont hatte Befehl erhalten, die Haustruppen auf dem Marsfelde zu versammeln, was, unverhofft vorgeschrieben, nur theilweise ausgeführt werden konnte. — Der größte Theil war dem Rufe gefolgt und man war darin übereingekommen, daß der König, unter dem Vorwande, Revue über dieselben zu halten, die Tuillerien verließe und dahin zurückkehrte, wenn Alles friedlich schiene; wäre hingegen der Anblick der Menge beunruhigend, er über die Jenabrücke die Seine passiren, durch das Boulogner Wäldchen auf die Straße Saint Denis gelangen sollte, indem er seiner Leibgarde den Befehl hinterließ, ihm zu folgen. Er ver-

ließ in der That zwischen zwei und drei Uhr das Schloß, fand die Menge auf dem Carousellplatze neugierig, selbst wohlwollend und mit Respekt sich theilend, um ihn durchzulassen. Er begab sich auf das Marsfeld, bemerkte überall die größte Ruhe und kehrte in die Tuillerien zurück mit dem Vorsatze, erst am Abend abzureisen, wodurch ihm längere Zeit zu seinen Vorbereitungen blieb. Gegen diese Zeit erfuhr man, daß Napoleon sich nach Fontainebleau gewandt und es war nun nicht mehr an seiner Ankunft in Paris am nächsten Morgen zu zweifeln. In Anbetracht dessen verschob man die Abreise nicht. Gegen eilf Uhr, nachdem sich die neugierige Menge nach und nach vertheilt, schloß man die Gitter der Tuillerien und die ganze königliche Familie bestieg die Wagen. Sie wandte sich nach Saint Denis, ohne Widerstand oder lästiger Neugierde zu begegnen; denn zu dieser Stunde waren die Straßen der Hauptstadt vollständig verödet. Marschall Macdonald befahl den Truppen, die noch nicht nach Villejuif abmarschirt waren, den Weg nach Saint Denis zu nehmen, obgleich er nicht die mindeste Hoffnung hatte, sie der Ansteckung zu entziehen und dem Könighause zu erhalten. Um Mitternacht kam man durch Saint-Denis, ohne anderen Unannehmlichkeiten als einigen ungebührlichen Rufen von einem Bataillon halbbesoldeter Offiziere begegnet zu sein. So begab sich nach eilf Monaten die unglückliche Familie der Bourbonen, weniger durch ihre Fehler als die ihrer Freunde, zum zweiten Male auf den Weg in das Exil! Am Morgen des 20. März, als der Tag die vereinsamten Tuillerien erhellte, herrschte eine große Beklemmung

unter den Neugierigen, welche, wie am Tage vorher, herzugelaufen waren, um zu sehen, was vorging. Man sah noch einige Diener in Livrée, aber man entdeckte nicht einen Offizier und nicht einen von der Leibgarde; man bemerkte nur die Wache der Nationalgarde, welche wie gewöhnlich außen stand. Die weiße Fahne flatterte wie immer auf dem Hauptthurme, einige seltene Rufe: „Es lebe der König!“ ließen sich hören, aber diejenigen: „Es lebe der Kaiser!“ obgleich viele halbbesoldete Offiziere da waren, wagten sich nicht kund zu geben. Bald verbreitete sich das unselige Geheimniß über ganz Paris; die Hauptpersonen der Parteien, welche zuerst davon unterrichtet waren, eilten herbei und theilten es Einer dem Andern mit. Die Royalisten voll Verzweiflung, die Constitutionellen voll Aerger, herbeigelockt und unnöthig compromittirt worden zu sein; die Anführer der Bonapartisten mit einer sehr erklärlichen Freude, denn seit der verfehlten Verhaftung Fouché's hatten sie in unaufhörlicher Unruhe gelebt, und selbst in diesem Augenblicke konnten sie sich einer gewissen Furcht nicht erwehren, denn so lange Napoleon nicht in den Tuillerien war, schien ihnen Nichts entschieden. Einige begaben sich zu dem alten Cambacérès, um ihn zu fragen, was zu thun wäre. Er empfahl besonders an, dem Willen Napoleon's nicht zuvorzukommen, der es Niemanden danken würde, ohne ihn gehandelt zu haben. Als man ihm von den öffentlichen Kassen, den Wachen und von Allem, was dazu diente, die allgemeine Ordnung zu erhalten, sprach, entgegnete er: „Mischt Euch nicht darein, Alles ist besser, als die Herrschaft des Kaisers zu vertreten.“ —

Das war das alte Kaiserreich; das neue durfte ihm nicht gleichen. — Lavallette ging dessenungeachtet auf das Postamt, wie um die Stelle wieder einzunehmen, welche er früher verwaltet hatte, in Wahrheit jedoch nur, um Nachrichten zu erhalten, nicht ahnend, daß er sich dadurch das Todesurtheil bereitete, das ihn später traf. Als ihn die Angestellten sahen, umgaben sie ihn und baten, daß er sich an ihre Spitze stelle. Der von Ludwig XVIII. als Postdirektor angestellte Ferrand bat ihn inständig, seine Stelle zu übernehmen, und ihm den Erlaubnißschein zu geben, Pferde zur Abreise nehmen zu dürfen. —

Der alte Royalist war versichert, daß die Bourbonen nicht ihren Fehlern, sondern einer Verschwörung erlägen, und glaubte, die Bestätigung davon in der (nur zufälligen) Erscheinung Lavallette's zu finden. Lavallette, der jeder Verschwörung fremd war, selbst dem unbesonnenen Unternehmen der Gebrüder Lallemand, beschränkte sich darauf, einen Courier nach Fontainebleau zu senden, um Napoleon von der Räumung der Tuillerien in Kenntniß zu setzen.

Bei der Nachricht von dieser Räumung hatten sich die jungen Offiziere, welche schon seit einem Jahre Paris mit ihren Reden und ihrer Opposition erfüllten, zu mehreren Tausenden auf den Carousellplatz begehen. General Exelmans erschien als einer der Ersten. Nachdem sie einige Zeit den stillen und verödeten Palast betrachtet, auf welchem noch immer die weiße Fahne flatterte, drangen sie hinein, fanden die Diener, welche sich beeilten, ihnen die Thore zu öffnen, nahmen die weiße Fahne herunter und pflanzten die

dreifarbige unter dem Jubel des Volkes auf; man durchzog hierauf Paris, um die ehemaligen Minister, die ehemaligen Würdenträger des Kaiserreichs, von Bassano, von Rovigo, Decris, Mollien, Gaudin, die Königin Hortense und die ehemalige Königin von Spanien, Gemahlin Joseph's, aufzusuchen. In einem Augenblicke war der Palast mit den Dienern des Kaiserreiches angefüllt, welche mit Ungeduld ihren Herrn erwarteten. Eine große Zahl Militärs von allen Graden war ihm auf der Straße nach Fontainebleau entgegengezogen. — Napoleon war wirklich in der Nacht in Fontainebleau angekommen und hatte hier einige Stunden Rast gehalten, um seine Cavaliere zu erwarten. Bald empfing er den Courier Lavallette's und sah de Caulaincourt selbst in der ersten Postchaise, die er sich verschaffen gekonnt, herbeikommen. Napoleon schloß diesen alten treuen Diener in seine Arme und hielt ihn längere Zeit an sein Herz gedrückt. Er entschloß sich auf der Stelle abzureisen, noch an demselben Tage in Paris einzuziehen und sich ohne Zögern der Regierung zu bemächtigen. Ueberdies war auch der 20. März der Geburtstag seines Sohnes und er hatte den Aberglauben, etwas auf den Jahrestag zu halten; ein gewöhnlicher Aberglaube Derjenigen, welche viel vom Glücke gefordert und viel erhalten haben. Nachdem er einige, den Marsch seiner Truppen betreffende Befehle ertheilt, verließ er Fontainebleau um 2 Uhr in einer Postchaise, begleitet von Caulaincourt und seinen treuen Gefährten Bertrand und Drouot.

Bei Villejuif ließ er die Mehrzahl der zur Bildung der Armee von Melun bestimmten Truppen zu

sich kommen; der Stab dieses Heeres hatte sich wie schon gesagt nach Saint-Denis gewandt. Die Soldaten, welche also ohne Anführer waren, konnten leicht ihren Gefühlen folgen. Nachdem Napoleon ihre Enthusiasmusbezeugungen entgegengenommen hatte, setzte er seine Reise fort, eskortirt von einer großen Zahl Offiziere zu Pferde aus allen Regimentern. Durch das Gedränge auf seinem Wege aufgehalten, kam er gegen neun Uhr Abends in Paris an. Er verfolgte den äußern Wall bis zum Invalidenhause, um die geraden Straßen durch die Mitte der Hauptstadt zu vermeiden, fuhr den Quai hinan, bis an das Pförtchen der Tuillerien. —

Das Volk von Paris wußte nichts von seiner Ankunft und es waren keine anderen Zeugen bei dieser seltsamen und wunderbaren Wiederherstellung des Kaiserreiches als einige Neugierige und die Masse der auf dem Carousellplatze versammelten Offiziere. Der Wagen fuhr in den Hof des Palastes, ohne daß man Anfangs wußte, wen er enthielt, aber eine Minute reichte hin, um sich davon zu unterrichten. Dann ward Napoleon den Händen Caulaincourt's, Bertrand's und Drouot's entrissen und auf den Armen der halbbesoldeten Offiziere in wahnsinniger Freude fortgetragen. Ein furchtbares Geschrei: „Es lebe der Kaiser!" hatte die in den Tuillerien versammelten hohen Würdenträger benachrichtigt. Sie stürzten der Treppe zu und einen Gegenstrom zu den heraufsteigenden Offizieren bildend, entstand ein lärmender Zusammenstoß, so daß man in Gefahr war, sich sammt Napoleon zu erdrücken. Man trug ihn bis oben an die Treppe, wahnsinnige Schreie aus-

stoßend, so daß er zum ersten Male in seinem Leben die Bewegung, die er empfand, nicht beherrschen konnte und einige Thränen seinen Augen entfielen. Auf den Boden niedergelassen, schritt er einher, ohne Jemanden besonders anzusehen, seine Hände Denjenigen, die sie küßten und drückten, überlassend. Nach einigen Augenblicken hatte er sich wieder gefaßt, erkannte seine treuen Diener, umarmte sie; dann, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, schloß er sich mit ihnen ein, um eine neue Regierung zu bilden.

So hatte sich in zwanzig Tagen, vom 1. bis 20. März, jene seltsame Prophezeiung erfüllt, daß der kaiserliche Adler ohne Aufhören von Thurm zu Thurm bis an den von Notre-Dame fliegen würde. In Mitten der ungeheuern Freude der Bonapartisten und der Verlegenheit der Königlichen, waren die wahren Patrioten, einen Kampf auf Tod und Leben zwischen Frankreich und Europa fürchtend, tief betrübt. —

Die Bürgerschaft, welche mehr als jede andere Classe aus wahren Patrioten bestand, verhielt sich, ohne die Emigranten zu beklagen, ohne Napoleon zurückzustoßen, der ihnen durch seinen Ruhm gefiel, unentschieden, unruhig, ohne Thränen in den Augen, ohne Freude auf dem Gesichte, kaum neugierig. So sehr sah sie die traurigen Dinge voraus, die sie schon einmal erlebt und die sie tief erschütterten. Die Begebenheiten sollten bald diese schmerzlichen Ahnungen rechtfertigen. —

Die Anfügung.

Die friedliche und freisinnige Sprache Napoleon's in seinen ersten Unterredungen. — Wahl seiner, am Abend des 20. März bestimmten, Minister. Der Prinz von Cambacérès ist einstweilen mit der Justizverwaltung betraut; der Marschall Davoust zum Kriegsminister, der Herzog von Otranto zu dem der Polizei, General Carnot zum Minister des Innern, der Herzog von Vicenza zu dem der äußeren Angelegenheiten erwählt ꝛc. . . . .

Der Graf von Lobau, zum Commandanten der ersten militärischen Division ernannt, mit dem Auftrage, die Disciplin in den Regimentern, welche alle durch die Hauptstadt kommen mußten, wieder herzustellen. Am Morgen des 21. März macht sich Napoleon an's Werk und beschäftigt sich mit allen Theilen der Regierung. Sollte er den Impuls seiner Erfolge benützen, um sich Belgiens zu bemächtigen und sich dadurch mit einem Schlage am Rheine zu befinden? — Entscheidende Gründe gegen einen solchen Entschluß. — Napoleon entschließt sich einzuhalten und seine militärischen Kräfte zu organisiren, während er Europa auf Grund des Pariser Vertrags den Frieden anbietet. — Befehl an General Exelmans mit drei Tausend Mann Reitern sich an den Aufenthaltsort des flüchtigen Hofes zu begeben. — Aufenthalt Ludwig's XVIII. in Lille. — Kalter, aber respektvoller Empfang der Truppen. — Rath, welchem der Herzog von Orleans und mehrere Marschälle beiwohnen. — Der Herzog von Orleans räth dem König, sich nach Dünkirchen zu begeben und sich daselbst niederzulassen. — Ludwig XVIII. zeigt sich Anfangs diesem Vorschlage geneigt, ändert aber seinen Entschluß und zieht sich nach Gand zurück. — Die Truppen und die Marschälle begleiten ihn bis an die Grenze, indem sie sich weigern, ihm weiter zu folgen. — Entlassung der Haustruppen. Frie-

densstiftung im Norden und Osten Frankreichs. Kurze Erscheinung des Herzogs von Bourbon in der Vendée und sein rascher Rückzug nach England. — Die Politik der Vendéer Anführer ist, einen allgemeinen Krieg abzuwarten, bevor man zu den Waffen greife. — Die Herzogin von Angoulême hält in Bordeaux an, wo die Bevölkerung geneigt scheint, sie zu vertheidigen. — General Clausel, beauftragt, Bordeaux unter die kaiserliche Herrschaft zurückzubringen. — Vitrolles versucht eine königliche Regierung in Toulouse zu errichten. — Reise des Herzogs von Angoulême durch Marseille. — Dieser Prinz sammelt einige Regimenter, um nach Lyon zu marschiren. — Die Wirren des Südens beunruhigen Napoleon keineswegs, den Frankreich als vollständig friedlich durch die Abreise Ludwig's XVIII. betrachtete. — Napoleon, versichert, Krieg zu bekommen, aber immer friedliche Gesinnungen äußernd, fängt an, die größten militärischen Vorbereitungen zu treffen. Sein Plan entworfen und angeordnet vom 25. bis 27. März. — Bildung von acht Armeekorps unter dem Titel Observationskorps, von denen fünf zwischen Maubeuge und Paris bestimmt sind, zuerst zu handeln. — Wiedererrichtung der kaiserlichen Garde. — Um die Conscription nicht zu Hilfe nehmen zu müssen, ruft Napoleon die Beurlaubten und die auf unbestimmte Zeit entlassenen Militärs wieder ein, und schmeichelt sich auf diese Weise 400 Tausend Mann in die Cadres seiner activen Armee zu bekommen. Er behält sich vor, später die Conscriptionspflichtigen von 1815 einzuberufen, wozu er kein Gesetz für nöthig hält. — Die halbbesoldeten Offiziere werden zur Bildung des vierten und fünften Bataillons verwandt. — Napoleon macht 200 Tausend Mann auserlesene Nationalgarde mobil, um ihnen die Vertheidigung der Festungen und einiger Punkte der Grenze anzuvertrauen. Gründung außerordentlicher Waffen- und Kleidungswerkstätten und Wiedererrichtung der Depots in Versailles. Bewaffnung von Paris und Lyon. Die Marine wird herbeigerufen, um zur Vertheidigung dieser wichtigen Punkte beizutragen.

Nachdem Napoleon diese Befehle gegeben, schickt er einige Truppen unter General Clausel ab, um Bordeaux zu unterwerfen, und sendet General Grouchy nach Lyon, um dem Ver-

such des Herzogs von Angoulême Einhalt zu thun. — Empfang der großen Staatskörper am 28. März. — Feierliche Wiederholung der Friedensversprechungen und der gründlichen Abänderung der kaiserlichen Institutionen. Rasches Hemmen der Widerstandsversuche im Süden. — Einzug General Clausels in Bordeaux und Einschiffung der Herzogin von Angoulême. — Verfassung von Vitrolles in Toulouse. Feldzug des Herzogs von Angoulême auf der Rhone. — Kapitulation dieses Prinzen. — Napoleon läßt ihn sich in Cette einschiffen. Allgemeine Unterwerfung unter das Kaiserreich. — Fortsetzung der Vorbereitungen Napoleon's und Bildung eines neunten Korps. Zustände in Europa. Verweigerung der Annahme der französischen Couriere und eigenthümliche Begeisterung der Gemüther in Wien. — Erklärung des Congresses am 13. März, durch welche Napoleon von allen Nationen für vogelfrei erklärt wird. — Diese Erklärung wird durch besondere Couriere an alle Grenzen Frankreichs geschickt. — Man entführt Marie-Louisen den König von Rom und nöthigt diese Prinzessin, sich für Napoleon oder die Coalition zu entscheiden. — Marie-Louise entsagt ihrem Gatten und willigt darein, unter dem Schutze ihres Vaters in Wien zu bleiben. — Indem man den entschiedenen Erfolg und Einzug Napoleon's in Paris erfährt, erneuert der Congreß die Allianz von Chaumont durch den Vertrag vom 25. März. Der Herzog von Wellington, obgleich ohne Instruktionen seiner Regierung, zweifelt nicht, England dafür zu bestimmen und unterzeichnet den Vertrag des 25. März. — Feldzugsplan und Projekt, 800 Tausend Mann gegen Frankreich marschiren zu lassen. — Zwei Hauptversammlungen, die eine im Osten, unter dem Fürsten Schwarzenberg und im Norden unter Lord Wellington und Blücher. — Abreise des Lord Wellington nach Brüssel und Absendung des Vertrags vom 25. März nach London. — Herrschende Stimmung in England. — Die Masse der englischen Nation, des Krieges müde, unzufrieden mit den Bourbonen, und überrascht von den wiederholten Erklärungen Napoleon's, wollte seine Friedensneigungen auf die Probe stellen. Das Kabinet, entschieden darüber, die von Lord Wellington eingegangenen Verträge zu bestätigen, aber in Verlegenheit wegen der herrschenden Mei-

nung, entschließt sich, die Sache beim Parlament zu bemänteln, und trägt ihm eine fingirte Botschaft auf, welche nur einfache Vorsichtsmaßregeln ankündigt, während man im Geheimen den Vertrag vom 25. März genehmigt und sich damit für den Krieg erklärt. — Besprechung und Annahme der Botschaft im Parlament, im Glauben, daß es sich nur um einfache Vorsichtsmaßregeln handelt. — Zwei englische Cabinetsmitglieder werden nach Belgien gesandt, um sich mit Lord Wellington in's Einvernehmen zu setzen. — Zustand des Hofes in Gand. Gewaltthätigkeit der Deutschen und Drohung, Frankreich zu theilen. — Lord Wellington bemüht sich, diese Entrüstung zu dämpfen, und verhindert trotz der Ungeduld der Preußen, daß man mit den Feindseligkeiten vor der Concentrirung aller vereinigten Mächte beginnt. Napoleon entschließt sich, beim Empfang der europäischen Erklärungen nichts zu verbergen, sondern der Nation die Wahrheit zu sagen. Bekanntmachung des Rapports von Caulaincourt am 13. April, in welchem ohne Vorbehalt die Demüthigungen dargelegt sind, welche man erduldet. Revue über die Nationalgarde und energische Sprache Napoleon's. Napoleon verdoppelt seine Thätigkeit in seinen militärischen Vorbereitungen und veröffentlicht in dem Moniteur die auf die Bewaffnung Frankreichs bezüglichen Dekrete, welche seither im Geheimen ausgeführt worden. — Betrübniß Napoleon's und des Publikums. — Napoleon entschließt sich endlich, sein Versprechen bezüglich einer Abänderung kaiserlicher Institutionen zu halten. Er zögert nicht, klar und einfach die constitutionelle Monarchie zu geben. — Seine Meinung über die verschiedenen Fragen bezüglich dieses wichtigen Gegenstandes. Er will keine Konstituante zusammenberufen, aus Besorgniß, in offenem Kriege sich eine revolutionäre Versammlung auf den Hals zu laden. Er entschließt sich, selbst eine neue Constitution zu verfassen, oder verfassen zu lassen, und sie Frankreich zur Annahme anzubieten. — Erfahrend, daß Benjamin Constant noch in Paris verborgen geblieben, läßt er ihn rufen und vertraut ihm die Abfassung der neuen Constitution an. — Napoleon scheint in allen Punkten mit Constant übereinzustimmen, vorbehaltlich der Abschaffung der Confiscation, der Erblichkeit der Pairswürde und des Titels der neuen Con-

stitution. — Napoleon will sie durchaus als Anfügung zu den Constitutionen des Kaiserreiches haben, der Entwurf wird dem Staatsrath zugesandt und Benjamin Constant zum Staatsrath ernannt, um sein Werk zu behaupten. Endliche Ausarbeitung und öffentliche Bekanntmachung der neuen Constitution unter dem Titel: Anfügung. Charakter dieser Urkunde.

In dem Tuillerienpalaste herrschte den Abend des 20. März eine verworrene und lärmende Freude. Personen sahen sich unvermuthet wieder, die sich ein Jahr lang nicht gesehen und die nicht geglaubt hatten, sich in diesem Palaste je wieder zu begegnen. Sobald eine Persönlichkeit erschien, an welche man nicht mehr gedacht, und die das seltene Verdienst hatte, sich der Gunst der Bourbonen entzogen zu haben, applaudirte man ihr, indem man die Majestät des Ortes und des zurückgekehrten Herrn, der ihn bewohnte, vergaß. Man sah mit großem Interesse durch die dichtgedrängten Reihen dieser Menge die Königin von Spanien und die Königin Hortense sich nähern. Diese, wie schon gesagt, beschützt von Kaiser Alexander, war in Paris geblieben, wo sie für ihre Kinder das Herzogthum Saint Leu erhalten hatte. —

Der Kaiser, der gegen alle Anwesenden liebreich war, empfing Hortense streng. „Sie in Paris!" sagte er, sie bemerkend; „Sie allein wollte ich hier nicht finden". „Ich bin geblieben", antwortete sie weinend, um meine Mutter zu pflegen". „Aber nach dem Tode Ihrer Mutter?" „Nach diesem Tode fand ich in dem Kaiser Alexander einen Beschützer für

meine Kinder, und ich bemühte mich, ihre Zukunft zu sichern!"... „Ihre Kinder!?".. Das Elend und die Verbannung wären besser für sie, als die Protection des Kaisers von Rußland." „Aber Sie, Sire, haben sie nicht erlaubt, daß der König von Rom das Großherzogthum Parma der Großmuth dieses Fürsten verdankt." Auf dieses unumstößliche Argument nicht antwortend, begann Napoleon wieder: „Und der Prozeß, wer hat Ihnen zu dem gerathen? (Die Prinzessin hatte vor dem französischen Tribunal ihre Kinder ihrem Gemahle streitig gemacht.) Sie haben das Unglück der Familie blos gestellt, das verborgen bleiben sollte, und haben Ihren Prozeß verloren... das ist Recht..." Bald bereute er aber diese Strenge, öffnete seine Arme der geliebten Adoptivtochter, umarmte sie und sagte: „Ich bin ein guter Vater, Sie wissen es, sprechen wir nicht mehr von alle dem... Sie haben also die arme Josephine sterben sehen?... Inmitten meines Mißgeschickes hat ihr Tod mir das Herz zerrissen." Nach dieser kurzen Erklärung war er wieder der liebevollste Vater gegen die Königin Hortense und blieb es während seines ganzen Aufenthaltes in Frankreich. —

Man sah alsdann den Prinzen Cambacérès ankommen, gebrechlich, gealtert, kaum fähig die Bewegung der Freude zu empfinden. Bassano war noch entzückter darüber, seinen Herrn wieder zu finden, als wie die kaiserliche Gunst zurück zu erlangen. Napoleon empfing den Ersteren mit der Hochachtung, welche er immer seiner tiefen Weisheit gezollt, den zweiten mit überzeugender Freundschaft. Er unterhielt sich längere Zeit mit Beiden. Dann kamen die

Herzöge von Vicence, von Gaëta, von Rovigo, Decrès, die Grafen Mollier, Regnaud, von Saint-Jean d'Angely, Lavallette, Defermon. Ein beifälliges Gemurmel, je nach ihrem früherem Betragen, empfing diese verschiedene Personen. Als der Marschall Davoust erschien, dessen denkwürdige Vertheidigung von Hamburg und dessen Verbannung ihn den Bonapartischen werth gemacht hatten, brach ein lärmender Applaus aus und man mußte die Anwohnenden daran erinnern, daß man sich nicht an einem öffentlichen Orte befände. Napoleon hatte den Marschall seit der traurigen Trennung bei Smorgoni im Jahr 1812, als er die Armee in Rußland verlassen, nicht mehr gesehen. Der Marschall, welcher sich an die untere Elbe zurückgezogen und dann in Hamburg eingeschlossen, hatte daselbst die dreifarbige Fahne bis zu Ende April aufrecht erhalten, im Angesicht von allen europäischen Herren, und als er nach Paris zurückgekehrt war, regierten die Bourbonen bereits seit zwei Monaten. Napoleon umarmte und beglückwünschte ihn wegen seiner glorreichen Vertheidigung von Hamburg. Er sprach von seinem rechtfertigenden Aufsatze, den er sehr lobte, und fügte schalkhaft hinzu: „Ich habe, indem ich diesen Aufsatz gelesen, mit Vergnügen gesehen, daß meine Briefe Ihnen nützlich gewesen..." Der Marschall hatte nämlich in der That zu seiner Rechtfertigung einige Stellen der schrecklichen Briefe, welche Napoleon ihm nach Dresden geschrieben, angeführt, indem er jedoch diejenigen, welche ganz besondere Strenge anbefohlen (die er aber nicht ausführen lassen), wegließ. „Ich habe," antwortete der Marschall, „nur einen kleinen Theil der Briefe Eurer

Majestät angeführt, weil Sie abwesend waren... Heute würde ich sie ganz anführen." Napoleon lächelte über diese Antwort und bezeugte dem Marschall die höchste Achtung.

Bald zeigte sich eine von den frühern ganz verschiedene Persönlichkeit, es war dies der Herzog von Otranto, den einfältige Höflinge sich beeilten, dem Kaiser zuzuführen, wie wenn von dessen Beitritt etwas abhinge. Fouché hatte lange genug den wichtigen Mann gespielt, um es endlich in den Augen des Publikums wirklich zu werden; man hielt ihn für den Urheber dieser vorgeblichen Verschwörung, von der der heutige Tag der Triumph zu sein schien. Traurige Einbildung! an die zu glauben die Bonapartischen die Dummheit hatten und welche die flüchtigen Emigranten blutig zu strafen gedachten, sowie die Veranlassung war, daß die berühmtesten Köpfe fielen! Die Höflinge hatten Napoleon die Dienste, ja selbst die Gefahren Fouché's gerühmt, und indem sie ihn erscheinen sahen, riefen sie: „Machet Platz dem Herzoge von Otranto!", wie wenn diese Persönlichkeit, alle Parteien, in Besitz deren Geheimnisse man ihn glaubte, in Ketten zu Napoleon's Füßen legen könnte. — Napoleon ließ sich durch den allgemeinen Irrthum nicht täuschen; aber die Nothwendigkeit fühlend, Jedermann zu schonen, empfing er Fouché wie einen alten Freund der Revolution und des Kaiserreichs, obgleich in seinem Empfang eine kleine Verschiedenheit mit den früheren war, indem darin sowohl weniger Vertraulichkeit, als weniger Härte lag. Fouché sagte zu Napoleon, er hätte gut daran gethan zu kommen, denn Frankreich hätte sich nicht länger halten können,

und verfehlte nicht mit einer gewissen Nonchalance zu erzählen, daß er, Herzog von Otranto, es gewesen, welcher die Truppen nach Flandern hätte marschiren lassen, um die Ablenkung zu seinen Gunsten zu bewerkstelligen; daß diese Bewegung nicht gelungen, läge an der Unbesonnenheit der Ausführer. Napoleon hörte gefällig Alles, was Fouché und Andere sagten, um sich Geltung zu verschaffen, an. „Ich sehe", sagte er ihnen, „daß man conspirirt", „und", fuhr er lächelnd fort, „ich will gerne glauben, daß es für mich geschehen. Was mich selbst anbelangt, so habe ich mich mit Niemand verschworen. Meine einzigen Correspondenten waren die Journale; als ich, sie lesend, sah, wie man die Armee, die Käufer der Nationalgüter und überhaupt diejenigen, die bei der Revolution sich betheiligt hatten, behandelt, zweifelte ich nicht länger an den Gefühlen Frankreichs und entschloß mich, zu kommen, um es von dem Einflusse der Emigranten zu befreien. Ueberdies war ich gewiß, daß man mich entführen wollte, um mich in die Tropen zu transportiren. Ich wählte den Augenblick, da der Congreß aufgelöst sein mußte, und die Nächte noch lang genug waren, um mein Entweichen zu decken. Einmal entronnen, zeigte ich mich den Soldaten und frug sie, ob sie auf mich schießen wollten. Sie antworteten mir, indem sie riefen: „Es lebe der Kaiser!" die Bauern wiederholten diesen Ruf, indem sie hinzusetzten: „Nieder mit den Adeligen! nieder mit den Priestern!" Sie folgten mir von Stadt zu Stadt und als sie nicht mehr weiter gehen konnten, übertrugen sie Andern die Sorge, mich bis Paris zu begleiten. Nach den Provençalen machten die Be-

wohner der Dauphiné, nach denen der Dauphiné die von Lyon, nach denen von Lyon die von Bourguignon mein Geleite aus und die wahren Verschwörer, die mir alle diese Freude bereitet, waren die Bourbonen selbst. Jetzt muß man ihre Fehler und die unseren benützen", fügte er mit leichtem Neigen des Kopfes und bescheidenem Lächeln hinzu: „Es handelt sich nicht darum, das Vergangene zu erneuern. Ich habe ein Jahr lang auf der Insel Elba gelebt, und da hörte ich, wie im Grabe befindlich, die Stimme der Nachwelt. Ich weiß, was man vermeiden, ich weiß, was man wollen muß. Ich hatte ehemals köstliche Träume für Frankreich. An den Tagen nach Marengo, Austerlitz, Jena und Friedland — diese Träume waren verzeihlich. Es bedarf keiner Erwähnung, daß ich darauf verzichtet... Ach! es ist mir nicht mehr erlaubt zu träumen, nach Allem, was ich gesehen! Ich will den Frieden, und ich, der nie darein gewilligt hätte, den Vertrag von Paris zu unterzeichnen, ich mache mich jetzt, da er unterzeichnet ist, anheischig, ihn treu auszuführen. Ich habe nach Wien an meine Gemahlin und meinen Schwiegervater geschrieben, um ihnen den Frieden unter diesen Bedingungen anzubieten. Ohne Zweifel ist der Zweifel gegen uns groß, aber indem wir Jedem lassen, was er genommen, bringt vielleicht das Interesse die Leidenschaft zum Schweigen. Oestreich hat mächtige Gründe, uns zu schonen, England ist von Schulden fast erdrückt. Alexander durch Hochmuth, der Preußen-König durch Haß, wären vielleicht allein versucht, wieder anzufangen; aber sie sind nicht gewiß, daß man ihnen folgen wird. Wir sind überdies be-

reit, und wenn wir uns Europa gezeigt haben, den Vertrag von Paris in der Hand, und man uns nicht hört, werden wir Gott bitten, uns beizustehen, und ich hoffe, wir werden noch einmal Sieger sein..." „Aber", fuhr Napoleon fort, „es ist nicht der Friede allein, den ich Frankreich geben will — es ist die Freiheit. Unsere Aufgabe ist, entschlossen und gut zu thun, Alles, was die Bourbonen nicht und schlecht zu thun verstanden. Sie haben die legitimen Interessen der Revolution geweckt, und haben unsern Ruhm beschimpft, obgleich sie den Anführern der Armee geschmeichelt haben. Man muß diese Interessen sichern und diesen Ruhm wieder aufrichten. Ja noch mehr, man muß freiwillig die Freiheit geben, welche sie widerwillig und gezwungen gegeben, und welche sie, während sie sie mit der einen Hand anboten, mit der andern zurückzuziehen suchten." —

„Ich liebte die unumschränkte Macht und ich bedurfte derselben, um Frankreich wieder herzustellen und ein ungeheures Kaiserreich zu gründen. Heute ist mir dieselbe nicht mehr nöthig. . . Man lasse mich die fremden Nationen zufrieden stellen oder bekämpfen und ich begnüge mich mit der Herrschaft eines constitutionellen Königs. . . Ich bin nicht mehr jung, bald werde ich nicht mehr dieselbe Lebendigkeit besitzen. Ueberdies genügt es für meinen Sohn, nur die Autorität eines Königs von England zu haben! . . . Nur hüten wir uns, nicht ungeschickt zu sein, und versuchen wir, in unserer Freiheit nicht zu scheitern, sonst werden wir Frankreich die Nothwendigkeit und den Geschmack an absoluter Macht zurückgeben. Was mich anbelangt, so ist, die Sache der Revolution und

unsere Unabhängigkeit zu retten, durch Politik oder Sieg, und den constitutionellen Thron für meinen Sohn zu bereiten, der einzige Ruhm, nach dem ich strebe. Ich halte mich für mächtig genug, wenn mir diese doppelte Aufgabe geglückt. Nachdem ich meine erste Sorge auf die Wiedererrichtung unserer Armee verwandt und auf die Erneuerung der Verbindung mit Europa, werde ich mich, mit Euch vereint, beschäftigen, unsere Constitutionen durchzusehen und dem Zeitgeiste anzupassen. Ohne zu zögern, geben wir von Morgen an Preßfreiheit!" rief Napoleon, „warum soll ich sie noch fürchten? . . . Nachdem, was man seit einem Jahre über mich geschrieben, kann man nichts mehr weiter sagen, es bleibt der Presse nichts anderes übrig, als mit meinen Gegnern sich zu beschäftigen." —

Diese Rede, welche wir hier, kurz zusammengefaßt, angeführt, welche bald an den Einen, bald an den Andern mit einem unerschöpflichen Geiste und vollkommener Glaubwürdigkeit gerichtet ward, entsprach so gut der Lage und den Vorurtheilen Derjenigen, welche sie hörten, daß es Niemanden in den Sinn kam, an der Aufrichtigkeit derselben zu zweifeln. Die Hellsehendsten hätten wohl, wenn die Bewegung des Augenblicks ihnen erlaubt hätte, nachzudenken, sich gefragt, ob Napoleon fähig wäre, seinen Charakter den harten Proben der Freiheit zu unterwerfen. Wie wohl es nicht in der Gewohnheit Napoleon's lag, der übrigens sehr beredt war und gerne sprach, seine Zeit mit unnützen Reden zu verlieren, so war doch Das, was er hier gesagt hatte, nöthig, um Alle von der

Gesinnung, mit welcher er gekommen, zu unterrichten. Ebenso nothwendig und ebenso dringend war es, ein Ministerium zu bilden. Früher, als Napoleon noch Alleinherrscher gewesen, war die Bildung eines solchen nicht von Wichtigkeit; aber heute, da das Land mit in Thätigkeit gezogen werden sollte, und er durch seine Wahlen, seine Intensionen beweisen wollte, mußte er mehr Nachdenken und mehr Sorgfalt auf die Ernennung der Minister, welche nun nicht mehr einfache Commis sein sollten, verwenden. —

Nachdem er sich am selben Abende noch mit dem Prinzen Cambacérès und Bassano besprochen, bestimmte er mit seiner gewohnten Raschheit und Entschlossenheit die Liste seiner Minister. Einige davon brauchte man nur in ihrer früheren Stelle zu lassen, denn sie waren es werth, ihren Posten unter jeder Regierung zu behalten; diese waren der Herzog von Decrès bei der Marine, der Herzog von Gaëta als Finanzminister, der Graf von Mollien zur Verwaltung des Schatzes und endlich der Herzog von Vicence für die auswärtigen Angelegenheiten. Ueber diese verschiedenen Wahlen konnte kein Zweifel stattfinden. Das Gleiche war nicht der Fall bei den Ministern für den Krieg, die innern Angelegenheiten, die Polizei und die Justiz. — Hier bedurfte es einer neuen und charakteristischen Wahl. Der Herzog von Feltre war den Bourbonen gefolgt, — von ihm konnte also keine Rede sein. Aber man war im Stande, ihn durch eine Persönlichkeit zu ersetzen, welche auch die öffentliche Meinung erwählt hätte, wenn sie die Zeit gehabt haben würde, sich Gehör zu verschaffen, — dies war der Vertheidiger von Hamburg, der

Marschall Davoust. Als erprobter Verwalter, standhaft und arbeitsam und ein ebenso unerschrockener Kriegsmann, vereinigte er mit diesen wesentlichen Verdiensten noch ein anderes bedeutendes, das ihm die Umstände verschafft, nämlich das, der einzige von den Bourbonen verbannte Marschall zu sein. — Napoleon entschloß sich, ihm den Vorschlag zu machen und ihn dazu zu bestimmen, das Kriegsportefeuille anzunehmen. Zum Minister des Innern hätte er Lavalette gewünscht, dessen Geradheit des Herzens der des Verstandes gleich kam, und welcher nachzugeben, er seit zwanzig Jahren die Gewohnheit hatte. Man entgegnete ihm, daß es für ein so wichtiges Ministerium einer eclatanteren Persönlichkeit bedürfe, die mehr seine neuen Gesinnungen darthue, und schlug ihm den berühmten Carnot, das Urbild der revolutionären Ehrlichkeit, vor. Kaum genannt, gefiel Napoleon diese Wahl. Carnot hatte dadurch sein Herz gewonnen, daß er im Jahr 1814 um einen Dienst gebeten und hartnäckig der Restauration widerstanden war. Nur fürchtete er die republikanische Bedeutung seines Namens, denn Frankreich, sagte er, ist heute für die constitutionelle Monarchie eingenommen (dieses Wort war seit einem Jahre gebräuchlich geworden) aber es hat nicht aufgehört die Republik zu fürchten. Da er aber diese Wahl wünschte, ersann er ein Auskunftsmittel, indem er Carnot den Titel Graf, als verdiente Belohnung seines schönen Betragens in Antwerpen, gab.

Die Ernennung des Polizeiministers war nicht weniger wichtig. Napoleon wollte den Herzog von Rovigo dazu ernennen, obgleich ihn der letztere oft

durch seine Freimüthigkeit belästigt hatte. Kaum hatte er davon gesprochen, erhob man sich laut dagegen, nicht sowohl gegen die Person des Herzogs von Rovigo, sondern gegen den ehemaligen, willkürlichen Kaiserlichen, dessen lebendige Repräsentation er war. Napoleon bestand nicht darauf, aber nahm ebensowenig günstig den Namen des Herzogs von Otranto auf, welcher zu gleicher Zeit in aller Mund war. Er sah in Fouché mehr, als nur einen immer in Bewegung befindlichen Intriganten; er sah in ihm einen geheimen Feind, der zu den gefährlichsten Unternehmungen fähig war. — Man sagte ihm, Fouché habe zu dem, daß er Königsmörder war, neue Unvereinbarkeiten mit den Bourbonen hinzugefügt, so daß er der Gefahr ausgesetzt gewesen, in's Gefängniß geworfen zu werden. „Es mag sein", antwortete Napoleon, „daß er mit den Bourbonen verfeindet ist, aber es ist nicht gewiß. In jedem Fall ist er es nicht mit dem Herzog von Orleans, noch mit der Republik, noch mit, ich weiß nicht welcher Regentschaft von Marie-Louisen, die er ersonnen und wovon er das Projekt seit einem Jahre mit sich herumträgt." Man entgegnete, daß der Herzog von Otranto unwiderruflich durch das Blut Ludwig's XVI. und durch eine absichtliche Verhaftung von den Bourbonen geschieden, und entschieden dem Kaiserreich ergeben sei, wenn man ihm das Polizeiportefeuille übergäbe; daß überdies, inmitten der Aufregung der Parteien, er allein die Geschicklichkeit hätte, sie zu regieren, daß er mit einem Worte nöthig sei. Napoleon, der dessen Verdienste mehr dem Zufall zuschrieb, gab dessenungeachtet nach; denn er fühlte, daß es gefährlich wäre, einen erklär-

ten Feind aus ihm zu machen, indem er ihm einen Posten verweigere, den er so sehnsüchtig wünschte. Uebrigens beschloß er, ihm einen Wächter zu geben, indem er den Herzog von Rovigo, der sein Feind war, an die Spitze der Gensd'armerie stellte. Er entschädigte auf diese Weise einen treuen Diener und stellte ihn gleichsam als Schildwache gegen den Minister, dessen er nicht ganz versichert sein konnte. —

Es blieb aber nun noch das Justizministerium zu besetzen. Napoleon wollte es interimsweise dem Prinzen von Cambacérès, welcher allein den Takt und die Macht hatte, um die beunruhigte, getrennte, durch den rückschreitenden Geist der Bourbonen unzufriedene, aber von dem unternehmenden Geiste Napoleon's aufgeregte, obrigkeitliche Würde zusammenzuhalten. Man konnte eine solche Wahl nur gutheißen, wenn es Napoleon gelang, den schüchternen Erzkanzler zu bewegen, an der Regierung sich zu betheiligen. —

Die Personen, deren Zustimmung nöthig war, befanden sich gerade in dem Saale der Tuillerien. Er ließ sie rufen und, einen Einzigen ausgenommen, nicht wieder weggehen, ohne sie ernannt zu haben. Decrès, Gaëta, Mollien waren damit einverstanden, den ehemaligen Posten, auf dem Jedermann sie zu sehen erwartete, wieder einzunehmen. Der Herzog von Vicence, immer geneigt und jetzt mehr denn je, Schlimmes zu prophezeien, glaubte nicht an die Erhaltung des Friedens. Er widerstand dem Dringen Napoleon's und, so ergeben er auch war, verließ er die Tuillerien, ohne das Portefeuille der äußeren Angelegenheiten angenommen zu haben. Der Prinz von Cambacérès, der Dinge und der Menschen müde,

hatte durchaus keine Neigung, sich mit einem Ministeramt zu belasten, was überdies für einen Großwürdenträger eine Verringerung seiner Stellung war. Es ist wahr, daß mit dem constitutionellen Regimente, welches angekündigt worden, ein verantwortlicher Minister über einen ehemaligen Würdenträger stehen konnte. Diese Betrachtung aber war keineswegs geeignet, den Prinzen von Cambacérès zu bestimmen. Er gab dessenungeachtet aus Ergebenheit und Gehorsam für Napoleon nach und erhielt den Titel Prinz, Erzkanzler, provisorischer Justizminister. —

Napoleon nahm alsdann den Marschall Davoust auf die Seite und kündete ihm seinen Willen an. Der Marschall drückte ihm den Wunsch aus, thätlich an der Spitze der Truppen dienen zu dürfen, wie er es von jeher gethan, und wandte unter Anderem dagegen ein, daß er als Kriegsminister der Armee wenig Sympathie einflöße, da seine Härte sprichwörtlich geworden. „Just dieser Härte, vereint mit Ihrer unbestreitbaren Redlichkeit, bedarf ich", antwortete Napoleon. „Die Armee ward seit einem Jahre durch die Gunst verdorben, die Bourbonen waren zu freigebig mit den Graden. Alle Diejenigen, die sich bei meiner Sache betheiligt, und ihre Zahl ist beträchtlich, erwarten ihrerseits Vergünstigungen und sind nicht weniger begierig darauf. Ich bedarf eines unbeugsamen Ministers, dessen unparteiische Gerechtigkeit nur durch die Liebe für das Gemeinwohl geleitet, nicht nach der Richtung des Königthums taxirt werden kann. Durch Ihre Stellung sind Sie über jeden Verdacht erhaben und werden mir Dienste leisten, die ich von keinem Andern erwarten kann." — Als der Marschall immer

noch widerstand, fuhr der Kaiser fort: „Sie sind ein zuverlässiger Mann, ich kann Ihnen Alles sagen. Ich gebe vor, daß ich wenigstens mit einer der europäischen Mächte im Einverständniß sei, und daß ich besonders in geheimen Verbindungen mit meinem Schwiegervater, dem Kaiser von Oesterreich, stände. Es ist dem nicht so; ich bin allein; allein, verstehen Sie? allein — gegenüber allen Mächten Europa's. — Ich bin darauf gefaßt, sie einig und unversöhnlich zu finden. Wir müssen uns auf Leben und Tod schlagen und deßhalb in 3 Monaten ansehnliche Zurüstungen treffen. Ich bedarf dazu eines unermüdlichen und redlichen Verwalters, und sollte ich zur Armee abreisen müssen, so bin ich einer sichern Person benöthigt, der ich die unbeschränkte Macht über Paris anvertrauen kann. Sie sehen, daß es sich nicht darum handelt, unserem Geschmack zu folgen, sondern zu siegen oder zu sterben. Die Existenz Aller hängt davon ab." — Nach diesen aufrichtigen und energischen Worten erklärte sich Marschall Davoust, als Soldat, zu gehorchen bereit; er übernahm das Kriegsministerium und wechselte mit Napoleon einen kräftigen Händedruck. —

Napoleon unterhielt sich alsdann mit dem Herzoge von Rovigo, und mit seiner gewohnten Gewandtheit sprach er in der Art über das Polizeiministerium mit ihm, daß er eine Weigerung hervorrufen mußte. Dieser treue Diener verstand in der That, daß die Polizei nicht in seinen Händen bleiben konnte, und legte von selbst die Gründe dar, warum er sich außer Stande fühle, dieses Amt zu verwalten. Napoleon, anscheinend seinem Wunsche nachgebend, kündete ihm

an, daß er ihm die Gensd'armerie anvertraue und folglich die Ueberwachung Fouché's. Endlich nahm er den Herzog von Otranto auf die Seite. Dieser Letztere — wer sollte es glauben? — hatte nicht das Polizeiministerium, das ihm so wohl anstand, sondern die auswärtigen Geschäfte gewollt. Sowie Talleyrand der Vermittler zwischen den Bourbonen und Europa war, wollte er derjenige Napoleon's sein. Er hatte den Eigendünkel, zu glauben, daß er durch seine Intrigue nach Außen entweder dem Kaiser die europäischen Mächte wieder zuführte, oder, wenn dies unmöglich wäre, sie bestimmen zu können, daß sie Jemand genehmigten, den er wählte, wie Marie-Louise, den Herzog von Orleans oder einen Anderen. Er war versichert, daß er auf diese Weise sicherer eine große Rolle spielen könne, seitdem der Revolution wieder Carriere geöffnet war. Er hatte die Keckheit, sich zu schmeicheln, daß er sich nach Außen nützlicher machen könne. Napoleon, welcher in einem Augenblicke den ungeheuern Hochmuth Fouché's durchschaut, hütete sich darüber zu lachen, denn das Unglück hatte ihn gelehrt, sich zu beherrschen. Er entschuldigte sich, ihn nicht an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stellen zu können, indem er ihm den Namen des Herzogs von Vicence nannte, vor welchem jede Prätention fallen mußte, und richtete überdies noch einige verbindliche Worte an ihn über die großen Dienste, die er berufen wäre, als Polizeiminister zu leisten. Fouché, einsehend, daß man ihm keine andere Stelle bieten würde, übernahm das angetragene Amt.

Nun blieb noch die Einwilligung des künftigen Ministers des Innern übrig. Aber der wilde Carnot

war nicht in den Tuillerien. Allein in einer der Vorstädte von Paris lebend, kannte er die Begebenheiten nur, wenn sie allgemein bekannt waren; er wußte noch nicht, daß Napoleon in den Tuillerien angekommen. Da es schon spät war, ließ ihn Napoleon am nächsten Morgen zu sich rufen. —

So endete der Tag des 20. März, der in dem Walde von Fontainebleau begonnen und in Paris, in Mitten des ehemaligen kaiserlichen Hofes, mit der Bildung eines Ministeriums geschlossen wurde. Man war darin übereingekommen, daß der „Moniteur" am nächsten Tage die neuen Wahlen bekannt machen solle, ausgenommen diejenige Carnot's und Coulaincourt's. Bassano, immer dem Kaiser ergeben, übernahm wieder das Staatssekretariat, Lavalette das Postwesen und alle ehemaligen Staatsräthe wurden wieder in ihre Stellen eingesetzt. —

Am Morgen des 21. März, nach einigen kurzen Ruhestunden, begann Napoleon jene lebendige Correspondenz, vermittelst welcher er so mächtig alle Federn der Regierung in Bewegung setzte. Er bezeichnete zuerst dem Marschall Davoust, was er zu thun habe, um sich der ausgedehnten Verwaltung zu bemächtigen, welche die Umstände so wichtig machten; sodann befahl er, in ganz Frankreich die Ereignisse des 20. März bekannt zu machen, sei es durch den Telegraphen oder durch außerordentliche Kuriere, um die Truppen, die ihre Gesinnung noch nicht kund gegeben, zur Entscheidung zu bringen, sowie auch die Lokalbehörden. Er empfahl ihm, intelligente und beherzte Offiziere in diejenigen Departements zu schicken, in welchen die Präfekten dem Kai-

serreiche widerstehen wollten, und sich der Truppen gegen dieselbe zu bedienen, besonders aber an die Commandanten der Grenzfesten Befehle zu senden, die dreifarbige Fahne aufzupflanzen und die Thore zu schließen vor dem Feinde, der vielleicht versuchen könnte, sie zu überfallen. Er schrieb dem Polizeiminister vor, sich augenblicklich mit den Präfekten und Unterpräfekten zu beschäftigen, um sie entweder zu bestätigen oder abzusetzen, je nach ihrem Betragen, sowie dem neuen Gensd'armerie-Commandanten, dem Herzog von Rovigo, so schnell wie möglich das Commando der durch ihre Intelligenz, ihre Wachsamkeit und ihre Pflichtergebenheit so kostbaren Truppen zu übernehmen. Er ließ den Grafen von Lobau rufen, dessen Gesinnung, Takt und moralische Gewalt bei der Armee erprobt waren, um ihm das Commando über Paris und die durchkommenden Truppen zu übertragen. Diese Anordnungen Napoleon's zeugten von der Tiefe seines Verstandes. Die Revolution, durch welche er wieder auf den Thron gelangt war, war, im Grunde genommen, eine rein militärische. Die Mehrzahl der Regimenter waren in Gegenwart ihrer Offiziere genöthigt gewesen, sich zu erklären; die Einen fühlten sich in Verlegenheit, die Andern waren im Innern dagegen; zwar bildeten Letztere eine bedeutende Minderzahl. Die Soldaten befanden sich jedoch in einem so aufgeregten Zustande, daß man sorgen mußte, daß sich derselbe bald lege, sonst wäre man in eine wahre Anarchie verfallen. — Der Graf von Lobau war eine ausgezeichnete Wahl, um bei solchem Stande der Dinge ein Heilmittel zu bringen. Napoleon gab ihm, außer dem Commando über

die erste militärische Division, auch noch die diktatorische Gewalt über alle passirenden Truppen mit dem Auftrage, die Offiziere zu wechseln, oder mit ihren Soldaten auszusöhnen und so die Ordnung und Disciplin in der Armee wieder herzustellen. Das Projekt Napoleon's war, nach und nach fast alle Regimenter, wenigstens für einige Tage, nach Paris zu berufen, um sie durch die sanfte und doch feste Hand des Grafen von Lobau gehen zu lassen. Er empfahl ihm zugleich an, von allen den Regimentern zwanzig Tausend zuverlässige Männer auszuscheiden, um sie nach Lille zu schicken, damit sie entweder einem Versuche der königlichen flüchtigen Prinzen oder einem zwar unwahrscheinlichen, aber doch möglichen Plane der englisch-holländischen Armee, die in Belgien stationirte, die Spitze bieten könnten.

Seine Vorsicht in dieser Beziehung warf eine Frage auf, die zwar für Napoleon keine war, die er aber doch mit dem neuen Kriegsminister an demselben Morgen besprach. Sollte er, wie seither mehrere Kritiker vermuthet, seinen Triumphzug gegen Norden verfolgen und die Revolution bis an die Ufer des Rheins vollenden, die er an der Rhône und Seine vollführt, um mit einem Schlage die ehemaligen Grenzen Frankreichs mit Frankreich selbst wieder zu erlangen? Das Projekt war verführerisch, denn bei dem herrschenden Enthusiasmus war man sicher, kein Hinderniß zu finden bis Lille, und konnte sich schmeicheln, diejenigen, welche sich von Lille bis Köln bieten würden, zu überwinden. Uebrigens, so glänzend dieses Projekt erschien, erschütterte es keinen Augen-

blick die bei ihm zwar neuen, aber bereits stehenden Entschlüsse, welche die Vorsicht geboten.

Während seines Marsches nach Paris hatte Napoleon Nachrichten aus dem Süden erhalten, die zwar nicht beunruhigend waren, aber doch Beachtung verdienten. Man sagte ihm, wie Dem auch war, Marseille wäre im Aufruhr und die Bevölkerung von der untern Provence marschire unter der Anführung des Herzogs von Angoulême über Grenoble nach Lyon. *) Der Morgen des 21. März brachte ihm zu gleicher Zeit Nachrichten aus Bordeaux und dem Westen. Man kündete ihm an, daß Bordeaux unter dem Einflusse der Herzogin von Angoulême, Marseille nachahmend, versuche, die Departements jenseits der Garonne aufzuwiegeln, und Aussicht hätte, zu reüsiren; daß der Herzog von Bourbon, der sich in Angers niedergelassen, in der Vendée Unruhe errege; daß der mit außerordentlichen Vollmachten von Ludwig XVIII. nach Orleans gekommene Marschall Saint-Cyr daselbst die dreifarbige Cocarde habe verschwinden machen, die auf Anstiften des Generals Pajol von den Truppen aufgepflanzt worden, den General verhaften und die weiße Fahne an den Ufern der Loire wieder aufziehen lassen. Endlich, und dies war das Wichtigste, versicherte man, daß man sich nicht auf die

*) Dieser Vorwurf gilt dem Marschalle Marmont, welcher mit der gewöhnlichen Leichtfertigkeit seiner Urtheile in seinen Memoiren behauptet hat, daß man nicht in Paris hätte anhalten, sondern die aufgeregte Stimmung benützen müssen, um bis an den Rhein zu marschiren. Man wird aus Folgendem ersehen, wie ungerechtfertigt und ohne alle Kenntniß der Thatsache dieses Urtheil ist.

Pariser Nationalgarde verlassen könne. Diese, aus der Bürgerschaft von Paris bestehend, hatte keineswegs mit Vergnügen den Sturz des constitutionellen Thrones Ludwig's XVIII. gesehen und fürchtete den Krieg über Alles. Wenn man nach den Reden einiger ihrer Offiziere hätte schließen wollen, so wären wirklich feindliche Absichten zu fürchten gewesen.

In allem dem war Nichts, was einem so starken Geiste, wie derjenige Napoleon's, ernstliche Unruhe verursachen konnte. Er kannte die Klugheit der Pariser Nationalgarde, er wußte, daß, im ersten Augenblicke unzufrieden, sie für ihn bald günstiger gestimmt würde, sobald sie von seinen friedlichen und freisinnigen Gesinnungen hörte, und sowie man einige Offiziere aus ihren Reihen entfernt hätte, die den Lärm und die Wichtigthuerei liebten. Die royalistischen Versuche im Westen und Süden anbelangend, war er versichert, daß der wunderbare Effekt, den sein Einzug in Paris hervorgebracht, genüge, um sie zu vereiteln; in jedem Falle war er versichert, daß die Bourbonen, welche ihm nicht zu widerstehen vermochten, als sie noch die Herren von Paris waren, flüchtig und an die Grenze des Reiches vertrieben, die Macht nicht fänden, die ihnen mangelte, als sie noch im Besitze der vollen königlichen Gewalt waren. Es wäre aber zu günstig für sie gewesen, hätte man sich vom Sitze der Regierung entfernt, bevor man sich mit starker Hand der Zügel bemächtigt, um sich verwegen nach Belgien und den rheinischen Provinzen zu wenden mit den einzig verfügbaren Truppen, indem man in Paris nur vom Tage vorher ernannte Minister und zerstreute Regimenter hatte. Ferner setzte man sich

Dem aus, hinter sich die Macht der Bourbonen wachsen zu sehen, welche man so zu sagen im Vorbeimarsch gestürzt. Aber es gab noch andere, ernstere Erwägungen gegen ein solches Projekt.

Vorerst konnte man, indem man alle verfügbaren Truppen zwischen Paris und Lille zusammenzog, leicht 25—30 Tausend Mann Infanterie, 4—5 Tausend Mann Cavallerie und 50—60 mittelmäßig beschaffene Feuerschlünde haben. Nun wußte man aber nicht, was man in Belgien fand. Eine Bevölkerung, sehr geneigt für uns, aber Truppen, treu ihrem Herrn und 3 oder 4 mal so zahlreich als die, welche wir hinführen konnten. Man mochte in der That bei Brüssel ungefähr 20 Tausend Niederländern und 30 Tausend Engländern und Hannoveranern begegnen; ferner war anzunehmen, daß man, gegen Lüttich marschirend, auf 30 Tausend Preußen stoßen würde und man folglich mit 30—36 Tausend Mann Streitkräften 80 Tausend Feindlichen gegenüber stände. Einen Schritt weiter begegnete man noch 20 Tausend Preußen, 10 Tausend Bayern, 20 oder 30 Tausend Württembergern, Badensern, Hessen rc. rc., man hätte folglich bei der Ankunft am Rhein 140 bis 150 Tausend Feinde auf dem Halse. Man ging also einer Niederlage entgegen, die an der Maas möglich, am Rheine gewiß war, verminderte dadurch seine Kräfte, die nur zu sehr zerstreut waren, und vermehrte die administrative Schwierigkeit, die Armee wieder zu organisiren, indem man die leeren Cadres von Lille, Mézières und Nancy bis Cöln, Coblenz und Mainz führte; — gefährdete, indem man die Verbündeten zusammendrängte, den Plan, der die Hauptshoffnung

Napoleon's ausmachte und welcher darin bestand, die Zerstreuung seiner Gegner sich zu Nutze zu machen, um sich auf sie zu werfen und sie einen um den andern zu schlagen. Endlich, indem man jetzt die Feindseligkeiten herbeirief, beraubte man sich dreier Monate, deren man sicher war, wenn man nicht selbst angriff, — dreier Monate, kostbarer für uns, als für den Feind, denn er hatte Etwas und wir hatten Nichts und diese drei Monate angewandt, wie Napoleon es zu machen verstand, dienten dazu, die ungeheuere Ungleichheit der Kräfte aufzuheben, welche zwischen Frankreich und dem verbündeten Europa bestand.

In allem Vorhergehenden sprachen wir noch nicht von der neuen Lage Napoleon's, Frankreich selbst gegenüber, einer der schwierigsten, die ihm durchaus jede Operation außerhalb der Grenzen verbot. —

Napoleon hatte sich bei seiner Landung in Grenoble als der Befreier Frankreichs von den Emigranten gezeigt. Friede und Freiheit waren der Hauptinhalt aller seiner Reden, er hatte selbst nach Wien geschrieben, daß er den Pariser Vertrag anerkennen wolle. Diese Erklärung hatte Aller Herzen gewonnen, denn der einzige Rettungsweg bestand darin, das Werk der vereinigten Mächte anzuerkennen, — das heißt: die ehemalige, gegen Landau und Chambery etwas erweiterte Grenze von 1789. — Hätte sich nun Napoleon am Morgen nach seiner Ankunft in Paris der Maas und dem Rheine zugewandt, so würde man nothwendig in ihm den Mann erblickt haben, der das Glück Frankreichs nach Moskau geführt, um es auf dem Wege über Leipzig und die Höhen von Montmartre zurückzubringen; man hätte nicht daran

gezweifelt, den Eroberer, aber mit dem Eroberer den Despoten, der sein Land und seine Größe verloren, in ihm wieder erhalten zu haben. —

Der Entschluß Napoleon's war gefaßt; er wollte sich der Zügel der Regierung bemächtigen, den Mächten den, auf den Pariser Vertrag gegründeten, Frieden anbieten, die demüthigenden Weigerungen ertragen, denen er sich wahrscheinlich aussetzte, sie aber nicht verbergen, sondern veröffentlichen, um den Stolz der Nation für sich zu haben, — die Frist der Unterhandlungen dazu benützen, um sich mit seiner gewohnten Thätigkeit zu waffnen und seine Corps zwischen der Hauptstadt und der nördlichen Grenze zu halten, — um seine Operationen leichter ausführen zu können, — und dann, unthätig scheinend, plötzlich in den Feind einzudringen, in Mitte seiner zerstreuten Standquartiere. Dies waren die verständigen, soliden, dem administrativen und militärischen Genie Napoleon's würdigen Gedanken. —

Nachdem er dem Grafen Lobau die Sorge über das Militär übertragen, verordnete er noch, daß derselbe sogleich ein Corps von 20 Tausend Mann bilden solle, welches unter dem Commando des verständigen und tapfern Generals Reille, nach Lille vorrückte, wo, wie es hieß, Ludwig XVIII. vorhatte, sich mit den Haustruppen, und vielleicht mit einer Verstärkung fremder, niederzulassen. Glücklicher Weise befehligte Marschall Mortier unter der Oberleitung des Herzogs von Orleans, in Lille. Man war versichert, daß dieser Marschall, wenn er Ludwig XVIII., wie es seine Pflicht war, in dieser Festung empfing, doch niemals englischen und preußischen Truppen den

Einzug gestatte, und daß der Herzog von Orleans der gleichen Ansicht war, wie der Marschall Mortier, folglich Lille, wenn es auch ein Ruhcort für Ludwig XVIII. ward, doch nie dem Feinde übergeben werden würde. Uebrigens mußte man nicht nur diese Festung, sondern die ganz nördliche Grenze überwachen und General Reille hatte die genügenden Mittel, dieser Aufgabe mit 20 oder 30 Tausend Mann nachzukommen, die man nach und nach unter seine Befehle stellte. Da General Reille aber vor drei oder vier Tagen nicht bereit sein konnte, befahl Napoleon General Exelmans, unverzüglich die verfügbare Cavallerie zu versammeln und mit 3 Tausend Reitern dem flüchtigen Hofe zu folgen. Der Auftrag General Exelmans' bestand nur darin, diesen Hof mit den gebührenden Rücksichten, ungeachtet dessen, daß er ihm den kleinen Schatz, nebst den Krondiamanten abzunehmen habe, aus dem Reiche zu vertreiben. Man war versichert, daß General Exelmans, trotz seiner persönlichen Beschwerdegründe, nicht härter verfahren würde, als sein Auftrag erheischte, und Napoleon wünschte, daß Dem so wäre, da er seinen Stolz darein setzte, sein Benehmen einen Contrast bilden zu lassen mit dem derjenigen Männer, welche einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten. —

Bevor er seine Anordnungen Betreffs des Südens gab, wollte er genau wissen, was dorten vorging. Ueberdies bedurfte er Zeit, um Truppen, unabhängig von denen, welche General Reille erhielt, zusammenzuziehen; die Gesinnungen Lyons und Grenobles anbelangend, war er sicher. Bezüglich des Westens schickte er einen Offizier nach Orleans, um dem

Marschalle Saint-Cyr unter Androhung der härtesten Strafe anzubefehlen, die Commandur an General Pajol zurückzugeben, und sandte General Clausel nach Bordeaux mit dem Auftrage, an der Spitze der Truppen, welche er auf seinem Wege fände, dahin zu marschiren und die Herzogin von Angoulême auszuweisen, welche, so achtungswerth sie auch war, ein ansehnlicher Feind werden konnte. — Nachdem er diese dringendsten Sorgen am Morgen des 21. März erledigt, wandte er den Rest des Tages dazu an, über seine Truppen Revue zu halten. Es war dies eine günstige Gelegenheit, sich den Parisern zu zeigen, welche ihn noch nicht gesehen hatten, und eine Rede zu halten, welche, den vertrautern Kreis überschreitend, durch alle Echos von Frankreich zu den Echos von Europa gelangen sollte. Es sammelten sich auf dem Carousell-Platze ungefähr 20 Tausend Mann, bestehend aus den Truppen von Grenoble, Fontainebleau, von Villejuif und besonders aus dem Bataillone der Insel Elba, welches zu Fuß und in zwanzig Tagen den ungeheuern Weg von zweihundert und vierzig Meilen zurückgelegt. Die Pariser Nationalgarde ward nicht dahin berufen, weil sie noch nicht durch den Wechsel einiger Offiziere dazu vorbereitet war, bei einer Feierlichkeit zu figuriren, durch welche man die Wiederherstellung des Kaiserreichs begehen wollte. Die davon in Kenntniß gesetzte Bevölkerung war herzugelaufen, und unter derselben beeilten natürlich sich am meisten Diejenigen, welche die Bourbonen haßten, denen der Ruhm des Kaiserreichs immer theuer gewesen, und viele Neugierige, welche die wunderbare Expedition von der Insel Elba ihrer

Gleichgültigkeit entrissen. Die Bevölkerung der Vorstädte hatte sich auf dem Carousell-Platze eingefunden, um einem Manne ihren Beifall zu bezeugen, welcher mehr als jeder Andere ihre Einbildungskraft erregt, sowie besonders die acht hundert Grenadiere und Jäger der Garde zu sehen, welche, nachdem sie ihrem Generale in die Verbannung gefolgt waren, ihn triumphirend auf den Thron Frankreichs zurückgeführt hatten. Der Anblick dieser alten, mit Narben bedeckten, von Müdigkeit erschöpften Soldaten, deren Fußbekleidung in Lumpen waren, bewegte lebhaft die Anwohnenden, und manche antworteten nicht durch Rufe, sondern durch Thränen auf die Beifallsbezeugungen der Menge. Die begierigen Blicke des Publikums verließen sie nur, um unter dem populären Ueberrocke das fabelhafte Wesen zu suchen, das ein neues Wunder vollbracht, würdig seines vergangenen Glückes. Man fand ihn dicker, aber stark gebräunt, was seinem Embonpoint zu Gute kam. —

Sein vom Genie entflammtes Auge schweifte über die Menge. Er ließ die Truppen sich in gedrängten Massen um sein Pferd schaaren, die Offiziere voran, und richtete mit seiner vibrirenden Stimme einige energische und liebevolle Worte an sie: „Soldaten!“ sagte er, „ich kam mit acht hundert Mann nach Frankreich, weil ich auf die Liebe des Volkes und das Andenken der Armee zählte. Ich ward in meiner Erwartung nicht getäuscht. Soldaten, ich danke Euch! Der Ruhm dessen, was wir gethan, gebührt allein dem Volke und Euch. Der meine ist der, Euch gekannt und errathen zu haben. Der Thron der Bourbonen ist ein unrechtmäßiger, weil sie vor zwan-

zig Jahren durch die Nation herabgestoßen, durch Fremde wieder darauf gesetzt wurden, weil sie nur einer anmaßenden Minorität Garantieen bot, deren Ansprüche unsern Rechten entgegen waren. Der kaiserliche Thron allein kann die Interessen der Nation und das Edelste derselben, unsern Ruhm, garantiren. Soldaten! wir werden diese Prinzen, die Genossen und Werkzeuge des Feindes aus unserm Reiche jagen und, an der Grenze angekommen, anhalten. Wir wollen uns nicht in die Angelegenheiten anderer Nationen mischen; aber wehe denen, die sich in die unserigen mengen!" Dann ließ er die Offiziere des Bataillons von der Insel Elba sich nähern, zeigte sie den Truppen und fuhr fort: „Soldaten, hier sind die Offiziere, welche mich in mein Unglück begleitet; sie alle sind meine Freunde, alle theuer meinem Herzen. So oft ich sie sah, glaubte ich die Armee selbst zu sehen, denn unter diesen acht hundert Tapfern sind Repräsentanten aller Regimenter. Ihre Gegenwart rief mir die unsterblichen Tage in's Gedächtniß zurück, die sich niemals, weder in Euerem, noch meinem Gedächtnisse verwischen werden. Sie liebend, liebte ich Euch! Sie haben Euch unverletzt und immer glorreich die Adler zurückgebracht, welche der Verrath einen Augenblick lang mit dunkelm Krepp überzogen. Soldaten! ich gebe sie Euch zurück; schwöret mir, daß Ihr ihnen überall hin folgen wollt, wohin das Interesse des Vaterlandes Euch ruft." „Wir schwören es!" antworteten sie, ihre Bayonette schwenkend und ihre Säbel schwingend. Die Bewegung war groß, weil die Gefühle, bei den Männern, an welche sich Napoleon wandte und welche seine

ergreifende Rede gehört, tief waren. Napoleon trat alsdann unter einem großen Andrange mit leuchtendem Blick und wie von einem neuen Zauber umgeben in das Innere des Palastes zurück. Die hohen Würdenträger, welche sich am vorhergehenden Tage nicht vorgestellt, kamen am 21. März und der Kaiser ward gleichsam öffentlich anerkannt und proklamirt. — Der aus seiner Zurückgezogenheit gerissene Carnot war in die Tuillerien gekommen, herbeigezogen durch dasselbe Gefühl, was er mit seinen Freunden theilte, nämlich sich mit Napoleon zu vereinigen, um gemeinschaftlich die Sache der Revolution zu vertheidigen. Der Titel Graf gefiel ihm nicht, — doch hielt er es dem Ernste der Lage nicht angemessen, deßhalb Schwierigkeit zu machen. Der Herzog von Vicence nahm gleichfalls das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an. Die Regierung Napoleon's war also vollständig; man konnte unverzüglich Hand an die ungeheuere Aufgabe legen. —

Während Napoleon seinen ersten Sorgen oblag, setzte Ludwig XVIII. seinen Rückzug nach Lille fort. Er hegte kein großes Vertrauen zu dem Asyl, das ihm eine französische Stadt bot, lehnte den Aufenthalt in Belgien ab und zeigte Lust, in das Land zurückzukehren, wo er sechs Jahre lang sich einer vollkommenen Ruhe erfreut. Befreit von den Narren und von den Verständigen, seitdem er Saint-Denis passirt, war er seiner Neigung gefolgt und hatte den Weg nach Abbeville genommen, der ihn nach Calais und von Calais nach London führen sollte. —

Während dieser Zeit hatten der Graf von Artois und der Herzog von Berry an der Spitze der Haus-

truppen den Weg nach Beauvais verfolgt. Die Haustruppen boten einen peinlichen Anblick dar. Aus ergebenen, aber meistens dem Militärdienste fremden Leuten bestehend, unvollständig equipirt, bildeten sie einen langen Nachtrab, welcher in Ermangelung von Pferden, seine Monturen nebst seinen Personen auf Karren geladen. — Gut organisirt war nur die Garde du Corps des Marschall Marmont. Ein noch traurigeres Schauspiel boten die in Saint-Denis versammelten Truppen. —

Wir haben gesagt, daß, um dem Publikum die nahe Abreise der königlichen Familie zu verbergen, man die zur Armee von Melun bestimmten Truppen nach Villejuif beordert und daß, als die Ausfahrt des Königs ohne Hinderniß bewerkstelligt worden, man ihnen Befehl gegeben, sich nach Saint-Denis zu wenden. Sie hatten nicht gehorcht, wie man gesehen, und es war nur eine kleine Anzahl derer, die man direkt hingesandt, erschienen. Unter diesen Letzteren war ein großer Theil Artillerie, ein Bataillon halbbesoldeter Offiziere und einige Studenten der Rechte, welche Ludwig XVIII. unter dem Namen „königliche Freiwillige“ gefolgt waren und welche die ehrenwerthe Jugend repräsentirten, die die Freiheit von den Bourbonen und nicht von Bonaparte erwarteten. Marschall Macdonald war nach Saint-Denis gekommen, um die Reste des Heeres zu sammeln und sie Ludwig XVIII. zuzuführen. Aber am Nachmittage des 20. März angekommen, fand er das Bataillon der halbbesoldeten Offiziere in vollem Aufruhr, sich bemühend, die Artillerie aufzuwiegeln, und selbst die Bagage des königlichen Geleites verwüstend. Der Marschall be-

eilte sich, diesem Aergerniß ein Ziel zu setzen; aber, obgleich persönlich sehr geachtet, mußte er sich entfernen und unterwegs mit den Haustruppen zusammenfinden, die er in dem Zustande traf, wie wir ihn geschildert. Er verließ hierauf den Grafen von Artois und den Herzog von Berry, um sich zu dem Könige zu begeben, und versuchte den Rath geltend zu machen, den er immer gegeben, nämlich den, sich nach Lille zurückzuziehen. Am Abend des 21. März in Abbeville angekommen, stellte er sich dem Könige vor, den er zwischen dem Prinzen Berthier und Blacas vollkommen ruhig und mehr empfindlich über diese rasche Ortsveränderung, als über den Verlust seines Thrones fand. Ludwig XVIII., wenig Hoffnung hegend ūnd seine neuen Leiden seinem Bruder und den Emigranten zumessend, überzeugt, daß Europa nur ein mittelmäßiges Interesse für Leute fühlte, die sich nicht erhalten können, beeilte er sich mehr, sein Asyl Hartwell zu erreichen, als durch ein gewandtes Benehmen die Reste einer Zukunft zu sichern, an der er zweifelte. Er sprach nur von seiner Müdigkeit, seiner Gicht, den Unannehmlichkeiten, in die er durch den Verlust seines Gepäckes gerathen, und hörte mit einer Art Zerstreutheit zu, was ihm der Herzog von der Richtung nach Lille sagte. —

Dieser tapfere und verständige Militär, der bei einer seltenen Unerschrockenheit und gründlicher Kriegserfahrung viel politischen Sinn hatte, erinnerte ihn an den schlimmen Effekt, den seine an den Prinzregenten von England gerichteten Complimente verursacht, an die Vorwürfe, die allgemein den Bourbonen gemacht würden, daß sie die Fremde Frankreich vor-

zögen und besonders England jedem andern Lande, und wie sehr diese Vorwürfe jetzt Bestätigung fänden, indem man sich so sehr beeilte, die Grenze zu gewinnen, um London zu erreichen. Er bestand ungestüm darauf, daß sich der König nach Lille begeben und wenigstens an der äußersten Grenze bleiben sollte. In Lille wäre er in Sicherheit und könnte im Nothfalle binnen zwei Stunden aus Frankreich weg sein. —

Ludwig XVIII. antwortete fein, er wäre in Lille nicht sicherer als anderwärts, weil man einer Garnison bedürfe; jede Garnison sich aber wieder wie die, welcher man sich seither vertraute, betragen würde, und Engländer oder Franzosen zu Hilfe rufen, wäre das Schlimmste, was man thun könne. — Empfänglich übrigens für die Bemühungen eines so biedern Dieners, wie Marschall Macdonald, willigte er darein, seinem Rathe zu folgen; nur wollte er noch etwas Nahrung zu sich nehmen und forderte ihn auf, vorauszugehen, er werde in einigen Stunden folgen.

Während dieser Berathung hatte der Marschall allein gesprochen. — Blacas, alle Entschlüsse, die einen so schlimm wie die andern findend, hatte fast nichts geäußert, obgleich er sichtlich den Rückzug nach Lille vorzog. Auf dem Gesichte des unglücklichen Berthier, der eben so erstaunt darüber, sich hier zu befinden, als das Publikum war, ihn hier zu sehen, las man die stille Verlegenheit: traurige Strafe an der Person eines ehrlichen Mannes für den Wunsch, bei allen Regierungen zu sein und trotz seiner Vergangenheit in Allem seinen Platz zu behalten.

Marschall Macdonald begab sich unverzüglich auf

den Weg nach Béthune, um in Lille die Einrichtung für die königliche Familie zu bereiten. Er kam am Morgen des 22. März vor der von dem Herzoge von Orleans befehligten Festung an, deren Thore aber geschlossen waren.

Man wird sich erinnern, daß dieser Prinz das Commando über die nördlichen Truppen erhalten hatte, mit dem Auftrage, eine Reserve zu bilden, welche sich mit dem Herzoge von Berry vereinen sollte, wenn man sich vor Paris schlagen würde, und welche, wenn die königliche Familie genöthigt wäre, die Hauptstadt zu verlassen, den Rückzug deckte. Dieser Prinz, der sich allein einiger Popularität bei den Truppen erfreute, dieselben ruhig, aber offenbar schlecht auf die königliche Sache zu sprechen gefunden, war dafür besorgt gewesen, sie getrennt zu halten, um dadurch mehr den Ausbruch ihrer Gefühle zu hemmen. Er hatte Diejenigen, welche ihm am wenigsten wankend schienen, nach Lille beordert und sich mit sieben Tausend Mann und dem Marschalle Mortier in dieser Festung eingeschlossen, welch' Letzterer ebenfalls bereit war, dem Könige ein Asyl zu gewähren und den Preußen und Engländern die Aufnahme zu verweigern. Durch den Telegraphen am Morgen des 21. März von dem Einzuge Napoleon's in Paris in Kenntniß gesetzt, hatte er jede Verbindung nach Außen untersagt, um den bonapartistischen Botschaftern keine Gelegenheit zu geben, herein zu kommen und die Soldaten am Desertiren zu verhindern.

Die Befehle des Herzogs von Orleans waren so pünktlich ausgeführt worden, daß man die Schlüssel der Stadt beim Stab der Festung niedergelegt hatte

und daß, da die Wächter abwesend waren, Niemand Antwort gab. Marschall Macdonald schrieb, um sich Gehör zu verschaffen, ein Billet mit Bleistift, befestigte es an einen Stein und warf denselben der Schildwache auf dem Walle zu. Da man aus der Unterschrift ersah, daß es von dem Marschalle Macdonald war, gab die Schildwache das Billet der benachbarten und diese ließ es an den Stab gelangen. Die Thore wurden bald darauf geöffnet und der Marschall zu Herzog von Orleans geführt, der ihm den Stand der Dinge klar machte und ihm die Versicherung gab, daß der König von den Truppen eine respektvolle, aber kurze Gastfreundschaft erwarten könne, doch nur unter der Bedingung, weder Haustruppen noch Engländer in die Festung mitzubringen. —

Ludwig XVIII. kam in der That am Nachmittage des 22. März an und ward mit allen dem Herrscher gebührenden Ehren empfangen. Die fromme und königlich gesinnte Bevölkerung rief heftig: „Es lebe der König!“ während die Spalier bildenden Truppen ihre Gewehre präsentirten, aber ein tiefes Schweigen beobachteten. —

Kaum angekommen, wollte Ludwig XVIII. den Prinzen und die Marschälle über das einzuhaltende Verhalten sprechen. Der Herzog von Orleans setzte in Gegenwart des Königs, des de Blacas, des Prinzen Berthier, der Marschälle Macdonald und Mortier trefflich die Lage der Dinge auseinander. Er stimmte dem Marschalle Macdonald bei, dem Könige gerathen zu haben, so lange wie möglich auf französischem Boden zu bleiben; aber er bewies zugleich, daß die Stadt nur für einige Stunden zum Aufent-

halte dienen könne; daß das Schauspiel, das man soeben gesehen und das in heftig sich äußernder Sympathie der Bevölkerung und in kaltem, wie wohl respektvollem Verhalten der Truppen bestand, der Ausdruck des wahren Zustandes der Dinge sei; daß die Truppen Herren von Lille wären, daß sie zwar nicht die geringste Ungebührlichkeit gegen den König dulden, ja es als Ehrensache betrachten würden, ihn zu schützen, aber daß sie, von der Idee beherrscht, man wolle die Festung den Engländern übergeben, niemals darein willigten, die Haustruppen einzulassen, noch selbst herauszugehen, wenn man sich zufällig ihrer entledigen wollte; daß übrigens, vorausgesetzt, es würde gelingen, sie zu entfernen, zwölfhundert Mann Nationalgarde und drei bis vier Tausend Mann Reiter der Haustruppen nicht genügen würden, um eine Festung zu vertheidigen, welche mindestens zwölf Tausend Mann der besten Infanterie bedurfte, um sicher zu sein; daß ferner die Truppen sich einige Tage lang es gefallen ließen, die Garde des Königs zu bilden, aber daß sie nicht lange diese Rolle fortsetzen würden, besonders, wenn Befehle aus Paris kämen; daß es somit am Besten wäre, sich nach Dünkirchen zu begeben, dessen Bevölkerung ebenso königlich gesinnt sei, wie die zu Lille; dort bedürfe man weniger Besatzung, es genügten die in Infanterie verwandelten Haustruppen und überdies hätte man noch das Meer nahe, um nöthigenfalls nach England zu flüchten. — Durch diese Wahl wäre man zugleich auf französischem Boden und weit vom Kriegsschauplatze entfernt; endlich, daß man allem Anscheine nach Calais, Ardres, Graveliens der Sache des Kö-

nigs erhalten, daß man eine kleine Marine hätte und so ein kleines Seekönigreich bilden könne, auf der die weiße Flagge ohne anscheinende Verbindung mit derjenigen stehe, welche Frankreich zu verheeren strebte. —

Marschall Mortier unterstützte lebhaft diesen verständigen Rath und der Prinz Berthier widersprach ihm nicht; Blacas hieß ihn gleichfalls gut. Marschall Macdonald, denselben annehmend, suchte nur den Einwurf geltend zu machen, daß die schnelle Abreise des Königs einer Flucht gliche. — Der Herzog von Orleans antwortete hierauf, daß man zwanzig Meilen bis Dünkirchen zurückzulegen habe und daß das, was heute leicht, vielleicht morgen schwer ausführbar wäre. Der Rath einer unmittelbaren Abreise trug, ungeachtet der außerordentlichen Müdigkeit des Königs, die einige Stunden Ruhe erforderte, den Sieg davon.

Der König zog sich zurück mit dem Befehle, Alles zur Abreise vorzubereiten; aber immer unschlüssig und müde, verschob er sie bis zum nächsten Tage. Der Herzog von Orleans und die Marschälle wandten den Rest des Tages dazu an, die Truppen zu inspiciren und ihnen zuzusprechen. „Der König ist bei uns in Sicherheit", antworteten die Offiziere, an welche man sich wandte, „aber wir wissen, daß man den Platz dem Feinde übergeben will, daß dies der Plan der den König umgebenden Emigranten ist. Nähern sich also die Haustruppen, dann feuern wir auf sie." Trotz aller Gegenversicherungen gelang es nicht, diese Vorurtheile zu bannen, und besonders wurden sie noch dadurch verstärkt, daß einige Leute

aus der königlichen Umgebung sagten, man solle der Comödie des falschen Respekts für den König, unter welchem Verrätherei verborgen wäre, dadurch ein Ende machen, daß man tausend Engländer in die Festung legte. Diese unklugen Aeußerungen wurden geglaubt und diejenigen des Herzogs von Orleans seiner Leichtgläubigkeit gutgeschrieben. Es ging klar daraus hervor, daß man höchstens einen oder zwei Tage unter den obwaltenden Verhältnissen bleiben konnte. —

Am nächsten Morgen, den 23. März, gab es einen falschen Lärm. Einige Kundschafter zeigten sich im Gesichte der Wälle von Lille und die Nachricht ward verbreitet, es wären die Haustruppen des Königs. In einem Augenblicke machte sich unter den Truppen die lebhafteste Gährung kund; sie erklärten alsbald, sie wären entschlossen, auf die neuen Ankömmlinge zu feuern. Der Herzog von Orleans und die Marschälle hatten die größte Mühe, um sie zu beruhigen. Die Abreise des Königs ward immer dringender. Ein Rath, aus denselben Personen bestehend, wie Tags vorher, ward abermals gepflogen und die Nothwendigkeit anerkannt, eine Stadt, die voller Rücksichten für Ludwig XVIII., aber im Innern Napoleon ergeben sei, zu verlassen.

Der König war mit dem Rathe des Herzogs von Orleans, sich nach Dünkirchen zu begeben, einverstanden; nur schien ihm der Weg von fünfundzwanzig Meilen auf französischem Gebiete zu gefährlich, weßhalb er ankündete, daß er über Belgien nach Dünkirchen reisen wolle.

Die Gründe des Herzogs von Orleans, das nationale Gebiet nicht zu verlassen, änderten seinen

Entschluß nicht. Marschall Macdonald erklärte ihm respektvoll, aber fest, er bedauere sehr, ihn verlassen zu müssen; er wandere nicht aus, besonders nicht in ein Land, das mit verbündeten Truppen angefüllt sei; er wäre dem Könighause treu geblieben, so lange es in Frankreich geweilt, außerhalb könne er demselben nicht folgen; er würde nie seinen Degen einem Manne anbieten, der sein Vaterland zerrütte, sondern erwarte die Rückkehr glücklicherer Tage in der Zurückgezogenheit. Ludwig XVIII. vernahm mit Würde die unumwundene Erklärung, dankte dem Marschalle für sein edles Benehmen, entband ihn seines Schwures und verabschiedete sich von ihm auf das Huldvollste. Marschall Mortier führte dieselbe Sprache, erhielt dieselbe Antwort nebst denselben Gunstbezeugungen und kündete sodann an, daß er mit dem Marschalle Macdonald den König bis an die äußerste Grenze begleiten wolle. Der Prinz Berthier schwieg, aber die Marschälle Macdonald und Mortier auf die Seite nehmend, sagte er ihnen, daß er, als Hauptmann einer Compagnie der Leibgarde, dem Könige folgen müsse, wohin er sich zurückziehen wolle; daß er aber, sobald diese Pflicht erfüllt wäre, nach Frankreich zurückzukehren gedenke. Er beauftragte sie, hiervon in Paris Nachricht zu geben. Der König wandte sich hierauf an den Herzog von Orleans und frug ihn mit merklicher Malice, was denn er zu thun gedenke. Der Herzog von Orleans antwortete kaltblütig, er denke gerade wie die Herren Marschälle, aber als Prinz von Geblüt könne er nicht ebenso handeln, das heißt in Frankreich bleiben; er werde dem Könige bis an die Grenze folgen und sich dann erst die Er-

laubniß ausbitten, ihn verlassen zu dürfen, indem er nicht nach Belgien, dem Versammlungsorte der feindlichen Heere, gehen möge. Der König sagte ihm mit ruhigem Tone, er habe Recht, und gab Befehl zu unverzüglicher Abreise.

Am Mittag des 23 März verließ Ludwig Lille; die Bevölkerung drückte ihr lebhaftes Bedauern aus, die Truppen einen vollkommenen Respekt, fühlten sich aber sehr erleichtert, von einem Depot, das sie in Verlegenheit gesetzt, befreit zu sein. Der Herzog von Orleans und die Marschälle begleiteten zu Pferde den Wagen des Königs bis zu der zwei Meilen von der Festung entfernten Grenze; dann, nachdem sie ihren Dank empfangen und sich verabschiedet hatten, kehrten sie nach Lille zurück, um ihr Commando niederzulegen. —

Der Herzog von Orleans schrieb nun an alle von ihm abhängigen Generale, um sie von ihren militärischen Pflichten zu entbinden, um sie sich selbst und ihrem Vaterlande wiederzugeben. Marschall Mortier setzte ihn hierauf von einem Umstande in Kenntniß, den er seither aus Zartgefühl verschwiegen und der darin bestand, daß er von Paris Vollmacht und Befehl erhalten, zu handeln, wie er es an der Grenze für am besten halte, zur Ausweisung, ja sogar, wenn nöthig zur Verhaftung der bourbonischen Prinzen. Der Marschall wollte weder die Prinzen incommodiren, noch ihre Abreise beschleunigen, indem er sie von den neuen Pflichten in Kenntniß setzte, welche er von seinem nunmehrigen Gebieter erhalten, und er hatte sie ihnen erst dann mitgetheilt, als sie ihren Entschluß gefaßt und beinahe ausgeführt. Der Herzog

von Orleans reiste nach England, Marschall Macdonald auf seine Güter und Marschall Mortier meldete durch den Telegraphen nach Paris, daß Ludwig XVIII. Lille verlassen, daß diese Festung weder jetzt in Gefahr sei, noch es vorher gewesen. Er übergab dem Generale, Grafen von Erlon, welcher genöthigt war, während des unbesonnenen Unternehmens der Gebrüder Lallemand sich zu verbergen, das Commando. Inmitten dieser raschen Revolutionen, welche oft die ehrenfestesten Charaktere verwirren und verleiten, ist die Geschichte glücklich, wenn sie Scenen schildern kann, in denen Jedermann, Prinzen, Marschälle und Soldaten, ihre fast entgegengesetzten Pflichten mit eben so viel Takt als Pünktlichkeit erfüllen. —

Während dieser Zeit schleppten sich die ermüdeten Haustruppen bis Abbeville, den Grafen von Artois und den Herzog von Berry an ihrer Spitze, und hinter sich den General Exelmans, welcher mit drei Tausend Reitern sie überwachte, ohne sich mit ihnen zu vereinen. Von Abbeville wandten sie sich nach Lille, aber die Abreise des Königs erfahrend, begaben sie sich nach Béthune. Als die Prinzen die Unmöglichkeit einsahen, sie mit sich zu nehmen und zu erhalten, entschlossen sie sich, dieselben zu verabschieden. Nur dreihundert Mann, ausschließlich ihren Diensten gewidmet und deren Unterhalt die gegenwärtigen Mittel der königlichen Familie nicht überschritt, wurden zurückbehalten und folgten dem Marschalle Marmont nach Belgien, wo sie die Leibgarde Ludwig's XVIII. bilden sollten. Die Andern zerstreuten sich nach allen Richtungen hin. Die Prinzen gingen über die Grenze zum Könige. —

Während Ludwig XVIII. das Gebiet verlassen hatte, und im Norden die leichten Unruhen, welche man in Paris befürchtete, beseitigt waren, hatten die Angelegenheiten im Westen einen ebenso ruhigen Verlauf genommen. Marschall Viktor, welcher beauftragt war, ein Armeecorps in der Champagne und der Lorraine zu bilden, sah sich genöthigt, dieses Unternehmen aufzugeben. Marschall Oudinot, von den Grenadieren und den königlichen Jägern (der ehemaligen kaiserlichen Garde) verlassen, hatte ebenfalls sein Commando niedergelegt und die dreifarbige Fahne war ringsumher aufgepflanzt worden. Die kaiserliche Garde war freiwillig nach Paris aufgebrochen. Im Elsaß hatte der Marschall Suchet, sich der Revolution unterwerfend, die dreifarbige Fahne in allen Provinzen wehen lassen und so unsere Grenzfestungen für etwaige äußere Absichten unter Schutz gestellt. —

Man hat aus den vorhergehenden Berichten gesehen, was zwischen Grenoble und Besançon vorgefallen; folglich hatten sich die Befürchtungen, welche man hinsichtlich unserer Festungen hegte, keineswegs erfüllt und der Feind hatte, trotz seines Verlangens, keine derselben in Besitz genommen.

Im Innern waren die Fortschritte der kaiserlichen Gewalt nicht weniger allgemein und rasch. Marschall Saint-Cyr, am zwanzigsten März mit de Vitrolles von Paris abgereist, hatte sich nach Orleans begeben, wo General Dupont kommandirte. Da er die Truppen in Aufregung fand, hatte er die Thore der Stadt schließen, die dreifarbige Fahne herunternehmen und General Pajol, welcher der Urheber dieser Bewegung war, einkerkern lassen. Aber von Paris ausgesandte

Offiziere waren in die Stadt eingedrungen, und nachdem sie mit dem ersten Kürassierregiment, das in Orleans in Garnison lag, unterhandelt, war das Regiment freiwillig zu Pferde gestiegen, hatte General Pajol befreit und Marschall Saint-Cyr in die Flucht gejagt, welcher sich eilig an die untere Loire zurückzog. General Pajol, der das Commando wieder übernahm, hatte in Orleans und der Umgegend die Wiederherstellung des Kaiserreiches proklamiren lassen. So war denn auch dieser Theil des Kaiserreichs wieder gewonnen.

Nach einer Unterredung des Herzogs von Bourbon mit d'Antichamp und den Hauptanführern der Vendée erhielt jener die Ueberzeugung, daß, wenn auch die ehemaligen Führer der Vendée geneigt wären zu handeln, doch die Landbevölkerung, obgleich königlich gesinnt, nicht genug Ausdauer hätte, um den Uebeln des Bürgerkrieges zu trotzen, dessen Andenken noch allzu lebhaft in ihrem Gedächtnisse lebte. Indem er fühlte, daß er durch seine Gegenwart der königlichen Sache mehr schaden als nützen würde, hatte der Prinz vorgezogen, dem Rathe, der ihm allgemein gegeben worden, zu folgen und sich zurückzuziehen. Ein Gensd'armerie-Offizier, Commandant Noireau, unterrichtet von dem Stande der Dinge, hatte ihm Pässe angeboten unter der Bedingung, daß er sogleich abreise, was auch der Prinz ohne Zögerung annahm. Er schiffte sich in Nantes ein und ließ die Gegend, wenn auch nicht zu Napoleon zurückgekehrt, doch friedlich zurück. —

General Clausel, nach der Gironde gesandt, hatte in Angoulême angehalten, im Namen des Kaisers die

Unterwerfung der benachbarten Departements erhalten, dann, nachdem er einen Theil der Gensd'armerie versammelt, war er nach Dordogne marschirt, um daselbst die Truppen zusammenzuziehen und seinen Auftrag Betreffs der Stadt Bordeaux auszuführen. —

Es herrschte in dieser großen Stadt eine außerordentliche Bewegung, hervorgebracht durch die Gegenwart der Herzogin von Angoulême, derjenigen Lainé's und Vitrolles'. Die Bevölkerung, aus Interesse und Ueberzeugung königlich gesinnt, verzweifelt über die Rückkehr Napoleon's, welche von Neuem die Continentalsperre bringen konnte, hatte sich eifrig beim Anblick der Herzogin von Angoulême (mit dem Prinzen, ihrem Gemahl angekommen, um den 12. März zu feiern) erhoben und versprochen, die Sache der Bourbonen aufrecht zu erhalten. Diese lebhaften Demonstrationen gingen in Gegenwart des 8. leichten und 62. Linienregiments vor, die beide in Bordeaux in Garnison lagen und mit einem wenig Hoffnung gebenden Schweigen anwohnten. Alles ließ ahnen, daß beim Anblick der auf dem rechten Ufer der Gironde aufgepflanzten dreifarbigen Fahne ein nicht mehr zurückzuhaltender Aufruhr ausbräche. —

Nachdem de Vitrolles der Prinzessin die Intensionen des Königs mitgetheilt, begab er sich nach Toulouse, um daselbst den Mittelpunkt der königlichen Regierung im Süden zu organisiren. Er hatte die Aushebung von Mannschaft und die Herbeischaffung von Geld bewerkstelligt, aus eigener Macht den Marschall Pérignon an die Spitze der königlichen Truppenzusammenziehung gestellt, und die Correspondenz mit Bordeaux, wo die Herzogin von Angoulême ge-

blieben, und Marseille, wohin der Herzog von Angoulême in aller Eile gereist war, gesichert. Der Prinz hatte sich in der That nach Marseille begeben, und man kann nach der Stimmung, die in dieser Stadt herrschte, die heftigen Aeußerungen, welche sich daselbst kund gaben, errathen. Die Bewohner derselben hatten immer das Kaiserreich gehaßt; nun von Neuem bedroht, Hungers zu sterben, nachdem man mehr vom Ueberfluß geträumt als gekostet, waren sie fürchterlich aufgebracht und hatten den Herzog von Angoulême mit wahnsinnigen Freudenbezeugungen empfangen. Marschall Masséna befehligte in Mitte dieser aufgeregten Menge mit der geringschätzigen Kaltblütigkeit eines Kriegsmanns, dem es ehemals gelungen, die Calabresen zu bezwingen. Da er den Prinzen am Tage seines Einzugs begleitete, sah er eine Gruppe von Frauen aus dem Volke, welche ihre Kinder in den Armen, sich vor seinem Pferde auf die Kniee warfen und mit der naiven Sprache ihres Landes sagten: „Marschall, verrathen Sie diesen guten Prinzen nicht!“ Kaum auf diese Aeußerungen achtend, weder die Dynastie, welche ging, noch die, welche kam, liebend und die Nachrichten beklagend, welche Frankreich so viel Geld kosten sollten, war er entschlossen, sich genau an seine militärischen Pflichten zu halten. Er hatte dem Herzoge von Angoulême zwei Regimenter, das 83. und das 58. gegeben, sowie eine Colonne Freiwilliger, mit welcher der Prinz, die Rhone hinauf marschirend, versuchen wollte, Grenoble und Lyon wieder zu nehmen. Marschall Masséna, welcher ihm zu diesem Feldzuge nicht folgen wollte, war in Marseille geblieben, um die

Ordnung aufrecht zu erhalten und besonders über Toulon zu wachen, fest dabei entschlossen, seine Hand Jedermann fühlen zu lassen, der es versuchen wollte, dieses große See-Arsenal den Engländern zu übergeben.

Dies war der Stand der Dinge am 23. und 24. März in den verschiedenen Theilen Frankreichs. Napoleon, von dem Rückzuge Ludwig's XVIII. unterrichtet, ebenso von der Unterwerfung der nördlichen und östlichen Provinzen, der Erhaltung der Grenzfesten sicher, nicht zweifelnd an der Unterwerfung der Vendée, wenigstens für den Augenblick, zog den Aufruhr im Süden nicht in Betracht. Die Erhaltung der Festungen hatte ihn allein etwas beunruhigt, denn die Besetzung einer Festung wie Lille, Metz oder Straßburg durch den Feind wäre ein großes Unglück gewesen. Ueber diesen Punkt beruhigt, befreit von der Gegenwart des Königs, sah er sich in vollem Besitze seines Kaiserreiches. Gelang es ihm, seine Macht mit den neuen Unabhängigkeitsansichten zu vereinbaren und besonders Europa zu beruhigen, oder zu besiegen, dann war er gewiß, eine zweite Regierung zu beginnen, vielleicht weniger glänzend, wie die erste, aber glücklicher und verdienstvoller, wenn er es verstand, die Wohlthat des Friedens der blutigen Größe des Krieges folgen zu lassen. Aber er hatte immer daran gezweifelt, daß Europa zufrieden wäre, und rechnete wirklich auf einen kurzen und nachdrücklichen Feldzug, zu dem ihn die ein wenig ausgeruhten Kräfte Frankreichs, sowie dreihunderttausend aus der Fremde zurückgekehrte Soldaten, seinem mächtigen militärischen Genie begeistert fol-

gend, in Stand setzen würden. Er war kaum einige Tage in Paris und schon konnte er sich von der Wahrheit seiner Ahnungen überzeugen; denn, während sich im Innern Alles unterwarf, nahmen die Dinge Außen den Charakter einer unerhörten Gewaltthätigkeit an. Sich zurückziehend, hatten die Bourbonen das Manifest des Wiener Congresses verbreitet, — eine Handlung, welche von der größten Bedeutung war. Man hatte zuerst die Aechtheit dieser Congreß-Erklärung in Zweifel gezogen und Napoleon diese Zweifel, die ihm willkommen waren, begünstigt; aber an dem Beschlusse und am Styl des Manifestes, konnte er nicht umhin, die Wuth seiner Feinde zu erkennen, eine Wuth, die er sich durch einen unerträglichen Mißbrauch seiner Siege während fünfzehn Jahren zugezogen. Nach diesem Manifeste erklärten die versammelten Mächte in Wien, erwägend, daß Napoleon Bonaparte den Vertrag vom 11. April gebrochen und dadurch den einzigen legalen Titel, auf welchem seine Existenz beruhte, zerstört, ihn als außer dem Gesetze der Nationen befindlich, — eine Behandlung, wie man sie nur über die größten Verbrecher verhängt. Wer sich seiner bemächtigen konnte, durfte ihn unverzüglich erschießen, welche That alsdann noch angesehen würde, als hätte man Europa den größten Dienst geleistet. Dies Betragen gegen einen Mann, der, wie nicht zu läugnen war, Europa viele Sorgen gemacht, aber dessen Fürsten alle seiner Macht geschmeichelt und sie auszubeuten gesucht und welche ihren Ehrgeiz jetzt befriedigen wollten, — dies Betragen war den Sitten des Jahrhunderts nicht würdig und nur der Stolz, die

Habgier und die Furcht allein, konnten diesen Akt erklären, aber niemals rechtfertigen.

Napoleon behielt sich vor, das Manifest in einigen Tagen, wenn er Frankreich die ganze Lage der Dinge bekannt machen wollte, zu eröffnen. Für den Augenblick, wenn er die Erklärung des 13. März mit einigen anderen Aeußerungen zusammenstellte, sah er die Verwirklichung dessen, was er vorhergesehen, und einen Grund mehr, sich, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, zu einem schweren Kampfe vorzubereiten. Neue Bekanntmachungen, Folgen der Erklärung vom 13. März, ließen ihm keinen Zweifel mehr. Kaum hatte Caulaincourt den Fuß in den Palast des Ministeriums gesetzt, so kamen schon die auswärtigen Gesandten, um ihre Pässe zu fordern. Für diejenigen, welche abwesend waren, wie für die Gesandten von England und Rußland, kamen die Secretäre; diejenigen von Oesterreich, Preußen, Schweden, Dänemark, Sardinien, Holland 2c. kamen selbst, und alle Bemühungen Caulaincourt's, sie zurückzuhalten, waren umsonst; sie bestanden darauf, abzureisen. Caulaincourt hatte hierüber mit dem Gesandten von Oesterreich eine lange Unterredung, worin er ihn zu versichern suchte, daß Frankreich den Frieden wolle, daß es dem Vertrage von Paris treu bleibe; aber er wurde kaum angehört und erhielt nicht einmal so viel, daß der Botschafter Briefe mitnahm. Da er aber wünschte, unverzüglich Paris zu verlassen, willigte de Vincent endlich darein, daß einer der Secretäre der österreichischen Gesandtschaft, welcher einen Tag später abreisen sollte, zwei Briefe mitnahm. Die Demuth war in diesem Augenblicke eine

der Berechnungen Napoleon's. Caulaincourt, der diese Berechnung nicht zu weit treiben wollte, begnügte sich damit, die friedlichen Absichten seines Gebieters zu bestätigen, legte aber der Abreise der Repräsentanten der verschiedenen Höfe keinerlei Hindernisse in den Weg und übersendete ihnen noch am gleichen Tage, an dem sie dieselben verlangt, ihre Pässe. —

Die Königin Hortense, welche, seitdem Alexander ihr Beschützer geworden, mit der russischen Gesandtschaft befreundet war, schrieb einen großen Brief an diesen Monarchen, um ihn auf's Beste der neuen Absichten Napoleon's in Bezug auf innere und äußere Politik zu versichern. Sie gab diesen Brief dem Sekretär der russischen Gesandtschaft, von Boutiakin, einem der Fremden, dessen Gewogenheit sich nur auf ihre Person und nicht auf ihre Angelegenheiten erstreckte. Auf demselben Wege setzte man den Kaiser Alexander von der geheimen Allianz Ludwig's XVIII. mit England und Oesterreich gegen Preußen und Rußland in Kenntniß und fügte einige von Blacas in Paris zurückgelassene Papiere bei, ganz geeignet, den Kaiser Alexander die Gesinnungen seiner Verbündeten, betreffs seiner kennen zu lehren. Die Königin Hortense benützte noch die Abreise eines Intendanten ihres Bruders nach Wien, um an verschiedene Personen zu schreiben, namentlich an Marie-Louisen, um ihr mit den lebhaftesten Farben die triumphirende Wiedereinsetzung Napoleon's auf den kaiserlichen Thron zu schildern, sowie die Gefühle der Bevölkerung für ihn, deren unüberwindliche Abneigung gegen die Bourbonen und in Folge dessen die Nothwendigkeit auseinanderzusetzen, daß Europa, wenn es sich

nicht blutigen Kämpfen aussetzen wolle, das einmal Geschehene anzunehmen habe, wodurch weder der Friede, noch die Theilung, welche man in Wien fast von allen Staaten der Welt gemacht, gefährdet würde. — Die sehr bedrohlich scheinende Abreise der Gesandtschaften erklärte sich übrigens, bis auf einen gewissen Punkt, vollkommen; beglaubigt für Ludwig XVIII. hatten sie keine Vollmacht für Napoleon. Aber Nichts hätte sie verhindert, neue Befehle abzuwarten; ihre Eile abzureisen, konnte daher nicht als Kriegserklärung angesehen werden; — jetzt war es von Wichtigkeit, eine solche Erklärung einem Irrthum des Wiener Congresses zuzuschreiben, der weder in Frankreich noch Wien populär war. Die einzig würdige und nicht herausfordernde Art, auf das Verfahren der auswärtigen Gesandtschaften zu antworten, war, die französischen Gesandtschaften ebenfalls zurückzurufen, da es unmöglich schien, mit Anstand dieselben bei Fürsten zu lassen, die ihre Verbindung mit Frankreich abgebrochen und welche theilweise aus Emigranten, unversöhnlichen Feinden des Kaiserreiches, bestanden. Caulaincourt richtete an die verschiedenen Gesandtschaftsglieder ein Cirkular, um ihnen zu eröffnen, daß man ihre Vollmachten zurückfordere und sie folglich auf das nationale Gebiet unverzüglich zurückkehren möchten. Sie wurden beauftragt, die Versicherung zu geben, daß Frankreich durchaus friedliche Gesinnungen hege und sich an die strenge Beobachtung der bestehenden Verträge halten werde. —

Man konnte in der gegenwärtigen Lage unmöglich anders handeln, — hatte übrigens ein verschiedenes Benehmen bei den verschiedenen Höfen zu beobachten,

mochte das Resultat sein, welches es wollte. Der Hof in Wien zum Beispiel stand außerdem, daß er der Sitz des Congresses war, zu Napoleon in verwandtschaftlicher Beziehung; es war vielleicht nicht unmöglich, daß sich hier ein Zugang eröffnete. Man wußte, daß Oesterreich sehr unzufrieden mit Rußland und Preußen war, daß es beinahe mit dem einen oder andern in Krieg gerathen und daß es mehr wie einmal beklagt, so viel zur Vergrößerung von Rußlands Macht beigetragen zu haben. Die Aussicht, in Paris einen durch das Unglück gebesserten Schwiegersohn zu haben, nach ihm, gestützt auf neue Institutionen, den Sohn einer Erzherzogin, der in friedlichen Gesinnungen erzogen worden, regieren zu sehen, war eine solche, die reifliches Ueberlegen erforderte und nach und nach Oesterreich auf andere Gesinnungen als die, welche die Erklärung des 13. März diktirte, bringen konnte. Ein Mann vermochte viel in dieser Beziehung und dieser Mann war Talleyrand. Gelang es, diesen zu gewinnen, dann war es möglich, den Wiener Hof selbst auf seine Seite zu bringen. Napoleon wußte nicht, wie weit Talleyrand in der Sache der Legitimität gekommen und besonders bis zu welchem Punkte er mit dem Wiener Hofe verbündet war, indem er der Eifersucht, welche ihm Metternich einflößte, nachgab. Jedenfalls war die Eroberung Talleyrand's ein schätzbarer Preis und aus diesem Grunde dachte man daran, ihm eine eigenthümliche Persönlichkeit, einen Weltmann, der sehr bekannt in den Salons, aber ungekannt in der politischen Welt war, zuzuschicken, einen Mann, welcher oft zu gewissen geheimen Verbindungen verwendet

worden, begabt mit seltenem Geiste, großer Kühnheit, den Contrast darbietend, der sich oft bei überlegenen Fähigkeiten und ungeordnetem Lebenswandel zeigt und welcher auf Talleyrand den Einfluß eines vertrauten Eingeweihten in alle Geheimnisse seines Lebens hatte. Diese Persönlichkeit war de Montrand, und wenn Jemand in Wien durchdringen, sich bei Talleyrand Gehör verschaffen, Marie-Louise und ihren Sohn entführen konnte, war er es, mit seiner Geschicklichkeit, seinen zahlreichen Verbindungen und seiner Vergangenheit ohne Gleichen. Gefangener von Napoleon, der ihn seiner satyrischen Reden wegen in Ham hatte einsperren lassen, war es ihm geglückt, zu entwischen und, mit den Bourbonen nach Frankreich zurückgekehrt, jetzt aus Abenteuerlust bereit, Alles zu versuchen, selbst zum Vortheile seines ehemaligen Verfolgers. Der Herzog von Otranto, als ehemaliger Meister, Betreffs geheimer Mittel und Wege, hatte den Vorschlag gemacht, Montrand zu verwenden, und Napoleon, genöthigt Auswege zu suchen, hatte darein gewilligt. Man gab diesem trefflichen Gesandten Briefe von Caulaincourt für Meneval (der bis dahin bei Marie-Louisen geblieben) und für verschiedene einflußreiche Personen mit. Man bevollmächtigte ihn unter allen Bedingungen, mit Denjenigen, welche den Frieden wollten, zu verhandeln, wie mit Talleyrand, Dalberg und andern. — In gleicher Weise bevollmächtigte man ihn, falls er zu Marie-Louisen gelangen könnte und sie geneigt fände, zu fliehen, ihr die Mittel hierzu zu verschaffen, und eröffnete ihm zu diesen Zwecken den nöthigen Credit, damit der Mangel an finanziellen Hilfsquellen der unerschöpflichen

Fruchtbarkeit seines Geistes kein Hinderniß in den Weg lege. Welch' dunkle Pfade mußte Napoleon wählen, um zu den Cabinetten zu gelangen, die er so lange beherrscht und gedemüthigt! Montrand reiste zugleich mit den Kurieren ab, welche beauftragt waren, das Circular hinsichtlich der Zurückberufung der französischen Gesandtschaftsposten zu überbringen; aber vorhersehend, daß es schwer war, über die Grenzen zu kommen, hatte er sich einen Paß als römischer Legationssekretär geistlichen Standes, geben lassen. So gelang es ihm, die europäische Polizei zu täuschen und den Weg nach Wien, den die französischen Kuriere nicht offen fanden, zurückzulegen.

Außer dieser geheimen Mission, machte man auch bei der Zurückberufung der französischen diplomatischen Agenten einige, durch die Convenienz und durch die Politik gebotene Ausnahmen. Serurier, der französische Gesandte in den vereinigten Staaten, blieb auf seinem Posten, vorerst Amerika's, das sich immer freundschaftlich gegen das Kaiserreich gezeigt und dann Serurier's selbst wegen, welcher sich sehr gewandt benommen. Die Legationssekretäre, die sich in der Schweiz, in Rom, in Konstantinopel befanden, erhielten den Auftrag zu bleiben und wurden mit dem Titel Geschäftsträger bezeichnet. Die Schweiz, jetzt, da sie eine Staatsverfassung hatte, schien eifersüchtig darauf, ihre Neutralität zu bewahren; und da diese Neutralität einen wichtigen Theil unserer Grenzen deckte, so verdiente sie, daß man sich bemühte, sie nicht blos zu stellen. Man wußte, daß der Hof in Rom unzufrieden war über den Eigensinn der Bourbonen hinsichtlich der Zurücknahme des Concordates;

deßhalb ließ man ihm, mit Preisgabe jedes Gedankens in dieser Art, die Garantie seines ehemaligen Gebiets, die Statthalterschaft Bologna und Ferrara im Kirchenstaate miteinbegriffen, anbieten. — Die Pforte anbelangend, ward de Rivière (von Ludwig XVIII. zum Gesandten in Konstantinopel ernannt) in Toulon zurückgehalten und Ruffin, unser ehemaliger Geschäftsträger daselbst, erhielt Instruktionen, welche ihm anbefahlen, auf alle Weise dem Sultan Mahmud zu schmeicheln. — Die wunderbare Rückkehr Napoleon's konnte wohl auf die empfängliche und abergläubische Einbildungskraft der Türken eingewirkt und sie der kaiserlichen Sache geneigt gemacht haben. Obgleich de Laval aus Madrid zurückgerufen ward, da man das Zerwürfniß kannte, das zwischen den beiden Häusern Bourbon bei Gelegenheit der Verhaftung Mina's auf französischem Gebiete stattgefunden, sandte man eilig einen Offizier ab, um über die Frage, den Austausch der Gefangenen betreffend, die seither unerledigt geblieben, zu verhandeln, und bevollmächtigte diesen Offizier, sich nicht auf den öffentlichen Gegenstand seines Auftrags zu beschränken. Würde die Coalition allgemein, so war es immer Etwas: Amerika, die Schweiz, den heiligen Stuhl, die Türkei und Spanien entweder zu Freunden zu haben oder sie neutral zu wissen. —

Napoleon ließ sich diese Mittel belieben, um sich sagen zu können, daß er Nichts vernachlässigt, und um Frankreich zu beweisen, daß er jeden persönlichen Stolz, dem Wunsche, Frieden zu erhalten, geopfert habe. Aber eigentlich zählte er nur auf seinen Degen, um den bösen Willen der Mächte zu besiegen. Auch

benützte er die Unterwerfung der Nord- und Ostprovinzen, um auf der Stelle den Plan seiner militärischen Vorbereitungen zu bestimmen. Am Abend des 20. März angekommen, hatte er am Morgen des 21. Marschall Davoust eingeladen, in das Ministeriums-Gebäude sich zu begeben, ihm die Kriegsbeamten bezeichnet, die am besten in dieser ausgebreiteten Administration bewandert waren, und dieselben in die Tuillerien bestellt, um ihnen seine ersten Befehle zu geben. Da er aus Erfahrung wußte, daß die Bildung der Armeecorps mehr Eile habe, als die Rekrutirung der Regimenter, weil, wenn die Corps einmal gebildet, Alles in Menge herbeieilen würde, fing er damit an, diese Bildung anzuordnen und für jedes einen vollständigen Generalstab zu ernennen.

Aus den Truppen, welche in den nördlichen Departements kantonirt waren, bildete er das 1. Corps; bestimmte ihm den Grafen Drouet d'Erlon zum Generalchef und Lille zum Aufenthalt. Die unter General Reille von Paris abmarschirten Truppen sollten das 2. Corps ausmachen; diesem bezeichnete er Valenciennes zum Versammlungsort, und sollte das bedeutendste sein, weil es bestimmt war, sich zuerst in die feindlichen Massen zu wagen. Obgleich er das Projekt hatte, von Maubeuge aus zu operiren, wies ihnen Napoleon ihren Platz doch ein wenig links an, das heißt in Valenciennes, um etwas besser seine Absichten zu verbergen. Das 3., dem

Aus den Briefen Napoleon's vom 25., 26., 27. und 28. März geht klar hervor, daß sein Kriegsplan in jener Zeit schon in seinem Geiste feststand.

Generale Vandamme anvertraute und um Mezières her kantonirte, begriff die in den Ardennen und in der Champagne zerstreuten Truppen in sich. Das 4., das unter General Gerard um Metz herum seinen Wohnsitz aufgeschlagen, ward aus den Truppen der Lorraine gebildet. Das dem General Rapp bestimmte 5. Militärcommando hatte Straßburg zum Sammelplatz und zu Bestandtheilen die elsässischen Regimenter. Die Corps boten in dieser Weise den Vortheil, jede unserer Grenzen zu decken und ihrer Lage zu Folge einer Zusammenziehung der Streitkräfte, welche Napoleon rasch dahin bringen wollte, zu dienen, und zwar ganz unversehens, vermittelst der gründlichen Berechnung, welche wir seiner Zeit kennen lernen werden. Maubeuge war der in seinem Geiste bereits festgestellte Mittelpunkt jener Truppenzusammenziehung, welche er in der Weise bewerkstelligen wollte, daß nicht nur die Flügel auf das Centrum, sondern auch das Hintertreffen dem Vordertreffen rasch zuzurücken vermochte, so daß also nicht allein in der Längenausdehnung, sondern auch in der Tiefe die Stellung eine gedrängtere wurde. Aus diesem Grunde entschloß er sich auch, aus den Truppen, welche er in Paris nothwendig hatte und welche über Soisson, Laon und La Fère rasch in Maubeuge versammelt werden konnten, ein sechstes Corps zu bilden. Dieses sechste Corps vertraute er dem Generale, Grafen von Lobau an, welcher zugleich die erste Militär-Division commandirte. Wir haben schon gesagt, daß, um die Revue zu passiren und die Disciplin in den Regimentern herzustellen, viele Truppen in der Hauptstadt unter dem Grafen Lobau versammelt waren,

wodurch es leicht wurde, ein zahlreiches tapferes Corps zusammenzusetzen, welches zugleich mit dem 1. in Lille, dem 4. in Metz abmarschirend, mit dem 2. und 3. in Malbeuge eine dichte Masse bilden sollte. —

Diesem 6. Corps fügte Napoleon noch die kaiserliche Garde bei, die er sich vorgenommen, in großem Maßstabe wieder zu organisiren. Er stellte die alte Garde in vier Regimentern, jedes aus vier Bataillonen bestehend (Grenadiere und Jäger mit inbegriffen), wieder her und errichtete die neue, aus zwölf Regimentern zu je zwei Bataillonen, denen er noch eine starke Cavallerie und die ehemalige Reserve-Artillerie, die sich in allen Schlachten des Jahrhunderts ausgezeichnet, beigab. — Napoleon schätzte, mit dem 6. und der Garde, eine Reserve von 50 Tausend Mann zu haben, welche mit den vier in Lille und Metz cantonnirenden Corps ihn hoffen ließ, an der Spitze von 150 Tausend Streitern (mehr oder weniger) je nach der Zeit, die ihm gelassen würde, um sich vorzubereiten, angreifen zu können und — da er auf keine Art sein Vorhaben und noch weniger, daß Solches von Maubeuge aus geschehe, kund gab, — so konnte sein Plan genugsam vorbereitet werden. —

Das 5. Corps im Elsaß sollte den obern Rhein decken und ein zweiter Punkt zur Truppensammlung werden, wenn sich der Krieg auf diese Seite wandte. Es sollte sich mit den Truppen vereinigen, die Napoleon bestimmt hatte, die Alpen zu bewachen oder gegen die Schweiz aufzutreten, wenn diese ihre Neutralität nicht bewahrte, oder gegen Italien, wenn Murat, wie man mit Recht glaubte, zu schwach wäre,

um allein die Oesterreicher im Schach zu halten. Dieses Corps, was außerhalb der Operationen des Nordens war, bedurfte eines Chefs, welcher keine leitende Hand nöthig hatte. Napoleon wählte Marschall Suchet. Er beabsichtigte später ein 7. Corps zu bilden, das die Seealpen, und endlich ein 8., das, wenn es nicht dazu diente, die für den Augenblick wenig gefährlichen Spanier, so doch wenigstens dazu gut war, den Süden von Frankreich im Zaume zu halten, dessen Stimmung immer verdächtiger ward. Er bestimmte das 8. Corps für General Clausel, gegenwärtig beauftragt, Bordeaux ihm wieder zu gewinnen. —

Indem er auf der Stelle die Bildung dieser Heeresabtheilungen anordnete, welchen er den Titel Observationscorps gab, um den Charakter einer Herausforderung zu benehmen, hatte Napoleon noch überdies drei Monate Zeit, dieselben zu organisiren, vor sich. Die Generale von Erlon, Reille, Vandamme, Gérard, Rapp, Suchet, welche in politischer und militärischer Hinsicht eine gute Wahl waren, erhielten Befehl, sich ohne Zeitverlust auf ihre Posten zu begeben und ihre Truppen außerhalb der Festungen zu versammeln. Jedes Regiment, das sich zu seinem Corps begab, lieferte alle verfügbare Mannschaft in seine beiden ersten Bataillone und ließ das Cadre des dritten in der Festung, um die Geschäfte der Depots zu besorgen. Da man eine große Anzahl halbbesoldeter Offiziere hatte, verordnete Napoleon die unverzügliche Bildung eines vierten, fünften und sechsten Bataillons in jedem Regiment. Wenn die durch die angegebenen Mittel herbeigerufene Mann-

schaft in ihren Depots angekommen wären, dann erst solle man das dritte Bataillon, das Kriegsbataillon geworden, vervollständigen. In gleicher Weise solle man mit den vierten und fünften Bataillonen verfahren. —

War diese einfache Organisation ausgeführt, dann mußte man sich die Mittel zur Rekrutirung verschaffen. Napoleon bewerkstelligte dies auf folgende Weise. —

Er hatte am 20. März 1815 180 Tausend Mann unter seinen Fahnen und 50 Tausend auf halbjährigem Urlaub, welche beim ersten Rufe die Effektivsumme auf 230 Tausend brachte. Dies war wenig und gleichwohl war man nur in Folge der durch Talleyrand von Ludwig XVIII. verlangten Bewaffnung zu dieser Zahl gelangt. Frankreich besaß glücklicherweise an Soldaten, die zurückgekehrt, oder an ihrem Heerde gelassen worden, eine ansehnliche Masse von Männern. Wenn man sich erinnert, was (Band XVIII) über die Bildung der Armee unter den Bourbonen gesagt wurde, wird man vollkommen verstehen, was hier dargethan wird. —

Zur Zeit der Abdankung Napoleon's gab es in Frankreich und im übrigen Europa die nachfolgenden Zahlen französischer Soldaten aller Waffengattungen, die Einen Armeekorps bildend, die Andern als Garnisonen in den entfernteren Festungen liegend, oder als Gefangene in den Händen des Feindes verblieben. Napoleon hatte 65 Tausend Mann unter seinem direkten Commando, General Maison 15 Tausend, Marschall Soult 36 Tausend, General Decaen 4 Tausend, Marschall Suchet 12 Tausend, Marschall

Augereau 28 Tausend; zusammen bildeten 160 Tausend Streiter die aktive Armee. Die innern Festungen erhielten 95 Tausend, was den wirklichen Bestand auf französischem Gebiete auf 255 Tausend erhob. Es waren ferner 24 Tausend Mann in den Garnisonen von Katalonien, 30 Tausend in denen von Piemont und von Italien, dann 32 Tausend zur Vertheidigung der Etsch unter dem Prinzen Eugen, welche nach Frankreich durch General Grenier zurückgeführt worden. In Magdeburg, Hamburg und in den verschiedenen deutschen Städten waren 60 Tausend Mann und 40 Tausend in den durch die Uebereinkunft des 23. April übergebenen Vesten (wie Antwerpen, Wesel, Mainz ꝛc.), was eine Totalsumme von 186 Tausend Mann für die Garnisonen von Spanien, Italien, Deutschland und Belgien ausmachte. Schließlich mußte man 130 Tausend Gefangene aus Rußland, Deutschland und England, wenn die Zahl derselben nicht noch größer war, zurückerhalten. Hätten sich alle diese Soldaten im Innern des Landes befunden, so würde man eine ansehnliche Waffenmacht gehabt haben, denn, unabhängig von ungefähr vierzig Tausend Mann Gensd'armerie, Veteranen und Generalstab, die man in der französischen Berechnung immer der eigentlichen Totalsumme zufügen muß, hätte sie aus 600 bis 610 Tausend, der Mehrzahl nach an das Kriegsleben gewöhnter Soldaten bestanden, die mindestens zur Hälfte alle französischen Kriege mitgemacht hatten. Hätte Napoleon im Jahre 1815 das ganze genannte Heer um sich gehabt, so wäre er und mit ihm Frankreich unbesiegbar gewesen. Aber was war während des

Friedens aus dieser Masse von Menschen geworden?

Nach der Abdankung Napoleon's in Fontainebleau war das Desertiren, wie man gesehen, unter den Soldaten eingerissen. Die Einen hatten aus patriotischem Unwillen, die Andern aus Abneigung gegen den Dienst, von dem sie nur das Schauderhafte kannten, die Fahne verlassen, deren Gewalthaber selbst kein großes Interesse dabei fanden, sie zu vertheidigen. Man schätzt, daß 170—180 Tausend Mann in jener Zeit desertirten, sei es bei den stationirten oder heimkehrenden Truppen. Es wären sonach noch 420 Tausend in den Reihen geblieben, aber das Budget der Restauration erlaubte, wie schon gesagt, kaum ein Drittel davon zu bezahlen. Man mußte sich also durch verschiedene Mittel von den Uebrigen befreien. Man schickte 25 Tausend Mann nach Hause, welche durch Uebergabe des Gebiets Fremde geworden. Man verabschiedete Diejenigen, welche der Conscription von 1815 angehörten, wodurch abermals 46 Tausend wegkamen, endlich gab man 115 Tausend jeden Alters ihren bestimmten Abschied, indem sie zur Genüge ihre Schuld dem Vaterlande entrichtet hätten, oder sich im Staatsdienst mehr oder minder große Gebrechlichkeit zugezogen. So war der wirkliche Stand auf 230 Tausend Mann reduzirt, welche, so arm man auch war, doch bezahlt werden konnten; der Kriegsminister entließ noch 50 Tausend auf halbjährigen Urlaub, was den Effektivstand der wirklich unter den Fahnen befindlichen auf 180 Tausend hervorbrachte.

Dies war die genaue Zahl der französischen Streitkräfte am 20. März 1815; 180 Tausend Mann

unter den Fahnen und 50 Tausend in Urlaub, welche auf einen Befehl des Kriegsbureaus unverzüglich sich einfinden konnten. Die erste Maßregel war diese: 50 Tausend Mann einzuberufen; aber wenn man sie auch einrief und dadurch wirklich 230 Tausend Mann erhielt, so war es doch unmöglich, die sämmtlichen drei ersten Kriegsbataillone zu bilden, jedes zu 500 Mann, und noch weniger konnte man mit der Bildung der vierten und fünften Bataillone beginnen. — Die durch Napoleon verhaßt gewordene und von den Bourbonen aufgegebene Conscription konnte nicht angewendet werden, ohne die traurigsten Erinnerungen zu wecken. Noch blieb die Hilfsquelle: aus der ungeheuern Menge der zurückgekehrten und auf dem ganzen Gebiete zerstreuten Soldateska zu nehmen. Aber die Mehrzahl der jüngst aus der Fremde zurückgekehrten, gesinnungstreuen und kriegserfahrenen Leute waren unter den Fahnen; denn, um sie placiren zu können, hatte man die andern weggeschickt. Man konnte sich weder an die definitiv Entlassenen wenden, indem sie vollständig frei waren, noch an die als Ausländer Verabschiedeten und verlor mithin 115 Tausend Mann. Es blieben nun die Desertirten und als letzte Hilfsquelle: die Conscribirten von 1815. Man hatte Diejenigen, welche desertirt waren, als „ohne Sold in Urlaub Gegangene" betrachtet, um nicht gegen sie handeln zu müssen. Man konnte sie also zurückberufen und von ungefähr 160 Tausend, in Frankreich Gebliebenen, hoffte man die Hälfte zu bekommen, das heißt 80 Tausend, was den Effektivstand auf 230—310 Tausend Mann, oder 300 Tausend Mann in runder Zahl hob. Aber diese Anzahl

war noch zu ungenügend, man mußte zur Conscription von 1815 zurückgreifen. Diese Conscription war durch Decret von 1814, das kein Akt vernichtet hatte, verordnet worden. Man war folglich berechtigt, sie einzurufen und sich ihrer zu bedienen, vermittelst eines Beschlusses von dem Staatsrathe, der leicht zu erhalten war. Dies waren ungefähr 140 Tausend Mann, welche durch königliche Verordnung entlassen waren. Brachte man den Mangel an Zeit und den bösen Willen mancher Provinzen in Anschlag, so konnte man auf nicht mehr als 100 Tausend Mann rechnen, wodurch die Totalsumme des Linienheeres auf 400 Tausend Mann kam, wobei viel werth war, daß die Mehrzahl schon längere Zeit unter den Fahnen gestanden, oder einen Krieg mitgemacht hatte. —

Sollte eine solche Armee genügend sein, um der Coalition zu widerstehen, so mußte man sie durchaus in ein aktives Heer verwandeln, das keine Festungen zu vertheidigen brauchte. Es bot sich ein Mittel, das Napoleon auf der Stelle sah, dies war ein Auftrag an die Nationalgarde, in der Art abgefaßt, daß er nur den dienstfähigen Theil inbegriff und nur in denjenigen Provinzen statt hatte, welche von einem glühenden Patriotismus beseelt waren. Von dieser Zeit an existirte in Frankreich ein Beschluß, der eine solche Wahl gestattete. Man bildete besonders auserlesene Compagnien unter der Benennung Grenadiere und Jäger (eine den Infanterieregimentern entlehnte Art). Die lokalen Behörden, mit der Aushebung betraut, besaßen auch die Macht, in diese Compagnien nur die jungen kräftigen Leute, die Freude am Militärstande, Manche sogar schon gedient

hatten, die weder verheirathet, noch ihrer Familie nöthig waren, einzuverleiben. Man hatte es schon 1814 also gemacht und bei Sère-Champenoise ein Beispiel gesehen, was der Art ausgewählte Nationalgarden vermögen. Mit gutgewählten Rekrutirungskomité's für jedes Arrondissement, war es leicht — indem man ehemalige Militärs und Bürger, welche sich durch die Lebendigkeit ihrer Gesinnungen auszeichneten, verwandte — Bataillons zu bilden, jedes von 5 bis 600 Mann, die sich alle sehr gut zum Dienste eigneten. Die große Zahl halbbesoldeter Offiziere trug viel zur Hebung dieser Bataillone bei, sowie auch zur Bildung guter Cadres. Napoleon hatte berechnet, daß, wenn er auf diese Weise den dreißigsten Theil der Bevölkerung aushob, man fast eine Million Mannschaft zusammenbrächte, und wenn dieser Aufruf nur auf die Grenzprovinzen beschränkt blieb, welche, erbittert durch den letzten Einfall und überdies Nachbarn der Festungen, um deren Besatzung es sich handelte, waren, man leicht 400 Bataillone, welche nur zu 500 Mann jedes, 200 Tausend Soldaten ausmachten, erhalten konnte. — Es würde ferner nicht schwer sein, die Lothringer zu bewegen, Thionville, Nancy und Metz, — die Elsässer, Straßburg, die Hochburgunder Besançon und die Dauphinéer Grenoble, Embrun, Briancon zu vertheidigen. Beschränkte man sich für den Augenblick auf den Ardennenwald, auf Champagne, Bourgogne, die Lorraine, das Elsaß, Franche-Comté, Lyon, Auvergne und Dauphiné, so war die Zusammenziehung von 200 Tausend Mann für auserlesene Compagnien gewiß, und über das ganze Linienheer konnte unumschränkt verfügt werden. Zu-

dem daß die Mannschaften in den Festungen ausgezeichnete Garnisonen bildeten, konnten Diejenigen wenigstens, welche am besten organisirt waren, Reserve-Divisionen bilden, fähig, den aktiven Armeen nützlich zu werden und selbst in ihren Reihen zu marschiren. Die Armee wäre dadurch entschädigt für das, was sie in ihren Depots gelassen, und könne somit auf ihren Effektivbestand von 400 Tausend Mann, was in der Hand Napoleon's genügend war, um die Coalition zu vernichten (vorausgesetzt, daß man zu all diesen verschiedenen Errichtungen die erforderliche Zeit fände, gebracht werden. — Frankreich war also in der Lage, Europa 600 Tausend Streiter entgegenzustellen, von denen 400 Tausend aktive Truppen und 200 Tausend in den Garnisonen lagen. Diese Zahl genügte für einen noch so blutigen Feldzug, und fiel derselbe günstig aus, dann war es wahrscheinlich, daß die Coalition einen solchen nicht zum zweiten Male zu Stande brachte. Es war leicht möglich, wenn man sich nicht allzu begehrlich zeigte, einen Frieden zu erzielen, ungleich vortheilhafter, als derjenige von Paris. —

Napoleon, dessen administrative Erfahrung ihn lehrte, wie und in welchem Augenblicke er jede Sache ausführen mußte, schrieb diese verschiedenen Maßregeln nach bestimmten Ordnungen vor. Hätte er versucht, sie alle zumal zu unternehmen, so wäre außer viel Verwirrung eine lebhaftere Erregung in den Gemüthern erzeugt worden, als es ihm gut dünkte hervorzubringen. Er wollte Nichts verbergen, aber er wollte auch nicht gleich am nächsten Morgen nach seiner Ankunft das Signal zu einer Erhebung der

Massen geben; denn man hätte nicht verfehlt, den verzweifelten Aufruf an die Ergebenheit des Landes seinem Geschmack, anstatt der Nothwendigkeit zuzuschreiben.

Aus diesem Grunde entschloß er sich, seine Operationen mit dem Einberufungs-Befehle an die auf halbjährigen Urlaub entlassene Mannschaft zu beginnen. Einige Tage nachher sollte ein Dekret diejenigen Militärs unter die Fahne rufen, welche sie ohne Ermächtigung verlassen, und endlich sollte der Staatsrath die Frage entscheiden, ob das Dekret, welches die Conscription von 1815 angeordnet, noch rechtsgültig wäre. Hätte man verlangt, diese drei Operationen zugleich auszuführen, so würden die Lokalbehörden sammt der Gensd'armerie nicht genügt haben, und nur einige Tage Zeit zwischen jeder, war ohnehin nicht zu viel. Uebrigens waren auch die in halbjährigen Urlaub entlassenen Soldaten, sowie die ehemaligen Militärs, welche den Fahnen entflohen, mehr oder weniger in der Waffenführung bewandert und konnten, sobald sie montirt und armirt waren, gleich am Tage ihrer Ankunft in den Kriegsbataillonen figuriren. —

Napoleon, der sich vorgenommen, die kaiserliche Garde wieder in's Leben zu rufen, ließ die Cadres nach Paris kommen, und um den ehemaligen Militärs ein Motiv zu geben, Dienste zu nehmen, bestimmte er, daß alle kräftigen Männer, welche die Waffen schon getragen und in die Garde einzutreten wünschten, in die zwölf Regimenter der neuen Garde, welche man gründete, eingereiht würden. Dadurch

konnte man zwölf bis fünfzehn Tausend herbeiziehen.

Da er nicht ein einziges Truppencorps zu einem Nebendienst benützen wollte, befahl Napoleon, alle in Toulon verfügbaren Schiffe nach Corsika zu befehligen, um damit drei Infanterieregimenter, welche sich dort befanden, nach Frankreich zurückzuführen. Er benützte den Umstand, daß die Engländer noch immer die weiße Fahne schonten, und behielt dieselbe auf den Schiffen des Staates, während er hingegen nichtsdestoweniger die Mannschaft die dreifarbige Cocarde nehmen ließ. Dank dieser List konnte er mit diesen drei Regimentern das siebente Armeecorps vervollständigen, das, aus Mangel an Hülfsquellen, bisher nur im Projekte bestanden. —

Nachdem er diese Sorgfalt auf die Infanterie verwandt, beschäftigte er sich mit der Cavallerie, welche, vorausgesetzt, daß sie hinreichend Pferde erhielt, wieder prächtig werden mußte. Es war die Möglichkeit vorhanden, in die Cavallerie nur für den Militärdienst gebildete Personen aufzunehmen, was bei dieser Waffe um vieles wichtiger ist als bei der Infanterie. Die hundertachtzig Tausend Mann, welche der Effektivbestand der Armee des 1. März waren, begriffen zwanzig Tausend Reiter in sich. Napoleon entschloß sich sogleich, die Reiterei auf vierzig und, wenn er könnte, auf fünfzig Tausend Mann zu bringen. Die königliche Verwaltung hatte versäumt, vier Tausend Pferde auszuheben. Er befahl das Versäumniß unverzüglich nachzuholen und stellte das große Depot in Versailles wieder her, das unter der Leitung des General Bourcier ihm im Jahre 1814 so nützlich ge-

wesen. Er befahl diesem Generale, sich auf der Stelle nach letztgenanntem Orte zu begeben, sich aller Lokale, die er im Jahre vorher besessen, wieder zu bemächtigen und daselbst in Masse Pferde und Sattelzeug unterzubringen. Er eröffnete ihm einen Kredit von mehreren Millionen, um die Pferde, welche die Bauern herbeiführen würden, baar zu bezahlen. Wenn man auch die Cavallerieregimenter zu Fuß nach Versailles schickte, so war man doch versichert, daselbst das Nöthige zu finden, um alles Fehlende zu ergänzen, und da die active Armee zwischen Lille und Paris organisirt wurde, so hatten sie keinen weiten Weg, um sich so rasch als möglich vollständig zu equipiren. Napoleon hoffte, aus den verabschiedeten Haustruppen zwei oder drei Tausend zugerittene Pferde zu erhalten; er hatte sogar vor, einige Tausend davon von der Gensd'armerie zu nehmen, indem man unverzüglich den Gensdarmen den Werth derselben zurückerstattete. Endlich schickte er Cavallerieoffiziere von Paris ab, welche, das Land bereisend, ihm für Geld zehn oder fünfzehn Tausend Pferde zuführen sollten. Durch die Erfahrung, welche er auf seinem Marsche von Juan nach Grenoble machte, war er sicher, daß man dieselben finden würde, wenn man mit Geld in der Hand käme. Er ließ sich zur Regel dienen, daß in Nothfällen man durch Veränderung der Mittel Manches erreicht, daß, wenn es nicht das Eine, so doch das Andere ist, was die dringend benöthigten Gegenstände verschafft. Die Artillerie ist diejenige Waffengattung, welche die meiste Zeit zur Herstellung und Ausbildung erfordert, selbst wenn das nöthige Material vorhanden. Er

schrieb vor, die Kanonen aus den Arsenalen zu nehmen und davon zu jedem Armeecorps zu verbringen; es war eine große Anzahl ehemaliger Artillerie-Pferde, welche bei den Bauern in Depot gegeben worden, bei denselben verblieben. — Napoleon befahl sie zurückzunehmen und auf der Stelle die nöthige Anzahl dazu zu kaufen, um eine mächtige Artillerie zu Stande zu bringen, welche nicht weniger als drei Stücke auf tausend Mann haben sollte. Endlich verordnete er die Bildung eines Artillerieparks von 150 Feuerschlünden, um die ehemalige Reservegarde wieder einzurichten. —

Nachdem er sich mit der Bildung der Armee beschäftigt, wandte Napoleon seine Aufmerksamkeit den Festungswerken zu. Er hatte an dem unglücklichen Tage des 30. März 1814 die bedeutende Rolle, welche die Hauptstadt berufen war, in der Vertheidigung des Kaiserreichs zu spielen, schätzen gelernt und war entschlossen, Paris mit so soliden Festungswerken, als in 3 Monaten möglich war, zu umgeben und auf diese Werke eine ansehnliche Zahl von Kanonen zu pflanzen. Die Erfahrung hatte ihn ebenfalls gelehrt, welche Aufmerksamkeit er bei einem Einfalle den Festungen La Fère, Soisson, Chateau, Thierry, Langres, Béfort widmen mußte. Er nahm sich vor, soviel die Zeit erlaubte, sie besser zu befestigen, und da er noch andere Punkte im Auge hatte, welche gegenwärtig nützlicher werden konnten, so bildete er eine Commission aus Generalen, um eine rasche Untersuchung der Grenze vorzunehmen und die Städte, die Gebirgspässe und die Wälder, welche zum Widerstand geeignet schienen, zu bezeichnen. Die großen Festungen

anbelangend, welche schon längere Zeit als die Schutzwehren des Gebiets betrachtet wurden, befahl er deren Ausbesserung, Bewaffnung und deren Verproviantirung, mit einem Worte, sie in vollständigen Vertheidigungszustand zu setzen. —

Die Marine bot in ihrem gegenwärtigen Zustande keinen Nutzen, denn ein Seesieg, hätte man ihn auch davon getragen, würde Paris nicht geschützt haben. Mit seinem gewohnten schöpferischen Geiste gedachte Napoleon, die Marine zum Schutze des Gebiets zu verwenden, was den doppelten Vortheil bot, den Matrosen Brod zu verschaffen, dessen sie bei einer Schließung des Meeres beraubt wurden und die robusten Arme von sechzig Tausend Mann, ebenso eifrig wie tapfer, sich zu Nutze zu machen. Er bestimmte, daß man zwanzig Regimenter unter den Seeoffizieren daraus bildete, daß man einen Theil an dem Uferlande lasse, um die Häfen und Küsten zu bewachen, und dreißig Tausend in die Umgebung der Hauptstadt legte, um zu deren Vertheidigung beizutragen. Er hatte unter Anderm die Absicht, einige Tausend Kanoniere der Marine auf die Festungswerke von Paris zu vertheilen und ihnen zwei oder dreihundert Kanonen von großem Kaliber zu geben, welche von Brest, Cherbourg, Dünkirchen und allen Küstenstädten herbeigebracht werden sollten.

Nun blieb noch die Bekleidung und Bewaffnung dieser zahlreichen Militärmassen übrig. Erstere bot eine große Schwierigkeit wegen der Kürze der Zeit. Mit Geld konnte man diese Schwierigkeit heben. Napoleon ließ die gewöhnlichen Lieferanten rufen und ließ ihnen sechzehn Millionen, die man ihnen schuldete

und welche die Restauration nicht berichtigt, sofort ausbezahlen. Es sollten nun ungesäumt in Paris und den Hauptstädten außerordentliche Werkstätten errichtet werden und mit Hilfe einer unausgesetzten Ueberwachung hatte man Hoffnung, den dringendsten Bedürfnissen zu begegnen. Napoleon verlangte für jeden Soldaten der Linie einen Regenmantel mit Kappe, eine Weste und ein Paar Beinkleider; für die Nationalgarde hatte er eine Uniformsblouse angenommen, welche zum Dienste in den Festungen genügen konnte. —

Die Bewaffnung war noch schwieriger. Napoleon erinnerte sich, daß die Flinten in dem letzten Feldzuge gemangelt und daß deßhalb zwanzig Tausend Mann der Vorstädte nicht zur Vertheidigung der Hauptstadt herbeigezogen werden konnten. Er hoffte, wie wir gesehen, die Linienarmee auf 310 Tausend Mann zu bringen; da er aber noch auf 200 Tausend Nationalgarde zählte, so sollte sich die Gesammtzahl der Landesvertheidiger, mit den Matrosen, auf 660 Tausend Mann belaufen.

Er bedurfte also mindestens 600 Tausend Flinten auf die ersten Tage des Juni, als dem Zeitpunkte, von dem er vermuthete, daß die Feindseligkeiten beginnen würden. Es waren ungefähr 200 Tausend da, theils in den Händen der Soldaten, theils in den Depots. In den Magazinen befanden sich 150 Tausend neue, was man dem Herzoge von Berry verdankte, welcher unaufhörlich auf die Fabrikation von Feuerwaffen gedrungen. Man mußte sich folglich noch 250 Tausend verschaffen. Die aus der Fremde zurückgekehrten Soldaten hatten eine große Anzahl

von Flinten mitgebracht, die mittelst einiger Reparaturen in Stand gesetzt werden konnten. Aber die Flinten waren auf allen Grenzen vertheilt und sehr oft an Orten, wo es unmöglich war, Werkstätten einzurichten. Napoleon entschloß sich, sie nach Paris verbringen zu lassen, woselbst er schon 40 Tausend zum Repariren hatte und wo die Mittel zur Reparation durch die Gründung neuer Werkstätten jetzt schon genügend vorhanden waren. Er vertheilte die andern zwischen den Festungen von Grenoble bis Straßburg und von Straßburg bis Lille.

Napoleon zählte darauf, daß in zwei Monaten 200 Tausend reparirt und 50 Tausend fabricirt würden. Er schmeichelte sich auf diese Weise die Zahl von 600 Tausend, deren er bedurfte, zu erreichen, denn sein fernerer Plan war, in den letzten sechs Monaten des Jahres 1815 die Fabrikation der neuen Flinten auf mindestens 300 Tausend zu bringen, um für den Verbrauch vorgesehen zu sein und sich dadurch in den Stand zu setzen, neue Arme zu bewaffnen. Den Fabrikanten des Staates wurden rückständige 1800 Tausend Franken, die man ihnen schuldete, ausbezahlt und ihnen alle Vorräthe zur Verfügung gestellt, deren sie bedurften. Sämmtliche Werkstätten standen unter der Aufsicht und Leitung von Artillerieoffizieren.

Louis, der gewandte Finanzminister der ersten Restauration, hatte, ohne zu wissen, für wen er arbeitete, die finanziellen Mittel vorbereitet, deren sich nun Napoleon bediente, um sich der Vertheidigung des Landes zu versichern. Dank dem Frieden und der muthigen Aufrechthaltung der indirekten Steuern,

hatte Louis die Erhebung der gewöhnlichen Steuern wieder eingeführt, und ihren Ertrag in den Schatz fließen lassen. Ueberdies durch seine Pünktlichkeit die Staatsschulden zu amortisiren und durch die glückliche Zusammenstellung der durchgesehenen Rechnungsabschlüsse hatte er sich mit seltener Gewandtheit die schwebende Schuld zu Nutze gemacht, welche erlaubte, auf die Einkünfte des Jahres im Voraus Summen aufzunehmen und auf diese Weise dem Schatzamte eines großen Staates die Verfügbarkeit über alle seine Hilfsquellen verschafft. Dieser Minister hatte also, indem er sich zurückzog, außer der regelmäßigen Einnahme der gewöhnlichen Steuern, die Möglichkeit, im Voraus den Betrag von fünfzig bis sechzig Millionen auf Anweisung des Schatzes zu schöpfen, hinterlassen. Diese Hilfsquelle, nebst der der laufenden Steuern genügte für die ersten Monate, denn die Ausgaben waren zu jener Zeit nicht, was sie heute geworden. In drei Monaten mußte man Frieden oder eine entscheidende Schlacht haben, nach welcher, wenn man Sieger blieb, man keineswegs in Verlegenheit gerieth, um im Budget die vorher verbrauchten Summen zu ersetzen. —

Durch diese und glückliche Krediteröffnung, die man der Promptheit des Barons Louis verdankte, hatten Mollien und Gaëta Alles auf dem Laufenden gefunden und waren dadurch in den Stand gesetzt worden, fünfzig Millionen zu verausgaben, außer dem laufenden Ertrage. Dies war Alles, was für die schöpferische und ordnende Hand Napoleon's nöthig war, um die erste Bewaffnung bestreiten zu

können, ohne zu außerordentlichen und beunruhigenden Mitteln schreiten zu müssen. —

Dank diesen vereinigten Mitteln, war Napoleon so ziemlich gewiß, in einigen Monaten 400 Tausend Mann aktive Truppen und 200 Tausend Garnisons-Truppen, die einen wie die andern, mit dem nöthigen Materiale versehen zu können.

Wer einen Begriff von der Staatsverwaltung hat, der wird leicht aus dem soeben Erzählten erkennen, daß an den Vorbereitungen Napoleon's nicht ein Gegenstand fehlte, aus welchem eine große Bewaffnung besteht; Alles war vorhergesehen und angeordnet, mit einer Sicherheit in der Wahl der Mittel, die nur einem großen, in Erfahrung gereiften Genie eigen sein kann. Man muß beifügen, daß in der Ausführung dieser Maßregeln man mit der größten Sorgfalt hinsichtlich der Politik Rücksicht nahm.

Die unmittelbare Bildung der Armeecorps, so wesentlich für ihre gute Organisation und so viel wie möglich bemäntelt durch die Benennung, „Observationscorps", die Einberufung der halbjährig Beurlaubten, die augenblickliche Bildung der vierten und fünften Bataillons, die Wiederherstellung der Depots in Versailles, die Waffentransporte in die Ausbesserungsorte, endlich die Errichtung von Bureaus, aus denen die Nationalgarde hervorgehen sollte, waren dringende Maßregeln, die man um keinen Preis hinausschieben durfte. Aber sie boten den Vortheil, daß sie in den ersten Augenblicken durch die einfache Administrativ-Verwaltung ausgeführt werden konnten. In zehn oder fünfzehn Tagen, wenn die Lage der Dinge sich mehr geklärt, wenn man die ausgesproche-

nen Feindseligkeiten Europa's nicht mehr zu verbergen hatte, wenn man das Land davon in Kenntniß setzen und, weit entfernt, dessen Beunruhigung zu fürchten, man es im Gegentheile durch die nahe Gefahr aufwiegeln mußte, konnten die Maßnahmen unmöglich mehr im Geheimen ausgeführt werden. Die Einberufung und die Auswahl der ehemaligen Deserteurs, die Mobilmachung der Nationalgarde, der Beschluß des Staatsrathes über die Conscription von 1815, die Aushebung von Pferden, die Gründung außerordentlicher Werkstätten, die Inangriffnahme der Festungswerke um Paris fanden statt, ohne einen Tag Verlust. — Da nun diese Maßregeln nur verwaltungsmäßig, eine nach der andern, kommen konnten, und das Aufsehen, welches sie machten, damals gegen die Absichten nicht verstieß, so gebot jetzt die Politik, laut zu sprechen. —

Am 24. März, vier Tage nach seinem Einzuge in Paris, war Napoleon versichert, daß die Bourbonen das Gebiet geräumt. Am 25., 26. und 27. März wurden die oben erwähnten Beschlüsse gefaßt und direkt an die obersten Vorgesetzten der Kriegsbureaus gesandt, selbst noch ehe Marschall Davoust sich mit den Männern und den Dingen, welche sein Ministerium inbegriff, bekannt machen konnte. Erwartend daß der Kriegsminister auf dem Laufenden wäre, wurden die Maßregeln zur Bewaffnung von Frankreich bestimmt und angeordnet, so daß nur die Ausführung unter der Leitung und Ueberwachung des unermüdlichen Herrschers zu folgen hatte. Denselben Eifer dem Ministerium des Innern zuwendend, zeigte Napoleon dem Minister Carnot eine ausgezeichnete

Wahl, die er zur Leitung der Bureaus der Nationalgarde getroffen, an, nämlich die des General Mathieu Dumas, welcher militärische und Civil-Eigenschaften in sich vereinigte und ausgezeichnet angewandt werden konnte bei der doppelten Natur der Miliz, welche er beauftragt war, zu organisiren. Er schrieb dem Generale Mathieu Dumas vor, auf der Stelle und ohne Lärmen die zur Mobilmachung der Nationalgarde bezüglichen Arbeiten vorzunehmen. — Napoleon beschäftigte sich auch mit der Revision der von den Bourbonen bewilligten Militärgarde, welche ehedem zu zahlreich war, als daß es möglich gewesen wäre, sie alle zu erhalten. Er setzte über diesen Gegenstand einige sichere und billige Prinzipien fest und übertrug einer Commission von Generalen, die sich des öffentlichen Vertrauens erfreuten, die Sorge, dieselben anzuwenden. Er entschied selbst die Frage hinsichtlich der Marschälle. In seinem Dekrete nämlich von Lyon, welches dreizehn Personen bei dem versprochenen allgemeinen Vergessen ausgenommen, befanden sich die Marschälle Marmont und Augereau. Er hatte nicht den Muth, hinsichtlich Augereau's dabei zu verharren, der, als er Gouverneur in Caen war, seine Proklamation von Lyon durch eine der heftigsten Proklamationen gegen die Bourbonen sühnte. Marschall Marmont anbelangend, bestand er jedoch darauf und ließ dessen Namen auf dem Dekrete; seine Ausführung wurde übrigens vertagt. Napoleon beschloß aus der Liste der Marschälle Oudinot, Victor und Saint-Cyr auszustreichen indem man ihnen eine ihren früheren Diensten angemessene Pension gab. Er dachte, indem er also handelte, weniger da-

ran, zu strafen, als denjenigen Ferien zu verschaffen, welche sich noch der Vertheidigung Frankreichs widmen wollten. Drei andere Generale, Berthier, Soult und Macdonald, befanden sich in einer ähnlichen Lage. Napoleon verschob bezüglich ihrer seinen Entschluß. Er war Berthier so sehr geneigt, daß es ihm schwer ward, strenge gegen diesen ehemaligen Diener zu verfahren; er ließ ihm deßhalb sagen, daß er sehr gerne seine Schwächen als Familienvater vergäße unter der Bedingung einer raschen Rückkehr nach Frankreich. Den Marschall Soult hielt er nicht für unbeweglich und glaubte ihn sehr erbittert gegen die Bourbonen, welche, nachdem sie ihn so ungewöhnlichen Widersprüchen ausgesetzt, so schlecht belohnt hatten. Hinsichtlich seiner traf er keine Maßregeln; ebensowenig in Bezug auf Marschall Macdonald, dessen noblen Charakter er zu würdigen wußte. Sein Plan war, sie, einen nach dem andern nach Paris zu ziehen, um ihnen anzubieten, sie zu verwenden mit Beibehaltung aller ihrer Würden. Die Marschälle Lefebre, Suchet, Davoust, Ney und Mortier, welche sich für das Kaiserreich ausgesprochen, sowie Masséna, an dem er nicht zweifelte, beabsichtigte er, nach ihren Verdiensten zu verwenden. In Bezug auf Marschall Ney ordnete er eine durch das Interesse des Marschalls und dasjenige des allgemeinen Dienstes gebotene Maßregel an. Ney empfand ein Unbehagen hinsichtlich seines entgegengesetzten Betragens, das er in Fontainebleau und Lons-le-Saulnier beobachtet, und die Vorwürfe, die er verdient, glaubte er, auf den Gesichtern Aller, denen er begegnete, zu lesen. Diese falsche Stellung regte ihn auf und rief irrige

Aeußerungen hervor. In der Thorheit Anderer seine Rechtfertigung suchend, ließ er bald über die Bourbonen, bald über Napoleon verdrießliche Reden hören, welche seiner eigenen Würde schadeten, und weßhalb es schwer war, ihn zu verwenden. Nun wollte Napoleon aber um keinen Preis sich der Dienste des Marschalls berauben, weßhalb er ein Auskunftsmittel ersann, und ihm den Befehle gab, die Grenze zwischen Dünkirchen und Basel zu besichtigen, mit der ausgebreitetsten Vollmacht über die Civil- und Militärbehörden, nebst dem besondern Befehle: Alles, was die Vertheidigung des Gebiets und die Zusammensetzung der Armee beträfe, bekannt zu machen. Ney hatte trotz der Verkehrtheiten seines Charakters einen großen Scharfblick in den Geschäften seines Berufes und konnte an der Grenze sehr nützlich werden, während er in Paris sich und dem allgemeinen Interesse nur geschadet hätte.

Während diese auf die allgemeine Bewaffnung Frankreichs bezüglichen Verordnungen vom 25—27. März getroffen wurden, hatte man öfter Nachrichten aus dem Süden des Kaiserreiches erhalten. Napoleon vernahm, daß im Osten Alles zur Unterwerfung geneigt wäre, wenigstens für den Augenblick, aber daß im Süden, besonders zwischen Marseille und Lyon, die Royalisten Fortschritte machten. Obgleich er sich darüber keinen Kummer verursachte, wollte er doch den Umtrieben, welche seine Kriegsvorbereitungen stören konnten, ein Ende machen. Er befahl dem General Morand, zwei mobile Colonnen, die Loire entlang, hinab zu beordern, die eine auf dem linken, die andere auf dem rechten Ufer, jede derselben aus

einem Infanterie- und zwei Cavallerie-Regimentern bestehend, und unerbittlich jede aufrührerische Bewegung zu unterdrücken. Er schrieb ihm ferner vor, die Infanterie-Regimenter von dem Küstenlande zu nehmen und dieselben dem Generale Clausel zuzuschicken, damit diese bei der Unterwerfung von Bordeaux behilflich wären. Er ließ General Grouchy zu sich rufen, welcher sich offenkundig mit den Bourbonen verfeindet hatte bei Gelegenheit der Verleihung der Generals-Würde, die auf die Prinzen von Geblüt übertragen worden, und beauftragte ihn, sich nach Lyon zu begeben, um das Unternehmen des Herzogs von Angoulême zu kreuzen. Er empfahl ihm, mit Schnelligkeit und Kraft zu verfahren und dem Prinzen eine andere Behandlung zu Theil werden zu lassen, als diejenige, die man ihm seither angedeihen ließ. „Aber", frug der General, „wenn der Prinz in meine Hände fällt, was soll ich dann thun?" „Ihn festnehmen und seine Person respektiren", sagte Napoleon, „denn ich will, daß Europa über den Unterschied urtheilt, zwischen mir und den gekrönten Banditen, welche einen Preis auf meinen Kopf gesetzt." Diese Worte bezogen sich auf die Erklärung des 13. März, welche im Namen der in Wien vereinigten Herrscher geschah, und gaben Zeugniß von den Empfindungen, die dieselbe in ihm hervorgerufen. — Napoleon schwieg einen Augenblick, dann, nachdem er noch einmal Alles erwogen, fuhr er fort: „Man könnte vielleicht diesen Prinzen zum Austausch bei den fremden Höfen verwenden und ihn geben, damit man mir meinen Sohn und meine Frau zurückgibt." Bald, auf diese Idee verzichtend, aus

dem Grunde, daß man vielleicht nicht so viel Gewicht auf den Herzog von Angoulême legte, um einen solchen Tausch zu bewilligen, kam Napoleon auf seine ersten Verhaltungsmaßregeln zurück. „Vertreiben Sie“, sagte er, „den Prinzen aus dem Gebiete, haben Sie die größte Rücksicht für ihn, wenn Sie ihn gefangen bekommen; schreiben Sie mir unverzüglich; schicken wir ihn frisch und gesund zurück, mit dem Verlangen übrigens, daß man uns die Krondiamanten wieder erstatte, die voriges Jahr in meinem Besitze waren, die ich mich beeilte, zurückzugeben, und die weder Ludwig XVIII., noch mir, sondern Frankreich gehören.“ —

Nachdem er diese Worte gesprochen, sandte Napoleon auf der Stelle General Grouchy ab und, obgleich er ihm nicht mißtraute, ließ er ihn von einem seiner Adjutanten, in dessen Tapferkeit, Ehrlichkeit und Gewandtheit er vollständiges Vertrauen setzte, von dem Generale Corbineau begleiten. Er schrieb diesem vor, General Grouchy nicht zu verlassen, um ihn anzuspornen, oder je nach Bedürfniß zurückzuhalten. Er ließ zu gleicher Zeit eiligst eine Division des 6. Corps abmarschiren, welches durch den Grafen von Lobau organisirt war und sich besonders gut zur Verwendung im Süden eignete; denn es bestand aus Regimentern, welche sich mit den lebhaftesten Gefühlen für das Kaiserreich ausgesprochen; es waren das 7. Linien-Regiment (Regiment von La Bedoyère), das 20. und 24. (Regimenter der Garnison Lyon), endlich das 14., das zwischen Fontainebleau und Auxerre zu Napoleon übergegangen war. Diese vier Regimenter genügten, um den Aufruhr im Süden

zu dämpfen, und, diese leichte Aufgabe erfüllt, sollten sie den Kern des 7. Corps bilden, das zur Bewachung der Alpen bestimmt war. —

Aber die militärischen Maßregeln nahmen bei weitem nicht die ganze Aufmerksamkeit Napoleon's in Anspruch. Er mußte sich auch mit der innern Politik beschäftigen, sowie sich aussprechen in Bezug auf das gegen Frankreich zu beobachtende Regierungs-System. Schon bei der Revue am 21. und bei der einen oder der andern darauf folgenden, hatte er dieselbe Ansprache wie in Grenoble, Lyon und Auxerre an die Truppen gehalten. — Es war gekommen, wie er sagte, um den nationalen Ruhm wieder zu erheben, um streng die Prinzipien von 1789 herzustellen und Frankreich alle Freiheiten zu geben, die in seiner Macht lägen. Dieses an einige Municipale der Provinz und an einige Regimenter gerichtete Glaubensbekenntniß sollte nun bei höheren Behörden wiederholt werden, das heißt, dem Staatskörper gegenüber und zwar mit einer gebührenden Feierlichkeit, um die gegen Frankreich eingegangenen Verbindlichkeiten näher zu bestimmen. —

Napoleon hatte Sonntag den 26. März zum Empfange der großen Staatskörper bestimmt, um sie anzuhören und ihnen eine geeignete Antwort zu geben. Tags zuvor wollte er durch ein offenes Schreiben, welches seine Gesinnungen klar ausdrückte, zu den Geistern reden.

Nie hatte eine Regierung mehr als die seine die Bekanntmachung der öffentlichen Meinung unterdrückt. Er hatte sie zu Anfang seiner Regierung dadurch niedergehalten, daß aus Bewunderung Niemand sich

die Freiheit nahm, ein Urtheil zu fällen, und in der letzten Zeit durch eine furchtbare Polizei, die weder in den Journalen noch in den Büchern den Ausdruck eines andern Gedankens als den der Macht selbst, gestattete. Aber gegen das Ende seiner Regierung hatte Napoleon das Unpassende dieses drückenden Regiments gefühlt und mehr wie einmal den Herzog von Rovigo, den Polizeiminister, darauf aufmerksam gemacht, welcher seinerseits es anerkannt und gut geheißen hatte. — Das hauptsächlichste, aber nicht das einzige dieser Uebel hatte in dem Mißtrauen bestanden, daß man den Worten der Regierung selbst dann, wenn sie die Wahrheit sagte, keinen Glauben beimaß. In Kriegsereignissen z. B. hatte sich der Unglaube an die Behörden so weit gesteigert, daß man den fremden Berichten, wenn sie auch hundertmal unrichtiger waren, mehr Glauben schenkte, als den französischen. — Tief ergriffen von dieser allgemeinen Stimmung schrieb Napoleon an den Herzog von Rovigo im Jahre 1813: „Man glaubt uns nicht mehr, wir dürfen nicht mehr in unserm Namen sprechen; indem wir Andere sprechen lassen, müssen wir die Wahrheit sagen; denn nur sie kann uns retten.“ Napoleon hatte in der That auf die Verfassung von Bülletins im Jahre 1813 und 1814 verzichtet und sich darauf beschränkt, in dem „Moniteur“ Artikel unter folgender Form einrücken zu lassen: „Man schreibt uns von der Armee ꝛc.“

Diese traurige Erfahrung hatte Napoleon die Augen in Bezug auf die Preßfreiheit geöffnet. Wenn man übrigens in den Jahren 1813 und 1814 ihm plötzlich vorgeschlagen hätte, sich aus freien Stücken

den Angriffen der Presse auszusetzen und zwar den heftigsten Angriffen, wenn die ungezügelte Preßfreiheit einem zu argen Drucke unmittelbar folgte, dann hätte er sich sicherlich geweigert, wie man gegen ein empfindliches Leiden sich weigert, dessen unabweisbare Nothwendigkeit nicht geboten scheint. Aber er kam von der Insel Elba, woselbst er ein Jahr hindurch die abscheulichsten Angriffe aller Journale Europa's erduldet hatte. Nach solchen Erfahrungen hatte er Nichts mehr zu fürchten und, wie er geistreich bemerkte, hatte man über ihn nicht mehr viel zu sagen, während über seine Gegner noch sehr viel zu sagen blieb. —

Obgleich er die Uebel der Preßfreiheit nicht verkannte, so war er doch seinerseits durch die doppelte Erfahrung, welche er als Herrscher und Verbannter gemacht, bekehrt worden. Aber ein noch viel mächtigerer Beweggrund bestimmte ihn hierzu, ein Beweggrund, der bezüglich der innern Politik, ihm seine ganze Handlungsweise vorschrieb, es war die Nothwendigkeit, in allen Dingen den Gegensatz der Bourbonen zu bilden. Er hatte in der That für seine Rückkehr und für die Verdrängung der Bourbonen, selbst auf die Gefahr eines schrecklichen Krieges hin, keinen andern Entschuldigungsgrund, als den, der Handlungsweise derselben entgegen und verbessernd sich zu zeigen. Sie hatten den Ruhm Frankreichs sich nicht genug angelegen sein lassen, folglich mußte er ihn mehr denn je heben; sie hatten die Interessen, welche die Revolution geboren, anzugreifen versucht; deßhalb mußte man diese auf der Stelle für heilig

erklären; sie hatten die Freiheit nur zögernd gegeben, indem sie dieselbe auf jede mögliche Weise beschränkten, — folglich mußte man sie aus freiem Willen, vollständig und ohne Rückhalt geben mit einer ruhigen und sichern Miene, was auch daraus entstehen mochte, weil es das Schlimmste gewesen wäre, zu der Aussage Gelegenheit zu geben, man handle wie die Bourbonen, und es sich also nicht der Mühe gelohnt, sich derselben entledigt und Frankreich einer Revolution und, was noch ernster war, einem allgemeinen Kriege ausgesetzt zu haben. Namentlich die Censur erschien als Mangel an Rücksicht auf die Charte und als vollständig im Widerspruch mit dem Regierungs-System, welches zu bestätigen die Charte bestimmt war. Napoleon entschloß sich also, durch einen in den „Moniteur“ eingerückten einfachen Erlaß die Censur aufzuheben. Doch behielt er sich in Einzelheiten gewisse polizeiliche Maßregeln vor, welche das Gesetz später als weise und nothwendig anerkannte. Er bestimmte, daß für jedes öffentliche Blatt eine Persönlichkeit namhaft gemacht würde, welche für die in dem Blatte erscheinenden Artikel verantwortlich wäre und welche man seither verantwortliche Redakteure nennt. Es war Fouché, welcher diese Vorsichtsmaßregel ersonnen, weil er in seiner hochmüthigen Ueberzeugung, aus dem Menschen machen zu können, was er wollte, sich geschmeichelt hatte, indem er die Journale gleichsam personifizirte, sie alle zu seiner Verfügung zu haben. Napoleon glaubte nicht daran, aber er war zu diesem Wagestück entschlossen. — Der Erlaß erschien am 25. März.

Indem Napoleon den ganzen Staatskörper em-

pfangen wollte, konnte er die beiden Kammern nicht mit einbegreifen, da sie durch den Erlaß von Lyon aufgelöst waren. Statt dieser empfing er das Gesammtministerium (was demselben eine Wichtigkeit beilegte, die es nie besessen), den Staatsrath, den Cassationshof, den Rechnungs-, den Appellationshof ꝛc. ꝛc. Der Prinz von Cambacérès, das Wort für die Minister ergreifend, ging in ihrem Namen alle Verbindlichkeiten ein, welche für die Träger der ausübenden Gewalt wünschenswerth waren. Nachdem Cambacérès seine Glückwünsche dem Monarchen dargebracht, den die Vorsehung, wie er sagte, zweimal ausersehen, das erstemal, um Frankreich von der Anarchie, das zweitemal, es von einer andern Revolution zu retten, faßte er die Grundsätze einer ausübenden Gewalt kurz zusammen. „Schon hat Eure Majestät den Ministern den Weg bezeichnet, welchen sie einzuschlagen haben; schon hat dieselbe durch Ihre Proklamationen den Völkern die Grundsätze, nach welchen Ihr Kaiserreich von nun an regulirt werden soll, klar dargelegt. Die Bourbonen haben versprochen, Alles zu vergessen und nicht Wort gehalten. Eure Majestät wird das Ihre halten, die Heftigkeit der Parteien vergessen und sich nur der von denselben dem Vaterlande geleisteten Dienste erinnern. Sie wird auch vergessen, daß wir die Herren der Welt waren und nur einen Krieg beginnen, um ungerechte Angriffe zurückzuweisen. Sie will keine Willkürlichkeiten mehr, sie will die Achtung für die Personen und das Eigenthum nicht beeinträchtigen, so wenig wie den freien Lauf der Gedanken, und wir sind glücklich, Sie in der Erfüllung dieser Aufgabe unter-

stützen zu können, welche Ihr den schönsten Ruhm verschafft." —

Indem man die sicherste Gewährleistung erwartete, konnte man von der Regierung keine bessere Sprache verlangen. „Die Gesinnungen, welche Sie aussprachen, sind die meinigen", antwortete Napoleon; dann gab er dem Staatsrathe Audienz. — Dieser Körper hatte sich vorgenommen, die Grundsätze wieder aufzurichten, kraft derer Napoleon wieder zu regieren anfing, und vermöge welcher der Staatsrath auch nicht zögerte, in seine Funktionen wieder einzutreten, wie wenn Nichts zwischen dem April 1814 und März 1815 sich ereignet hätte. —

Frankreich hatte im Jahr 1789 die feudale Monarchie abgeschafft und dafür die repräsentative Monarchie, welche auf Gleichberechtigung und die gerechte Vermittelung der Bürger mit der Staatsregierung gegründet war, eingesetzt. —

Die Bourbonen hatten im Jahr 1789 vorgegeben, sie unterzögen sich den von der Nation verkündeten Grundsätzen, hatten aber bald durch ihren für Alles tauben Widerstand ihren Sturz hervorgerufen und verdient, der durch eine Reihenfolge nationaler Beschlüsse bestätigt ware. —

Im Jahre 8 und im Jahre 10, nach langen und grausamen Unruhen, hatte Frankreich dem schon mit Sieg gekrönten Napoleon Bonaparte die Regierungssorge, sowie die seines Geschickes unter den aufeinander folgenden Titeln „erster Consul" und „Kaiser" übertragen. Das Volk hatte zwei Mal seine Stimme gegeben und dadurch seine Oberherrschaft anerkannt. —

Im Jahre 1814 hatten die vereinigten Mächte einen Unglücksmoment benützt, um in die Hauptstadt Frankreichs einzudringen; der Senat, beauftragt, die nationalen Constitutionen zu vertheidigen, hatte sie übergeben, auf die Fremden gestützt, das Kaiserreich abgeschafft und Ludwig-Stanislaus-Xaver auf den Thron zurückgerufen. Also handelnd, hatte dieser Körper etwas gethan, wozu er nicht berechtigt war, gleichwohl aber eine besondere Bedingung bei dieser Zurückberufung gestellt, und zwar die der Constitution, welche theilweise die Rechte der Nation schützte und die der Monarch, bevor er den Thron bestieg, anerkennen mußte. —

Ludwig XVIII. hatte diese Grundbedingung nicht befolgt, denn, unter dem Schutze fremder Bayonette in Paris eingezogen, datirte er seine Beschlüsse von dem 19. Jahre seiner Regierung und erklärte dadurch alle vorherigen Beschlüsse der Nation für nichtig. Er hatte eine unvollkommene Constitution gegeben, die noch unvollkommener durch ihre Ausübung ward; er hatte den Ruhm Frankreichs erniedrigt, die Ansprüche des alten Adels begünstigt, das Nationaleigenthumsrecht in Frage gezogen, die Ehrenlegion ihrer Dotation beraubt, ihre Insignien entwürdigt, indem er freigebig damit war, mit einem Worte, er hatte Alles, was die Revolution geheiligt, gefährdet. —

Man konnte Alles, was seit dem Jahre 1814 gethan wurde, als nichtig ansehen, sowohl im Prinzip, wie in der Ausführung, denn der Senat hatte nicht das Recht, das Kaiserreich abzuschaffen, und angenommen, er hätte es gekonnt, so hatte Ludwig XVIII. die Bedingungen, welche man ihm bei seiner

Thronbesteigung gestellt, nicht erfüllt. Endlich entsprach das Betragen dieser Regierung der Emigranten vollkommen der Unrechtmäßigkeit ihres Entstehens. —

Napoleon, welcher so wunderbar aus seiner Verbannung zurückgekehrt war und auf seinem Wege durch das Jauchzen der Armee und des Volkes empfangen worden, hatte die Nation wieder in ihre geheiligten Rechte eingesetzt und war allein legitim; denn nur der ist es, dem die Macht von der Nation verliehen wird.

Die Wünsche Frankreichs hatten Modificationen in den Institutionen des ersten Kaiserreichs nothwendig gemacht; Napoleon war bereit, dieselben vorzunehmen und wollte seine Versprechungen in einer großen Deputirten-Versammlung bekräftigen, welche auf den Monat Mai festgesetzt war. Diese Zusammenkunft abwartend, durfte Napoleon nach den herrschenden Gesetzen regieren und der Staatsrath, früher damit beauftragt, über die Anwendung dieser Gesetze zu wachen, stand ihm durch seine redliche und constitutionelle Mitwirkung bei.

Thibaudeau, nacheinander Conventmitglied und Präfekt, hatte seine Feder dieser bündigen und zugleich künstlichen Logik geliehen, auf welche fast Nichts zu erwidern war, wenn man die Rechtmäßigkeit der Regierungen in gewissen ursprünglichen Bedingungen und nicht in ihrer Form und ihrer Leitung sucht. Die Legitimität der Herrscher betreffend, sprach sich Napoleon folgendermaßen aus: „Die Fürsten sind die ersten Bürger des Staates. Ihre Macht ist mehr oder weniger ausgedehnt, je nach dem Interesse der

Nationen, welche sie regieren. Die Herrscherwürde ist nur deßhalb erblich, weil der Vortheil der Völker es also erheischt. Außer diesen Prinzipien erkenne ich keine Legitimität an. — Ich habe auf den Gedanken an das große Kaiserreich verzichtet, zu dem ich während fünfzehn Jahren nur den Grund gelegt. Dessenungeachtet sind das Glück und die Befestigung des französischen Kaiserreiches der Gegenstand aller meiner Gedanken.

Das Wichtigste in seinen Bekanntmachungen war das vollständige Verlassen seines ehemaligen Systems von einem kriegerischen und erobernden Kaiserreiche, die Verzichtleistung auf willkürliche Gewalt, und das Versprechen, sich strenge an das Gesetz zu halten, und seine Bereitwilligkeit, Institutionen zu geben, welche die Freiheit der Nation und die gute Verwaltung seiner Interessen sicherten. Diese Verbindlichkeiten war Napoleon bereit zu halten und wäre es nur, um sich dadurch zu rechtfertigen, Frankreich in eine neue Revolution gestürzt zu haben; aber es war natürlich, da er seit sechs Tagen erst in Paris war, daß ihn die Sorge, sich der Zügel des Staates zu bemächtigen, — die ersten Beziehungen mit dem Auslande anzuknüpfen, — die Wiederherstellung der Armee und die Vertreibung der gegnerischen Prinzen von seinem Gebiete, ihn ausschließlich in Anspruch nahm. Dieser letztere Theil seiner Aufgabe war nicht einmal vollständig erfüllt, er mußte noch den Süden von allen royalistischen Insurrektionen befreien; aber er beschäftigte sich eifrig damit und bedurfte nur einiger Tage zum Gelingen seines Planes. —

Die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht be-

gegnete nirgends ernstlichen Hindernissen, ungeachtet einiger lebhaften Gährungen, die aber nur lokal und vorübergehend waren. Die vendéeischen Chefs im Osten, gelähmt durch den neuen Sturz der Bourbonen, wagten nicht, Aufruhr zu veranlassen bei der Entmuthigung der Landbewohner und der Freude der Städter; besonders wenn sie darüber nachdachten, mit welchem Feinde sie zu thun hätten, einem Feinde, der je nach ihrem Verhalten wohlwollend oder schrecklich war. Einige Chouans von Profession, einige bretagnische oder vendéische Bauern waren wohl geneigt zur Empörung, — aber ihre Generale waren ohne Unterstützung von England, ohne dessen Geld und Munition, ohne die Hilfe eines allgemeinen Krieges, nicht bereit, einen Bürgerkrieg zu versuchen.

So war denn auch General Morand in der Vendée auf keine Schwierigkeiten gestoßen und nach der Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne auf beiden Ufern der Loire, beeilte er sich, General Clausel zu Hilfe zu kommen, welcher derselben übrigens nicht sehr benöthigt war. Dieser Letztere hatte in Angoulême einige Detachements Nationalgarde und Gensd'armerie aufgeboten, dann war er nach Dorgogne marschirt, indem er einen zuverlässigen Offizier eilig nach der Garnison von Blaye absandte, um die Mannschaft zusammenzuziehen. Diese Garnison bestand aus einigen Compagnien des 62. Regiments, das in Bordeaux lag. Sie hatte sich beeilt, den Pariser Begebenheiten sich anzuschließen und 150 Mann an General Clausel nach Cubzac ausgeschickt. Dieser berühmte General kam mit hundert Gensd'armen, 150 Mann des 62. und drei- oder vierhundert Mann Nationalgarde an

den Ufern der Dorgogne an. Da die Brücke von Cubzac abgeschlagen war, blieb der General auf dem rechten Ufer, während die Freiwilligen aus Bordeaux das linke besetzt hielten.

Nachdem er einigen schlecht gerichteten Kanonenschüssen ausgesetzt gewesen, gelang es ihm, die Verbindung vermittelst Barken herzustellen und mit den Freiwilligen aus Bordeaux zu parlamentiren, welche sich jedoch bald beeilten, das zwischen der Dorgogne und Gironde gelegene Land zu räumen. Der Anführer dieser Freiwilligen war Mortignac, später Minister Karl's X., beliebt bei der ganzen Generation durch die Mäßigung seines Charakters und den Zauber seiner Rede. General Clausel setzte ihn von den Begebenheiten in Paris in Kenntniß, die man in Bordeaux zu verbergen suchte, um die Bevölkerung länger zum Widerstande bereit zu haben. Es kostete dem General keine Mühe, Mortignac zu überzeugen, daß aller ernstliche Widerstand unnütz wäre und nur Unglück über eine große und berühmte Stadt bringen würde. Mortignac versprach, sich nach Bordeaux zu begeben, die Mittheilungen des Generals dort bekannt zu machen und eine durch die Nothwendigkeit gebotene Antwort zurückzubringen. Der General folgte Mortignac mit seinen wenigen Truppen und campirte zu Bastide auf dem rechten Ufer der Gironde, im Angesichte und etwas oberhalb von Bordeaux.

In diesem Augenblicke herrschte in genannter Stadt die größte Verwirrung. De Vitrolles hatte auf der Durchreise nach Toulon die Befehle Ludwig's XVIII. und seine eigenen Rathschläge in Bordeaux zurückgelassen. Das erste Projekt der Royalisten war,

das Ufer der Loire zu vertheidigen, von Nantes bis Auvergne sich das Gebirgsland zu Nutze zu machen, welches den Mittelpunkt von Frankreich zwischen Auvergne und den Sevennen bildet, — sich daselbst zu halten und unter Anderem die beiden Ufer der Rhone bis Arles, Marseille und Toulon zu besetzen. Sie hatten nach England um Waffen und Geld geschrieben und Ferdinand VII. um spanische Soldaten gebeten. Dadurch, daß man unkluger Weise seine Zuflucht im Auslande suchte, waren unsere Häfen der englischen wie der weißen Flagge offen geblieben, und man riskirte so, die Scenen von 1793 in Toulon wieder zu sehen. Aber die Leidenschaft und die Nothwendigkeit überlegen nicht, besonders wenn der Parteigeist sich in Bezug auf Vaterlandsliebe täuscht. Alle diese Berechnungen hatten nicht verhütet, daß man die Loire verlor, und, diese verloren, hatte man versucht, der Richtung der Garonne zu folgen, verlängert durch den Südkanal bis zur Rhone, das heißt, bis Bordeaux, Toulouse, Nimes, Marseille und Toulon. Man sprach von den Hoffnungen und selbst den Erfolgen des Herzogs von Angoulême. —

Die Richtung der Garonne war den Royalisten geblieben; die Frau Herzogin von Angoulême gab sich alle Mühe, sie nicht zu verlieren. Lainé, welcher sich zu dieser Prinzessin begeben, unterstützte sie auf's Beste. Sicher würde es sehr wünschenswerth gewesen sein, wenn es Lainé in Paris gelungen wäre, die Bourbonen aufzuklären, weil dadurch die Revolution des 20. März verhütet worden, die nur fürchterliches Unglück mit sich bringen konnte; da sich aber Napoleon von Neuem wieder des Thrones von Frankreich

bemächtigt, schien eine letzte und höchste Verbindung mit Europa unvermeidlich; folglich war es das Vernünftigste und Patriotischste, sich so rasch wie möglich ihm anzuschließen, damit er alle nationalen Kräfte zur Verfügung habe. Einige Personen der klugen und geistreichen Bevölkerung von Bordeaux verstanden diese Wahrheit; aber die Masse, erbittert durch 20 Jahre des Leidens, verzweifelt darüber, das Meer wieder vor sich schließen zu sehen, theilten aus Ueberzeugung und Interesse die Gesinnungen der Frau Herzogin von Angoulême und wollte sie mit ihrem Blute vertheidigen. In dieser Lage hing Alles von dem Verhalten der Truppen ab. Sie bestanden aus zwei Regimentern, dem 62. der Linie und dem 8. leichten; die Soldaten beobachteten gegen die erhabene Tochter Ludwig's XVI. den tiefsten Respekt, ohne zu verhehlen, daß ihr Herz für Napoleon schlug. —

Mortignac war in Bordeaux angekommen, um die Ankunft General Clausel's zu verkünden, sowie dessen Vorschläge. Man visitirte die Kasernen, sprach mit den Soldaten; die Frau Herzogin von Angoulême verwandte sich selbst dafür, dessenungeachtet fiel ihre Antwort wenig zufriedenstellend aus. Die Truppen erklärten einstimmig, daß sie es nicht dulden würden, wenn Jemand die Prinzessin beleidigte, aber sie würden ebensowenig auf General Clausel schießen, noch auf ihn schießen lassen. Nach einer solchen Erklärung blieb Nichts übrig, als sich zu entfernen; dies war die Meinung aller vernünftigen Männer der Nationalgarde. Die eifrige Partei der Bevölkerung, aus denen sich freiwillige Corps gebildet hatten, wollten sich hiergegen widersetzen; aber sie boten

keine hinlängliche Festigkeit und wären ohne Zweifel genöthigt gewesen, die Flucht zu ergreifen, sobald einige Flintenschüsse gewechselt worden. —

Montignac kam also zu General Clausel zurück mit der Versicherung einer nahen Uebergabe, wenn man die Dinge zu sehr dränge und der Herzogin von Angoulême Zeit ließe, sich zurückzuziehen. General Clausel, diese Lage würdigend, versprach, sich in Bastide ruhig zu verhalten und abzuwarten, bis die Vernunft über die Leidenschaft gesiegt. —

Am ersten April besetzte er das rechte Ufer der Gironde und verfolgte von dem Orte aus, wo er sich befand, den Tumult in Bordeaux. Auf der andern Seite des Flusses war die Nationalgarde unter den Waffen, welche die Compagnien der Freiwilligen unter sich hatten. Schon war die Nachricht verbreitet, daß die Herzogin von Angoulême die Stadt verlasse, und die Freiwilligen, außer sich darüber, maßen die Schuld dieses Rückzuges der Nationalgarde bei. Bald gab es Streitigkeiten. Ein geachteter Offizier der Nationalgarde ward getödtet und diese Garde, erbittert über die Freiwilligen, sprach sich nun entschieden für die Uebergabe aus. Die Herzogin von Angoulême begab sich zu Schiffe; General Clausel, dem man die Brücke der Gironde übergeben, drang in Bordeaux ein, und ohne einen einzigen Akt von Strenge stellte er die Ruhe und Unterwerfung unter das Kaiserreich her. —

Vitrolles hatte in Toulouse versucht, eine königliche Regierung herzustellen, welche das Band werden sollte zwischen Bordeaux, wo die Herzogin von Angoulême, und zwischen Marseille, wo ihr Gemahl

eine Offensive vorbereiteten. Vitrolles erhob Steuern und Truppen, bildete Bataillone von Freiwilligen und ernannte Marschall Pérignan zum Commandanten derselben. — Dieser wohnte in Languedoc und eignete sich weder durch Alter noch durch Charakter zum Dienste der königlichen Sache. Zu allen diesen Maßregeln fügte Vitrolles noch die Gründung eines „Moniteur" bei, in welchem man die der kaiserlichen Sache günstigen Neuigkeiten läugnete und hingegen die der Wiederherstellung der Bourbonen günstigen verbreitete. Diese kleine Toulouser Regierung versuchte manchmal mit, öfter aber ohne Erfolg, Expeditionen gegen die benachbarten Städte, welche nach Erkundigungen aus Paris die dreifarbige Fahne aufgepflanzt hatten. Sie zählte, um sich in dieser Gegend erhalten zu können, auf die Hilfe von Spanien; aber Laval hatte aus Madrid berichtet, daß Ferdinand VII., übrigens eifrig für die Sache der Bourbonen, selbst in solcher Verlegenheit wäre, daß er nicht ein Regiment zur Verfügung stellen könne. Bald beendete aber die Nachricht von dem Einzuge Clausels in Bordeaux die royalistischen Versuche, diese Stadt und Marseille zu vereinigen. Der General, Graf Delaborde, der in Spanien so gut die Engländer geschlagen, befand sich in Toulouse, die Gelegenheit abwartend, um die kaiserliche Standarte aufzurichten. General Charton war ihm vom Kriegsminister mit außerordentlichen Vollmachten und dem Befehle zugeschickt worden, das königliche Gespenst, das unnöthig die Gegend aufregte, verschwinden zu machen. Es war noch der Rest des 3. Artillerie-Regiments daselbst, das man fast ganz nach Nimes

zum Dienste des Herzogs von Angoulême gesandt. Eine Compagnie, welcher man nicht ganz sicher war, ward nach Toulouse zurückgesandt. General Delaborde benützte diesen Umstand, unterhielt sich durch die Vermittelung einiger halbbesoldeter Offiziere mit dieser Compagnie, überredete sie, die drei Farben anzunehmen; dann, sich an ihre Spitze stellend, verhaftete er Vitrolles im Namen des Kaisers, erlaubte dem Marschalle Pérignan auf seine Güter zurückzukehren, behielt aber de Vitrolles als Gefangenen, bis die Regierung über ihn entschieden. Diese kleine, am 4. April ausgeführte Revolution kostete nicht einen Tropfen Blutes und längs der Pyrenäen wehte von Bayonne bis Perignan die Tricolore. Nun blieb noch die Provence und die beiden Ufer der Rhone bis Valence, welche unter der Herrschaft des Herzogs von Angoulême standen, und es schien, als solle er daselbst einigen Erfolg erhalten.

Dieser Prinz hatte, nachdem er Marseille und Toulon besucht und über Nimes zurückgekommen war, durch seine Gegenwart den Royalismus im Süden aufgereizt, dessen es durchaus nicht bedurft hätte. — Marschall Masséna ließ ihn gewähren und beschränkte sich darauf, sich ruhig zu verhalten, bis die Häfen in Gefahr wären; er hatte ihm einen Theil der Truppen gegeben und nur so viele zurückbehalten, als er bedurfte, um Toulon und Marseille gegen die Versuche der Engländer zu vertheidigen. Er hatte Toulon dem 69. und 82. Linienregiment anvertraut und das 16. nach Marseille geführt, um daselbst Ordnung zu halten, was inmitten einer so aufgeregten Bevölkerung nicht leicht war. —

Der Herzog von Angoulême, der von Nimes die Rhone stromaufwärts fuhr, leitete durch das Thal der Durance eine zweite Colonne, welche über Sisteron und Gap sich nach Grenoble begeben sollte. Der Plan des Prinzen war, wenn man in dem Rhonethale siegte, Mentelimart, Valence, Vienne und in den Alpen Gap und Grenoble zu besetzen, in Lyon zwei dahingesandte Colonnen zu vereinigen, diese Hauptstadt des Südens zu nehmen und auf diese Weise, im Rücken Napoleon's, die für den Augenblick heruntergenommene weiße Fahne wieder aufzurichten. Diesem, von den Generalen Ernouf und Aultanne, welche der königlichen Sache treu geblieben, ersonnenen Plane, fehlten nur die Mittel zur Ausführung. Konnte man auf die Truppen zählen und genügten in Ermangelung ihrer die entflammten Bewohner des Südens, um die Einwohner der Dauphiné, Lyons und der Auvergne zu besiegen, welche, weniger lärmend, wie diejenigen des Südens, aber nicht weniger entschieden und muthig waren? Dadurch war außer aller Frage, daß nur durch die sofortige Ausführung der vorgeschlagenen Expedition etwas entschieden werden konnte. — Auch von dieser Seite rechnete man auf fremde Hilfe, und der Herzog von Angoulême hatte eiligst einen Offizier, dem er vertrauen konnte, an den König von Sardinien abgeschickt, um von ihm einige Tausend Piemontesen zu erhalten. —

Der Herzog von Angoulême hatte das 58. und 83. Linienregiment, das im ersten Augenblicke auf die Verfolgung Napoleon's ausgeschickt worden und seither im Thale der Durance geblieben war, zur Verfügung; ferner das 18. Linien- und das 14. Jäger-

regiment zu Pferde; die beiden letzten aus Languedoc herbeigerufen. — Das 10., durch Ambrugeac befehligte Linienregiment, trug den Titel des kommandirenden Generals, hatte viele zuverlässige Offiziere an seiner Spitze, und obgleich es dieselben Gesinnungen hegte, wie die übrige Armee, so schien es dieselben doch nicht zu theilen, weil ihm nur immer günstige Berichte über die royalistische Sache zukamen. Die Gegenwart des Prinzen, die Umgebung der royalistischen Freiwilligen, hatten das Regiment auf einen seinen Gesinnungen nicht entsprechenden Weg gebracht. Das 14. Jägerregiment hatte, wenn auch kalt, doch der Ordre Folge geleistet. Es war diesen Truppen ein Detachement des 3. Artillerieregiments beigegeben worden, von welchem eine Compagnie die Revolution in Toulouse bewerkstelligt und sie durch alle Rotten Freiwilliger verstärkt, welche Nimes, Avignon, Arles und Beaucoure lieferten. Da man selbst den anscheinend ergebensten Linienregimentern mißtraute, wagte man den Versuch, dieselben aufzulösen, indem man allen denjenigen Soldaten 60 Franken bot welche zu den königlichen Freiwilligen übertreten wollten. Man hatte eine große Anzahl solcher gefunden, welche seit 15 — 20 Jahren außerhalb des Vaterlandes gedient und nun als Söldner gerne bereit waren, jeder Partei zu dienen, nur den Ausländern nicht. Man schmeichelte sich, durch diese kriegserfahrenen Männer den Freiwilligen einen Halt zu geben, der ihnen nicht wegen Mangel an Muth, sondern an Kriegserfahrenheit fehlte. —

Dem übereingekommenen Plane gemäß nahm General Ernouf das 58. und 83. Linienregiment, welche

beide an den Ufern der Durance zurückgeblieben waren, und rückte an der Spitze der Expedition, flußaufwärts, gegen Grenoble vor. Man gab ihm noch ein Contingent Freiwilliger bei. Der Herzog von Angoulême behielt sich mit dem 10. Linien-, dem 14. Jägerregiment, mit 400 Mann des 1. Fremdenregiments und einer Truppe Freiwilliger, im Ganzen ungefähr 5000 Mann, die Hauptexpedition vor, welche, die Rhone aufwärts marschirend, nach und nach sich Montélimarts, Valence's und Vienne's bemächtigen sollte. General Ernouf hatte ihm versprochen, ihn nicht warten zu lassen und ebenso schnell, wie er in Viennes, in Grenoble zu sein. —

Der Herzog von Angoulême nahm am 28. März tapfer die Brücke Saint-Esprit weg, ließ daselbst ein Detachement und zog am 29. in Montélimart ein. Die Bewohner dieser Gegenden an der untern Rhone waren eifrige Royalisten, während die der obern Rhone, Bonapartisten. Der Herzog von Angoulême ward in Montélimart gut aufgenommen, ließ sich daselbst nieder und gab Befehl, die Brücke der Drôme abzubrechen. —

Bei der ersten Nachricht von dieser Bewegung zogen die Behörden von Lyon und der Dauphiné Alles, was sie an Truppen hatten, in der Eile zusammen; es standen ihnen aber nicht viele zu Gebot, weil die Mehrzahl der Regimenter Napoleon nach Paris gefolgt war; sie konnten nur Nationalgarden zusammenbringen, welche zwar für die Sache sehr eifrig, aber wenig geeignet waren, sich mit Linientruppen zu messen. Der General Debelle, welcher mit einigen Nationalgarden aus Valence ausgerückt

war, versuchte, sich oberhalb der Drôme zu halten, wurde aber, trotz seines guten Willens, durch den Grafen Amédi d'Escars, der außer einem Detachement des 10. Linienregiments, Truppen Freiwilliger, untermischt mit einer großen Anzahl ehemaliger Soldaten, zur Verfügung hatte, zurückgeworfen. General Debelle, genöthigt, sich über die Drôme zurückzuziehen, suchte sich am Flusse in der Absicht zu halten, die Brücke Loriol zu vertheidigen. —

Der Herzog von Angoulême, voll Selbstvertrauen, entschloß sich von Montélimart nach Valence vorzurücken. Er hielt sich einen oder zwei Tage in ersterer Stadt auf, um das Land, seinen Interessen entsprechend, zu organisiren, und versuchte sodann am 2. April den Uebergang über die Drôme. General Debelle hatte an die Brücke Lariol den Anführer des Artilleriebataillons, Noël, beordert, einen tapfern Mann, welcher erst dann eingewilligt hatte, wieder Dienste zu nehmen, als er durch die Abreise Ludwig's XVIII. seines Schwures entbunden war. Er gab ihm 300 Mann des 39., eine halbe Escadron Ehren- und ungefähr 400 Mann Nationalgarde mit. Noël stellte seine Artillerie auf der Brücke auf, nebst einem Theile des Detachements vom 39. zu ihrer Bewachung; den Rest seiner Mannschaft vertheilte er längs der Drôme, um die Kais der Ufer ober- und unterhalb der Brücke Loriot zu vertheidigen. In dieser Position verblieb er einige Zeit und es wäre ihm wohl gelungen, die Royalisten aufzuhalten, wenn nicht ein eigenthümlicher Zwischenfall, welcher zu jener Zeit auf verschiedene Art ausgelegt ward, sich ereignet hätte. — Man rechnete sehr von Seiten der Bonapartisten auf

die Abtrünnigkeit des 18. der Linie und des 14. der Jäger, und war bereit, beim ersten Signal ihnen die Arme zu öffnen. In der That verließen einige Soldaten des 10., glaubend, der Augenblick sich zu erklären sei gekommen, das Regiment und stürzten, den Flintenkolben nach oben, der Brücke zu. Man empfing sie brüderlich und glaubte, es gehe mit den übrigen Truppen ebenso. Aber zwei Compagnien, gehorsam ihren Offizieren, gaben Feuer und liefen mit gefälltem Bayonnet der Brücke zu. Die überraschten Soldaten des 39. zogen sich zurück und schrieen über Verrath. Dieser Vorfall verschaffte den Royalisten die Eroberung des ganzen Laufes der Drôme und am 3. April zogen sie in Valence ein, den Herzog von Angoulême an der Spitze, unter dem Zujauchzen der royalistischen Partei. —

Der Herzog von Angoulême verfuhr in Valence wie in Montélimart; er blieb am 4. und 5., um die Behörden zu ernennen, welche seiner Sache ergeben waren, sowie um Nachrichten über die Colonne zu erhalten, die sich über Sisteron und Gap nach Grenoble begeben sollte, mit der Absicht, sich letzterer Stadt zu bemächtigen. Aber die Erfolge derselben waren denen der Hauptcolonne nicht gleichgekommen. —

General Ernouf, denselben Weg verfolgend, den Napoleon genommen, um sich nach Grenoble zu begeben, mußte, wollte er aus dem Thale der Durance in das der Isère gelangen, die Defiléen von Saint-Bonnet, welche sich in einem schmalen und langen Gebirgspaß hinziehen, und auf dem die Colonne der Insel Elba aufgehalten werden sollte, überschreiten.

Um dieser Gefahr zu entgehen, entschloß sich der General, an zwei Punkten zugleich durchzudringen. —

Das 58. Linienregiment und einige Royalisten, unter dem Befehle des Generals Gardanne, mußten auf der Hauptstraße von Gap vorrücken, sich dann links wenden und in den Paß Saint-Bonnet eindringen, während das 83. unter dem Generale Loverdo, die Hauptstraße von Gap verlassend, einen Paß seitwärts verfolgen mußte, um über Serres und Mens oberhalb La Mure vorzurücken und auf diese Weise Saint-Bonnet zu umgehen. Dieser Plan ward genau befolgt und die beiden Detachements marschirten auf die angegebenen Punkte ab, während der Herzog von Angoulême auf Montélimart vorrückte. General Gardanne, ehemaliger Gouverneur der Pagen unter dem Kaiserreiche, diente wider Willen der königlichen Sache und blieb derselben nur deßhalb treu, weil er fürchtete, Napoleon könne ihn sein Verhalten seit 1814 entgelten lassen. Er zeigte sich vor Gap an der Spitze der, sowie er selbst unzufriedenen Truppen, aber zögernd und nur eine Gelegenheit abwartend, um Kehrt machen zu können. Sie begegneten auf dem Wege dem Bürgermeister von Gap, der ihnen freundschaftlichst Lebensmittel anbot und sein Erstaunen darüber bezeugte, daß sie sich so unnatürlich und so vollkommen unnütz gegen das Kaiserreich eingelassen hätten. Die Soldaten hörten lächelnd auf diese Reden und sahen sich einander an, gleichsam fragend, ob es denn nun nicht an der Zeit wäre, sich zu erklären. Uebrigens waren die Demonstrationen der Einwohner nicht ermuthigend genug, um sie hinzureißen. —

Am nächsten Tage drangen sie in den Paß Saint-Bonnet ein, und fanden, wie Tags vorher, den Bürgermeister, der, begleitet von mehreren Einwohnern, Lebensmittel im Ueberfluß brachte; aber alle zusammen riefen aus allen Kräften; „Es lebe der Kaiser!“ Bei diesem Anblicke hielten sie sich nicht länger, zogen die 3farbige Cocarde aus der Tasche, steckten sie auf ihre Tschako's und erklärten sich für Napoleon. — General Chabert, welcher hinzu gekommen, beruhigte General Gardonne, indem er ihm ankündete, daß Allen ihr vorheriges Benehmen verziehen wäre, und bestimmte ihn, der Bewegung der Truppen zu folgen. Man ließ die royalistischen Freiwilligen austreten, ohne ihnen etwas Unangenehmes zu bereiten, worauf diese mit einigen treugebliebenen Offizieren auf dem Wege nach Sisteron zurückkehrten. Während sich das Detachement des Generals Gardanne also benahm, handelte das des Generals Loverdo nicht besser. Den 28., 29. und 30. März war General Loverdo mit dem 83. und den Colonnen der Provençalen über Serres und Saint Maurice vorgerückt und war schon nahe daran, bei La Mure auf die Nachhut General Chabert's hervorzubrechen. Hier hörte er von dem Benehmen des 58., und fand die Generale Gardanne und Chabert, welche herzugeeilt waren, um ihn davon zu benachrichtigen. In den ersten Tagen nach der Landung im Golfe Juan wollte General Loverdo, seinem Gefühle nachgebend, sich mit Napoleon vereinigen. Da er seither in Mitten eines royalistischen Heerdes sich befunden, hatte er sich soweit in Verbindlichkeit mit der bourbonischen Partei eingelassen, daß es ihm

schwer fiel, sich auf ehrenvolle Weise herauszuziehen. Er blieb der einmal übernommenen Sache treu, und obgleich versucht, den dringenden Bitten der Generale Chabert und Gardanne nachzugeben, kehrte er um und nahm das sehr unzufriedene 83. mit sich. Aber kaum war dieses in Sisteron angekommen, desertirte das ganze wider Willen mitmarschirte Regiment und begab sich zu General Chabert auf den Weg nach Grenoble. Diese beiden Regimenter waren eine beträchtliche Verstärkung für die kaiserliche Partei dieser Gegend und bald sollten sie, zwischen Vienne und Valence, dem Herzoge von Angoulême gegenüberstehen. —

Während diese ärgerlichen Begebenheiten im Herzen der Colonne, welche Grenoble einnehmen und auf dem Wege nach Lyon mit dem Herzoge von Angoulême zusammentreffen sollte, sich ereigneten, gingen in ihrem Rücken noch ernstere Dinge vor. Der Prinz hatte in Languedoc eine fieberhaft erregte Bevölkerung, die Einen Royalisten, die Andern Bonapartisten, zurückgelassen. Die vorher geheim gehaltenen Nachrichten aus Paris waren endlich verbreitet worden und hatten der kaiserlichen Partei ebensoviel Hoffnung als Ungeduld zu siegen, eingeflößt. Der nach Remoulins, in der Umgebung von Nantes verbannte General Gilly wartete mit vielen halbbesoldeten Offizieren die Gelegenheit ab, sich zu erheben. Unterstützt von seinen ehemaligen Waffenbrüdern, kam er nach Nimes, trat mit dem 63. Linien- und dem 10. Jägerregiment, das der Herzog von Angoulême in dieser Stadt gelassen, in Verbindung und bestimmte sie, die dreifarbige Cocarde aufzustecken. Das Unterneh-

men war nicht schwierig auszuführen, denn es gab keine Macht, die dieser Bewegung Widerstand leistete, und die überdies protestantische Bevölkerung folgte dem Beispiele der Truppen, und die Revolution war in einem Augenblick vollbracht. General Gilly stellte sich an die Spitze des 63. Linien- und des 10. Jägerregiments, eilte mit den Truppen der Brücke Saint-Esprit zu und nahm sie den wachehaltenden royalistischen Freiwilligen ab. Auf diese Art geschah im Rücken des Herzogs von Angoulême, was derselbe Napoleon thun wollte, das heißt, man zerstörte sein Werk, sowie er sich entfernte. —

Auf der Rechten von der nach Grenoble gerichteten Colonne getrennt, im Rücken von den in Nimes gelassenen Truppen bedroht, konnte sich der Herzog von Angoulême nur dadurch retten, daß er die Thore Lyons ihm sich zu öffnen zwang. Aber die Auswege schlossen sich, anstatt sich zu öffnen. General Grouchy, welcher am 3. April in Lyon ankam, fand daselbst die Einwohner in einer außerordentlichen Aufregung. In der That, sobald man in Lyon, Franche-Comté und Auvergne hörte, daß die Marseiller, gefolgt von den Leuten aus dem Süden, auf Lyon zumarschirten, hatte eine entgegengesetzte Bewegung stattgefunden. Außer der Eifersucht, welche die südliche Bevölkerung erregte, herrschten noch große Vorurtheile gegen sie in dem obern Rhonethale. Man hielt dieselben für fanatisch, grausam, verheerend und fügte natürlich zu etwas Wahrheit viel Verläumdung. So viel ist gewiß, man haßte sie, so sehr man sie fürchtete. In Lyon, und mehr als dreißig Meilen in der Runde, hatte man sich eilig erhoben und zahl-

reiche Compagnien von Nationalgarde waren zur Vertheidigung Lyons herbeigeeilt. Lyon allein hatte mehr denn sechstausend Mann gestellt, und mindestens dreißig Tausend waren auf dem Wege, um zu ihnen zu stoßen. Fast die ganze Dauphiné rüstete sich, um auf Vienne und Valence loszustürzen. —

General Grouchy sandte die Lyoner Nationalgarde nach Saint-Vallier, den General Piré mit dem 6. leichten auf die Brücke Romans, um den Lauf der Isère zu bewachen; endlich schickte er ein Bataillon des 39. mit dem 83., das der kaiserlichen Sache huldigte, nach Saint Marcellin. Die Isère war also von allen Seiten bewacht und der Herzog von Angoulême, welcher Grenoble zu seiner Rechten sich schließen sah, sowie die Brücke Saint-Esprit in seinem Rücken, — sah nun auch Lyon sich vor ihm versperren und ein Kreis von Eisen umringte ihn. In dieser Lage mußte er so schnell wie möglich umkehren, um Avignon und den Weg nach Marseille zu erreichen, bevor die Languedocer ihm denselben verlegten. —

Den 5. April entschloß er sich zum Rückzuge und am Morgen des 6. räumte er Valence. —

Während er sich zurückzog, setzten die Lyoner auf allen Punkten über die Isère; das 6. leichte, das 39. und das 83. Linienregiment. An der Loriolbrücke welche über die Drôme führt, verließ das 14. Jägerregiment für immer die königliche Sache. Das 3. Artillerieregiment war in der schlimmsten Stimmung, aber das 10. Infanterieregiment (Regiment des kommandirenden Generals), umgeben von drei Tausend royalistischen Freiwilligen, zeigte etwas mehr Treue.

Am 7. April kam der Prinz in Montélimart an und hörte, daß die Truppen des Generals Gilly die Brücke Saint-Esprit überschritten und, durch eine Masse von Nationalgarde aus der Dauphiné verstärkt, ihm den Weg nach Avignon versperrten. Er war augenscheinlich dazu verdammt, Gefangener Napoleon's zu werden, und es blieb ihm kein anderer Ausweg, um sich und die Seinen zu retten, als eine ehrenhafte Capitulation. Er sandte eilig den Baron Damas an General Gilly ab, um mit demselben in Unterhandlung zu treten. Den Prinzen selbst anbelangend, fand man keine Schwierigkeit und General Gilly, die Gesinnungen Napoleon's nach seiner eigenen bemessend, willigte darein, daß der Herzog von Angoulême frei wäre, wenn er unverzüglich das Gebiet verlasse. Unglücklicher Weise theilten die Offiziere und Soldaten General Gilly's nicht seine Ansichten, weßhalb er bezüglich des Ganzen es nicht so leicht nehmen durfte, wie er wollte. —

Gleichwohl wurden die Bedingungen von der einen und andern Seite der Art geboten, daß man nach einigen Schwierigkeiten sich einigte. Man kam darin überein, daß der Prinz sich frei nach einem der Häfen von der Provence oder Languedoc, nebst einer gewissen Anzahl von Offizieren, zurückziehe und sich daselbst einschiffte; daß die Linientruppen unter die kaiserliche Gewalt zurückkehrten, daß die königlichen Freiwilligen, nachdem sie ihre Waffen abgegeben, verabschiedet würden, daß man das Geld und Alles, was dem Staate gehörte, den Finanzbeamten zurückerstatte, und auf diese Weise jede Spur des royalistischen Aufruhrs verschwäude. Diese Bedingungen

wurden angenommen und den 8. April von Baron Damas und General Gilly unterzeichnet, Dank der Uebertragung der obern Gewalt an General Grouchy, der zum Commandanten in den südlichen Provinzen ernannt wurde. —

Kaum war diese Capitulation unter der aus der Dauphiné in Menge herzugelaufenen Nationalgarde bekannt, welche den Weg nach Avignon versperrte, so zeigte sich unter denselben eine lebhafte Opposition; sie verlangten laut, daß die unterzeichneten Bedingungen nicht genehmigt würden. In diesem Augenblicke erschien General Grouchy in Valence, ging nach Montélimart und Avignon hinab, um die Royalisten weiter zu verfolgen. Als er am 9. hörte, daß der Herzog von Angoulême Gefangener war und die Entscheidung über dessen Geschick in seinen Händen lag, gerieth er in außerordentliche Verlegenheit. — Obgleich sehr erbittert gegen die Bourbonen, erinnerte er sich dessenungeachtet der Bande, welche ihn an sie fesselte, und jede strenge Maßregel gegen den Herzog von Angoulême widerstritt ebensosehr seinem Charakter, wie seinen Familien-Erinnerungen. Anstatt sich seiner Person zu bemächtigen, hätte er vorgezogen, ihn nach und nach gegen das Meer zurückzudrängen, wie General Excelmans Ludwig XVIII. gegen die belgische Grenze gedrängt. Uebrigens, wenn er also gehandelt, wäre er nur den Instruktionen Napoleon's treu geblieben, welcher ihm gesagt hatte: „Vertreiben Sie den Prinzen aus dem Gebiete." Da nun aber der Herzog von Angoulême sein Gefangener war, war er genöthigt, seinen Instruktionen zufolge nach Paris zu berichten. Er

schickte einen Kurier nach Lyon, damit man von dort aus durch den Telegraphen die weiteren Befehle Napoleon's einhole. Der Herzog von Angoulême ward also mit allen denen, welche ihn begleiteten, in Pont Saint-Esprit zurückgehalten, bis eine Antwort von Paris anlangte. Er ward übrigens mit allen seinem Range und seinem offenen Benehmen gebührenden Rücksichten behandelt. Während dieser Verhandlungen ging das 10. Infanterie- (Regiment des commandirenden Generals) und das 3. Artillerieregiment ganz und gar zu dem kaiserlichen Kriegsheere über.

Mittlerweile hatte nach noch einigen, unbedeutenden Bewegungen der Aufstand im Süden aufgehört. Die Generale Ernouf und Loverdo, welche dem Herzoge von Angoulême versprochen hatten, zur gleichen Zeit, wie er in Vienne, anzukommen, wollten in Grenoble, trotz der Abtrünnigkeiten, die sie erfahren müssen, einen letzten Versuch wagen, um Wort zu halten. Da sie nur noch royalistische Freiwillige hatten, versuchten sie, sich mit denselben jenseits von Sisteron in der Richtung nach Gap zu wenden. In der That kam General Loverdo am Abend des 6. in das Dorf Saulce, am Eingange eines Engpasses, welcher von einer Seite durch einen steilen Felsen, von der andern durch die Durance gebildet ward. Ein Bataillon des 49. aber vertheidigte mit Kanonen diesen Engpaß. Die gegen die Royalisten sehr erbitterten Bauern dieser Gegend waren versteckt auf den Höhen, bereit, ungeheuere Felsblöcke auf die Angreifer herabzurollen. Am Morgen des 7. April ritt der Commandant vom Bataillon des 49. zwischen

beiden Truppen vor, um zu unterhandeln. Man antwortete ihm durch Flintenschüsse. Alsogleich ließ er mit Kartätschen auf die Colonne des General Loverde schießen, während die Bauern eine Lawine von Steinen auf sie herabregnen ließen. Sofort entflohen die royalistischen Freiwilligen, obgleich tapfer, aus Mangel an Disciplin und weil sie des Krieges ungewohnt waren. Einige, welche sich durch Schwimmen über die Durance retten wollten, wurden erschossen; die Masse zog sich gegen Sisteron zurück, ungefähr 150 Tode und Verwundete zurücklassend. Während sich diese Begebenheiten an der Durance zutrugen, befand sich Masséna in einer schwierigen Lage zwischen den Bourbonen, welche er nicht liebte, und Napoleon, dem er ebenso wenig geneigt war, welcher aber unter gegenwärtigen Umständen in seinen Augen die Sache der Revolution vertrat. Er war durch seine militärischen Pflichten gegen den Prinzen zurückgehalten worden und wollte ihm weder dienen, noch ihn verrathen. Aus diesem Grunde war er in Marseille geblieben, um die Ruhe daselbst aufrecht zu erhalten und Gewaltthätigkeiten jeder Art zu verhindern. — Nachdem er erfahren, daß man die französische und englische Marine mit einander zu verbinden beabsichtige und daß man unter dem Vorwande der Vereinigung der beiden Flaggen, Toulon der Gefahr aussetze, von der englischen Marine beherrscht zu werden, glaubte er, den Augenblick gekommen zu sehen, sich auszusprechen. Er zog sich nach Toulon zurück, versammelte die Truppen und ließ die dreifarbige Fahne aufpflanzen. Hierauf sandte er einen Offizier nach Marseille und gab dieser Stadt

eine Frist von 24 Stunden, die weiße Fahne abzunehmen und sie durch die dreifarbige zu ersetzen. Von der einen Seite durch Masséna, von der andern durch General Grouchy bedroht, ergab sich Marseille und verkündete, wenn auch ungern, die Wiederherstellung des Kaiserreichs. Am 10. April war der ganze südliche Theil wieder gewonnen und Napoleon's Macht allenthalben anerkannt. Der Herzog von Angoulême, noch immer in Pont-Saint-Esprit zurückgehalten, erwartete die Entscheidung seines Schicksals, und obgleich er einen hohen Muth entwickelt hatte, war er doch in Angst, weil er Napoleon nach den Vorurtheilen seiner Partei beurtheilte. —

Er lief, wie man denken kann, keine Gefahr; er war nur der Langeweile der Gefangenschaft anheimgegeben, in Mitte einer Bevölkerung, in der er nur seine Feinde sah, weil seine besiegten Freunde sich zu verbergen genöthigt sahen. —

Am Morgen des 11. vernahm Napoleon den Ausgang der Ereignisse im Süden, die Gefangennahme des Herzogs von Angoulême und die Capitulation, der zu Folge er sich im Hafen von Cette einschiffen sollte.. Er genehmigte sogleich das Geschehene, indem er nach den Depeschen annehmen konnte, daß die Capitulation entweder schon vollzogen, oder deren Ausführung stündlich bevorstände. Bassano schrieb, daß die Capitulation genehmigt und sogleich vollzogen werden solle. Kaum hatte sich diese Nachricht, welche man nicht zu verbergen suchte, verbreitet, tadelten viele Napoleon und seiner Sache ergebene Männer diesen Beschluß und nannten ihn wenigstens unklug. Ohne zu behaupten, daß er sich an der Verordnung

vom 6. oder am Decret vom 13. März rächen solle, hielten sie es doch für nothwendig, den Herzog von Angoulême unter Beobachtung aller gebührenden Rücksichten als Geißel zu behalten, um dadurch viele Frankreich werthen Männer im Falle einer unerwarteten Wendung der Dinge, gegen die Bourbonen zu schützen. Napoleon, welcher das Wahre in diesen Ansichten nicht leugnen konnte, verharrte dennoch auf seinem, dem der Bourbonen in Allem entgegengesetzten Benehmen und fand in diesem Contraste mehr Vortheil, als in dem Besitze der kostbarsten Pfänder. Er bereute seine Genehmigung nicht. Da kam gegen Ende desselben Tages eine neue Depesche, welche, was er nicht vermuthet hatte, ihm ankündigte, daß die Capitulation noch nicht vollzogen sei und daß der Prinz noch immer in Pont-Saint-Esprit zurückgehalten werde. Es war also noch Zeit, seine Ansicht zu ändern und die Meinung Derer, welche die Capitulation nicht billigten, zu theilen; er hatte hierüber eine lange Unterredung mit Bassano. „Ich sollte vielleicht", sagte er, „den Herzog von Angoulême zurückbehalten und mir auf diese Weise eine Geißel bewahren, welche in der ernsten Lage, in der wir uns zur Zeit befinden, sehr nützlich werden kann; aber ich werde das nicht thun; es ist besser, den feindlichen Herrschern zu zeigen, daß ein Unterschied zwischen ihnen und mir obwaltet. Es war ein gut angebrachter Stolz, welcher bewies, wie viel Gewicht Napoleon in diesem Augenblicke auf die öffentliche Meinung legte, und welche Fortschritte er in sittlicher Beziehung seit der blutigen Katastrophe in Vincennes gemacht. Er unterzeichnete die von Bassano abge-

sandten Befehle und ließ am folgenden Tage im Moniteur den an General Grouchy gerichteten Brief einrücken, in welchem er sagte, daß der königliche Befehl vom 6. März und die Wiener Erklärung vom 13. ihm das Recht gegeben hätten, den Herzog von Angoulême ebenso zu behandeln, wie man gegen ihn verfahren wäre, aber er wolle keine Repressalien gebrauchen; der Herzog von Angoulême könne sich, wie alle seine Familienglieder, frei zurückziehen. Napoleon beschränkte sich darauf, dem Prinzen das Versprechen abzunehmen, die Krondiamanten zurückzugeben, ohne übrigens dessen Abreise bis zur Erfüllung dieses Versprechens zu verhindern. —

Napoleon fand eine große Genugthuung in der raschen und günstigen Beendigung der Unruhen des Südens. Er hatte nicht daran gezweifelt, aber in seiner Lage waren die Tage und die Stunden von unendlichem Werth, und es war für ihn von großer Wichtigkeit, seine Truppen nicht in unnöthigen Bewegungen zur Unterdrückung des Bürgerkriegs zu erschöpfen. Die eilig nach Lyon gesandte Division setzte ihren Weg fort, um zur Vervollständigung des 7. Corps zu dienen, welches unter Marschall Suchet die Alpen bewachen sollte. Napoleon befehligte den Marschall Masséna nach Paris, um sich mit diesem alten Waffenbruder auszusöhnen und ihn in den Süden zu schicken, wenn es ihm angenehm wäre, daselbst zu bleiben. In Erwartung dessen, sandte er den Marschall Brune ab, um zwischen Marseille, Toulon und Antibes das Commando zu führen. — Durch aufgefangene Briefe von den, den Spaniern zu Gebote stehenden Angriffsmitteln in Kenntniß ge-

setzt, dachte er daran, daß das für den General Clausel bestimmte und aus zwölf Regimentern bestehende 8 Armeecorps mit sechs genug hätte; er theilte es in zwei Divisionen, von welchen die eine in Bordeaux, die andere in Toulouse stationirt war, mehr um die Royalisten im Süden niederzuhalten, als Spanien die Stirne zu bieten. Von den sechs verfügbaren Regimentern wurde eines nach Avignon in Reserve, zwei andere nach Marseille gesandt, um mit den aus Corsika herbeigezogenen Truppen das 9. Armeecorps zu bilden, das mit der Vertheidigung von Var betraut war. Die in Avignon gelassenen Regimenter waren dazu bestimmt, Marschall Brune oder Marschall Suchet zu verstärken, je nachdem der Krieg eine Wendung auf dieser Grenze nähme. Obgleich Napoleon Murat gerathen hatte, sich nicht zu beeilen, fürchtete er doch irgend welche Unbesonnenheit von demselben, weßhalb er Marschall Suchet von Straßburg, woselbst er das 5. Corps befehligte, abberufen und ihn nach Savoyen gesandt hatte, um der Bildung eines siebenten Corps vorzustehen. Aus demselben Grunde hatte er eine Reserve in Avignon gelassen, um dasselbe zu verstärken, und dachte selbst daran, ihm das ganze neunte Armeekorps, welches unter dem Marschall Brune in Var gebildet werden sollte, zur Disposition zu stellen. Napoleon, unaufhörlich mit seinem Hauptplan beschäftigt, hatte in demselben eine Veränderung vorgenommen. Fünf Corps, das 1., 2., 3., 4. und 6., sollten mit der kaiserlichen Garde unter seinem Befehl an der nördlichen Grenze agiren; das 5., welches, seitdem General Suchet zum Commandanten des 7. ernannt worden,

General Rapp anvertraut erhalten, sollte fernerhin das Elsaß bewahren. Er entschloß sich, in Befort, wo, wie man weiß, ein Einschnitt zwischen der Kette der Vogesen und der des Jura sich befindet, ein Corps zu bilden, bestehend aus einer Division Linienmilitär und mehreren Divisionen mobiler Nationalgarde. Er übertrug den Oberbefehl dem in Gebirgskriegen gewandtesten General Lecourbe, welcher seit dem Prozeß von Moreau bei Seite gesetzt worden. Behauptete die Schweiz ferner ihre Neutralität, so sollte Lecourbe, je nach Bedürfniß, das 5. im Elsaß oder das 7. in den Alpen verstärken. Sollte er von keiner Seite gerufen werden, so sollte er in seiner Stellung verharren, um die Straßen nach Basel und Poligny zu beobachten.

Nachdem Napoleon seinem Plane diesen Zusatz beigefügt, ließ er die Regimenter, welche sich am Bürgerkriege betheiligt (insbesondere das 10. Linienregiment), nach Paris kommen, nebst den Offizieren, welche nicht in zu hohem Grade compromittirt waren. Er wollte sie sehen, sich mit ihnen aussöhnen und sie für seine Sache gewinnen. Er ließ General Grouchy zu sich rufen, um ihn in außerordentlicher Weise zu belohnen, nicht, weil das, was er gethan, schwierig auszuführen war, sondern um der Armee zu zeigen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen jeder Beweis von Ergebenheit nicht unbelohnt bliebe. Dieser kurze Feldzug, bei welchem fast kein Flintenschuß gefallen war und in welchem das Verdienst, wenn ein solches überhaupt erworben war, General Gilly zugehörte, verschaffte dem General Grouchy den Marschallstab, welcher seither nur nach gewonnenen

Schlachten verliehen worden. Napoleon wollte auf diese Weise die Ergebenheit für seine Sache auf's Neue anfachen und einen an das Commando über Cavallerieregimenter gewohnten Offizier auf einen Posten erheben, welcher durch Tod oder Treulosigkeit nach und nach von Lasalle, Montbrun, Bessière, Murat verlassen worden war. Bald aber sollte er diese übertriebene Gunst bereuen, wo militärische Rücksichten den politischen nachstehen mußten. —

Napoleon that gut daran, sich mit den Kriegsvorbereitungen dringend zu beschäftigen, da die Anzeichen des fürchterlichsten Hasses von Seite ganz Europa's täglich sich mehrten. Nachdem die auswärtigen Gesandten abgereist waren, berief er auch die französischen von den betreffenden Höfen zurück, mit dem Auftrage, vorher noch zu erklären, daß er den Frieden mit den europäischen Mächten auf Grundlage der bestehenden Verträge aufrecht erhalten werde. Diese, am 28. und 29. März abgesandten Kuriere waren alle an der Grenze aufgehalten worden; der, welcher sich an der Brücke von Kehl zeigte, ward durch einen österreichischen Commandanten zurückgewiesen, welcher ihm nicht einmal unter Eskorte die Weiterreise gestattete. Ein anderer, welcher über Mainz einen Versuch machte, wurde durch den preußischen Commandanten aufgehalten und gröblich mißhandelt. Ein Dritter, welcher den Weg durch die Schweiz und die Lombardei nahm, konnte nicht über die Alpen gelangen. Es waren dies selbst im Kriege ungewohnte Vorgänge; denn man führt, wie Napoleon sagte, Krieg, um den Frieden zu erringen, und niemals während der fürchterlichsten Feindseligkeiten,

ist eine Vermittelung, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, zurückgewiesen worden. Diese diplomatische Excommunication war entschieden persönlich und eine Folge der außerordentlichen Erklärung vom 13. März. — Weit entfernt, den seinen Kurieren gewordenen Empfang zu verbergen, hatte Napoleon seine Zuflucht zu einem noch auffallenderen Weg genommen, dessen Fehlschlagen, nach seinem Wunsche, noch eklatanter werden mußte; es bot sich hiezu eine gute Gelegenheit. Bei jeder neuen Thronbesteigung war es gebräuchlich, die auswärtigen Herrscher davon in Kenntniß zu setzen. Er hatte mit denselben so oft als Verbündeter und Herr verkehrt, daß ihm die Befolgung dieses Gebrauches nicht als Vermessenheit ausgelegt werden konnte. Er warf also selbst einige Zeilen zu Papier, voll Mäßigung und Würde, in welchen er erklärte, er erkenne die bestehenden Verträge an, und wenn seine Gesinnungen von den andern Monarchen getheilt würden, so genüge das auf die Grenzen der Staaten gegründete Recht zu ihrer Sicherheit. Da sich die Mehrzahl der Herrscher in Wien befand, so beabsichtigte er, seinen Botschafter in diese Hauptstadt zu schicken, und die Convenienz gebot, daß er diesen Auftrag einem seiner Adjutanten übertrug, denn die Briefe der Herrscher haben gewöhnlich keine anderen Träger. Er wählte einen der ausgezeichnetsten, der willkommensten und am meisten an fremde Höfe versandten, den Grafen von Flahault, und vertraute ihm noch einen besonderen Brief an seinen Schwiegervater an. War auch ein einfacher Kurier angehalten worden, so war es doch möglich, daß ein Generallieutenant bessere Berücksichtigung

fand. — Der Graf von Flauhault reiste in der That am 4. April ab, gelangte über die Brücke bei Kehl, drang in Deutschland ein und schmeichelte sich, alle Hindernisse überwunden zu haben, als er plötzlich auf Befehl des württembergischen Hofes arretirt ward. Man nahm ihm, mit dem Versprechen, sie nach Wien zu befördern, seine Depeschen ab. Ein Befehlshaber eines kaiserlichen Marine-Schiffes war nicht glücklicher, als er bei Pas de Calais überzusetzen suchte. Als Parlamentär an die englische Küste verbracht, ward er zwar nicht als Feind behandelt, aber aufgehalten. Man bemächtigte sich seiner Depeschen und sandte dieselben nach London; dann unterrichtete man ihn, daß diese in Wien eröffnet würden, von wo aus man antworten wolle, wenn solches stattfinden könne. —

Um das sonderbare Verbot hinsichtlich jeder Verbindung näher zu erklären, ist es nöthig zu erzählen, was seit der Landung Napoleon's an der französischen Küste in Wien geschehen. Bei seiner Abreise von Elba glaubte er, der Wiener Congreß wäre aufgelöst, die Herrscher abgereist und nur ihre Gesandten noch daselbst, um noch Anordnungsfragen zu beendigen. Diese Berichte waren damals richtig, als man sie ihm mittheilte; aber die verspätete Ankunft des Königs von Sachsen in Preßburg, der Widerstand, den dieser Fürst den Beschlüssen des Congresses entgegensetzte, die militärischen Demonstrationen Murat's, hatten den Kaiser Alexander und den König von Preußen zurückgehalten, die sich nicht entfernen wollten, so lange noch irgend eine Schwierigkeit zu überwinden war. So traf die von Genua kommen-

Nachricht von der Landung Napoleon's im Golfe Juan die Herrscher sammt ihren Gesandten noch in Wien an, Lord Castlereagh ausgenommen, welcher im Congresse durch den Herzog von Wellington ersetzt worden. Sie waren alle bei einem Feste vereinigt, als diese Nachricht sich verbreitete. Sie traf wie ein Blitzstrahl. Die Potentaten, von denen die einen durch Napoleon ihrer Staaten beraubt, die anderen stets von demselben Schicksale bedroht worden, waren plötzlich von Besiegten — Sieger, von Sclaven — Herren geworden und hatten nicht nur wieder gewonnen, was sie verloren, sondern ihre Domänen erweitert, diese um die Hälfte, jenes um ein Viertel oder Fünftel, sie glaubten eine Vision zu haben und die schrecklichen Jahre von 1809, 1810 und 1812 wiederkehren zu sehen. Ihr erstes Gefühl war Schrecken, und in diesem Schrecken schmeichelten sie uns; ach! sie glaubten, elf Monate hätten genügt, um die erschöpften Kräfte Frankreichs wieder vollkommen zu erstarken. Dieses Gefühl war so mächtig, daß es die Malice der englischen Diplomaten weckte, welche, Dank dem Ocean! nichts für ihr Vaterland zu fürchten hatten und deßhalb des Schreckens der Anderen spotteten. Auf diese Bestürzung folgte ein heftiger Zorn gegen die wahren Urheber dieses Unglücks. Alles maß vorerst dem Kaiser Alexander die Schuld bei, welcher durch den Vertrag des 11. April die Insel Elba Napoleon bewilligt, und nach ihm den Bourbonen, welche ihm durch ihre Art zu regieren den Weg wieder geöffnet. Es war nur Eine Stimme über den Leichtsinn Alexander's und über die Ungeschicklichkeit der Bourbonen. Man gestand ein, daß man selbst ungeschickt gewesen

wäre, indem man die Regierung Frankreichs solchen Händen anvertraut. —

Alexander konnte sich diesen Zornes-Ausbrüchen, deren Gegenstand er war, nicht entziehen, denn die Russen schrieen am lautesten. Er vertheidigte sich, indem er sagte, der Vertrag des 11. April sei unvermeidlich gewesen; zur Zeit seines Abschlusses hätte Niemand ein ernstes Bedenken geäußert, denn man habe sich um jeden Preis Napoleon's entledigen wollen, der noch in Fontainebleau 70 Tausend Mann und, wenn der Süden Frankreichs sich angeschlossen, noch 100 Tausend andere, aus den Pyrenäen, Lyon und Italien zur Verfügung hatte; daß die Bourbonen, den Vollzug des Vertrags verweigernd, Napoleon durch Versagung seiner Hilfsmittel verletzend, ihm den Weg nach Frankreich öffneten und mithin die einzig Schuldigen wären. Ueberdies fügte er hinzu, wenn er das Uebel verschuldet, wolle er es auch wieder gut machen, und müsse er dazu auch seinen letzten Soldaten und seinen letzten Thaler verwenden. Er suchte seine Verwirrung durch Zorn zu verbergen und ward von diesem Tage an Derjenige der Verbündeten, welcher in Haltung, Sprache und Benehmen am Wenigsten sich mäßigte. In der Aufregung, in welcher sich die Mitglieder des Congresses befanden, kam es Niemand in den Sinn, Napoleon könne durch das Unglück geändert sein, und es wäre möglich, daß er nicht nur den Vertrag von Paris, sondern auch den von Wien anerkenne, in welchem Falle man nur Etwas von ihm verlangen müsse, und das wäre: Aufrichtigkeit. Aber der Gedanke an einen friedlichen, geänderten, oder gemäßigten Napoleon

kam Niemanden. Man sah nur in ihm den furchtbaren Capitain, welcher von der französischen Armee einen so schlechten Gebrauch gemacht, welcher in Europa einen thörichten, asiatischen Ehrgeiz entfaltet und deßhalb plötzlich den Entschluß bei Allen weckte, kämpfend gegen ihn zu sterben; denn es gibt Augenblicke, in welchen die Furcht den Heldenmuth gebiert. Es herrschte nur noch ein Gedanke, der an einen allgemeinen, blutigen, erbitterten Krieg, welcher nur mit dem Untergang des Einen oder Andern enden konnte. — Ehe man eine Erklärung gab, mußte man noch einige Tage warten, um zu erfahren, ob Napoleon's Unternehmen gelungen (woran man übrigens nicht zweifelte), ob der Besitz Frankreichs sein einziger Zweck sei (woran man noch weniger zweifelte), — man mußte sich noch vorher besser unterrichten, um nichts Unnöthiges zu unternehmen. In Bezug auf die Absichten des von der Insel Elba Entflohenen herrschte noch völlige Ungewißheit. Einer maß immer dem Andern die Schuld bei an seiner Rückkehr und der Gefahr, in welcher man sich befand. Talleyrand versicherte zwar, Napoleon habe deßhalb im Golfe Juan gelandet, um sich nach Italien zu begeben. „Denken Sie nicht an uns", sagte Metternich hart, „sondern an sich selbst." „Napoleon ist, glauben Sie mir, auf dem Wege nach Paris; vermuthlich ist er im Augenblick in Lyon und wird in einigen Tagen in den Tuilerien sein." —

Indem man der Aufklärung harrte, bemächtigte man sich so schnell wie möglich der zugetheilten Länder und nahm selbst den Titel davon an, im Angesichte des ehemaligen Beherrschers des Continents.

Es galt nun vorerst, den unglücklichen König von Sachsen zur Einwilligung in die ihm auferlegten Opfer zu bewegen. Nach der Theorie des herrschenden Rechts (einer Theorie, wahr, zu allen Zeiten, aber damals mit besonderer Affection laut verkündet), war nur Das abgetreten, was der Abtretende selbst aus freiem Willen abgab. Zuerst mußte der König von Sachsen einwilligen, diejenigen Provinzen, welche Preußen begehrte, abzugeben; dann verzichtete Preußen auf den Theil, den Rußland von Polen wollte; Letzteres wieder trat an Oesterreich die Landestheile ab, bezüglich deren man übereingekommen. Man wählte die drei bevollmächtigten Gesandten, welche den König von Sachsen vertheidigt hatten, und sandte sie ihm nach Preßburg. Es war Talleyrand für Frankreich, Metternich für Oesterreich, Lord Wellington für England. Sie begaben sich nach Preßburg, wohin Friedrich August verbracht worden und fanden ihn entschlossen zu Widerstand und wenig gerührt über die Dienste, die, wie sie behaupteten, ihm geleistet worden seien. Einige Tage vergingen unter lebhaften Unterhandlungen, ohne irgend ein Resultat. Die drei Diplomaten erklärten dem Könige von Sachsen, daß, wenn er auch nicht förmlich die Bestimmungen des Congresses unterzeichnete, Preußen sich nichtsdestoweniger in Besitz der ihm zugefallenen sächsischen Provinzen setze, während er überdies nicht nur nicht in den Besitz der, der sächsischen Krone gebliebenen gelangen, sondern auch Gefangener der Verbündeten bleiben würde.

Dieser unglückliche Fürst, ohne diesen Drohungen nachzugeben, ließ die drei Unterhändler doch hoffen,

daß er nicht mehr lange mit seiner Einwilligung zögern werde. Sie kehrten nach Wien zurück, um die letzten Uebereinkommnisse abzuschließen. Bayern und Oesterreich vereinigten sich wegen Salzburg; es blieb nichts weiter übrig, als daß die Fürsten die Titel der neuerworbenen Staaten annahmen. Der Kaiser von Rußland nannte sich sogleich: Kaiser aller Russen und König von Polen; König Friedrich Wilhelm: König von Preußen, Großherzog von Posen, Herzog von Sachsen, Landgraf von Thüringen und Markgraf von Lausitz 2c. 2c. Außer dem Titel: Kaiser von Oesterreich, den er im Jahre 1806 anstatt Kaiser von Deutschland angenommen, nannte sich Kaiser Franz noch König von Italien und verordnete durch einen feierlichen Akt, welcher sogleich jenseits der Alpen bekannt gemacht wurde, das lombardisch-venetianische Königreich, welches aus den italienischen Provinzen von Tessin bis zum Isonzo bestand. In diesem Akt erklärte man den Italienern zum Trost, wie man es in Polen gethan, daß man ein einiges Königreich bilden wolle. Der König von Sardinien, welcher Genua erhalten, der König der Niederlande, dessen Staaten durch Belgien sich verdoppelt, nahmen gleichfalls die Titel ihrer neuen Gebietstheile an. Alle Herrscher trugen Sorge, sich in einigen Tagen in den faktischen Besitz der neuerworbenen Provinzen zu setzen, damit für den Fall eines Krieges nichts mehr an ihrem Eigenthum geändert werden könne. Während sich Jeder mit seinen Interessen beschäftigte, erfuhr man den am 12. März stattgefundenen, triumphirenden Einzug Napoleon's in Grenoble und zweifelte nun nicht länger mehr an der Absicht und dem vollstän-

digen Erfolge Napoleon's. Man versammelte sich auf der Stelle und ließ Talleyrand zuerst dem Congresse einen Antrag stellen. Niemand dachte daran, ihm seine Eigenschaft als Repräsentant Ludwig's des XVIII., noch seinem Herrscher diejenige als König von Frankreich streitig zu machen, obgleich man sehr unzufrieden mit den Bourbonen war. — Da man im allgemeinen Interesse um keinen Preis die Wiederherstellung Napoleon's und seiner Familie anerkennen wollte, mußte man sich nothwendig an die Bourbonen, als der einzig möglichen Dynastie halten. Talleyrand selbst, obgleich er für seine Person unzufrieden mit dem französischen Hofe war, erkannte, wie der ganze Congreß selbst, die Nothwendigkeit, sich an die Bourbonen zu halten überdies war er zu sehr mit ihnen verbunden, um zu zögern. — Er sah ein, daß das beste Mittel, um Napoleon in den Augen von Frankreich zu schaden, welches durch zwanzig Jahre Krieg erschöpft war, wäre, ihn als unvereinbar mit Europa darzustellen; er dachte daran, durch den Congreß die Verordnung Ludwig's XVIII. vom 6. März anerkennen zu lassen, wonach Napoleon als Uebelthäter, welcher seinen Bann gebrochen, augenblicklich getödtet werden solle. Dies Verfahren in Bezug auf einen Mann, welcher mit so viel Glanz und Dauer regiert hatte, war ungewöhnlich, aber die Erbitterung war so groß, daß man weder auf die Akte, noch auf ihre Form Rücksicht nahm. Talleyrand machte den Vorschlag, Napoleon Bonaparte, welcher den Vertrag vom 11. April gebrochen, und somit den einzigen legalen Titel, auf welchem seine Existenz beruhte, als außer dem Gesetze der Nationen zu erklären, und

falls man seiner habhaft werden könnte, darnach zu verfahren. Die Großmuth Alexander's hätte ein solches Verfahren mildern können, aber der Zorn desselben und die Furcht Oesterreichs, verdächtig zu erscheinen, erstickten jeden Einwand und, außer einigen zu abscheulichen Ausdrücken, ward die vom 13. März datirte Erklärung angenommen und durch außerordentliche Kuriere nach Straßburg gesandt, um an unserer Grenze bekannt gemacht zu werden, damit, wenn es noch Zeit wäre, der königlichen Sache ein Dienst hiedurch erwiesen würde, indem man die unversöhnliche Einstimmigkeit Europa's gegen Napoleon verkündete.

Man brachte auf diese Weise einige Tage zu, indem man bald Napoleon's Erfolge als sicher annahm, bald bei dem geringsten Hoffnungsschein an denselben zweifelte; und während dieser Zeit dachte man nur an einen unvermeidlichen, erbitterten Krieg, Preußen durch Erneuerung seines Hasses, Rußland aus Zorn, weil man seine Großmuth mißbraucht, England aus Besorgniß, sich die ungeheuern Vortheile entgehen zu sehen, Oesterreich aus Ueberzeugung, den Kampf nicht vermeiden zu können, sowie aus Furcht, bei seinen Verbündeten Mißtrauen zu erwecken. Obgleich diese letztere Macht nicht weniger, als die anderen zu verlieren hatte, sahen doch Kaiser Franz und der Fürst von Metternich mit etwas mehr Ruhe, Gewogenheit und Kaltblütigkeit drein. Sie glaubten fast, es wäre möglich, daß Napoleon vielleicht die Verträge von Paris und Wien anerkenne; sie nahmen sogar an, daß, durch Erfahrung aufgeklärt, er sich den Länderverlust Frankreichs gefallen ließe, und daß er, mit Kriegesruhm bedeckt, daran denke, den Olivenzweig

der unzähligen Lorbeeren, welche seine Stirne beschatteten, einzuflechten; aber sie waren dessen nicht versichert. Es war ebenso möglich wie trostlos, sowohl für ihn, der er durch seine eigenen Fehler Frankreichs Größe verloren, als auch für die Union, wenn er jetzt anfing, einerseits sich und Frankreich erst einige Ruhe zu gönnen, anderseits der Union Zeit zu lassen, aufzulösen und alsdann, wenn seine militärischen Kräfte wieder erstarkt wären — die seiner Gegner aber vermindert oder sich wenigstens zerstreut hätten — den Kampf von Neuem begänne, um, wenn auch keinen zweiten Vertrag von Tilsit oder Wien, so doch einen von Campo Formio oder Lüneville abschließen zu können. Diese zweite Ansicht kam der ersteren an Wahrscheinlichkeit gleich; jedenfalls mußte man sich sichern und das Sicherste war, sogleich an dem Ruine Napoleon's zu arbeiten. Obgleich Oesterreich nicht so von Haß erfüllt war wie Preußen, so beleidigt wie Rußland, so habgierig wie England, war es doch kalt und fest entschlossen. Nur in Bezug auf die zu Napoleon's Sturz anzuwendenden Mittel war man in Verlegenheit. Einige österreichische Staatsmänner dachten, Napoleon gerathe vielleicht, wenn er nach eilfmonatlicher Regierung der Bourbonen zurückkehre, den verschiedenen Parteien gegenüber in Verlegenheit, und es wäre vielleicht genügend, wenn man die innern Spaltungen benütze, um nicht genöthigt zu sein, das schreckliche und zweifelhafte Mittel eines Krieges anzuwenden. Aber diese arglistige Berechnung entsprach nicht den heftigen Leidenschaften des Momentes — konnte die Gesinnungen Oesterreichs verdächtig machen und Gelegenheit zu der Vermu-

thung geben, man wünsche die Regentschaft Marie-Louisens, und schade folglich Dem, was man für das Wohl Europa's hielt, das heißt, der vollständigen Union der Verbündeten. Oesterreich stimmte also ohne Leidenschaft, aber entschlossen dem Kriegsprojekte aus zwei entscheidenden Gründen bei; hinsichtlich des Verdachtes wegen Napoleon und der dringenden Noth einer europäischen Coalition. —

Um nun keinen Verdacht zu erregen, verwandten der Kaiser Franz und Metternich alle Sorgfalt darauf, sich Marie-Louisens zu versichern, um jeder Unbedachtsamkeit von ihrer Seite zuvorzukommen. Die Mittel, sie ihrem Willen geneigt zu machen, fehlten ihnen nicht, denn sie hatten die Gewalt und waren versichert, daß Parma sie unterstützen würde. Es bedurfte leider nicht so viel, um über den Charakter der Prinzessin zu siegen. Sie fügte sich nicht nur dem Willen ihres Vaters, was entschuldbar war, sondern auch dem Willen eines Beherrschers, welcher die größte Macht über sie hatte, dem Grafen von Neiperg, welcher ihr Führer, ihr Vertheidiger, ihr einziger Freund geworden. In ihrer Einsamkeit und Schwäche vermochte sie, weder der Sorgfalt, noch den persönlichen Vorzügen des Grafen zu widerstehen und hatte vollständig vergessen, was sie ihrem Range, ihren Pflichten, und ihrer schmerzlichen, aber ruhmvollen Bestimmung verdankte. Als sie die ersten Erfolge Napoleon's erfuhr, war sie einen Augenblick von Reue ergriffen. Aber bald die österreichischen Fesseln bedenkend, welche er zu brechen hatte, sowie vor Allem sein Unrecht sich ins Gedächtniß rufend — zog sie das ruhige, reiche und freie Leben, das sie in Parma

erwartete, allen Zufällen einer stürmischen Laufbahn, für die sie nicht genügenden Muth besaß, vor. Um diese Prinzessin nicht zu verleumden, muß man beifügen, daß sie, wenn auch eine schwache Gattin, doch eine ausgezeichnete Mutter war, sehr gefühlvoll, obgleich wenig geistreich. Glaubte sie auch an das Talent ihres Gatten, so mißtraute sie doch seiner Besonnenheit und zweifelte sehr daran, daß er sich auf dem Throne erhalten würde. Ebenso fürchtete sie, wenn sie zu ihm zurückkehrte, das Erbe ihres Sohnes zu gefährden, ohne ihm die Krone von Frankreich zu sichern; sie zog es vor, ihrem Sohne ein sicheres Erbtheil in Italien zu geben, als eine eingebildete Größe in Frankreich; eine Rechnung ohne Erhöhung, aber nicht unrichtig, wie die Begebenheiten bald beweisen werden. —

Kaiser Franz und Metternich fanden sie also ganz überzeugt und vollständig bereit, auf die Bedingungen ihrer Politik einzugehen um den Preis von Parma. Die Bedingungen waren, Wien nicht zu verlassen, ihren Sohn einstweilen dem Kaiser Franz zu übergeben, sowie alle direkten und indirekten Botschaften von ihrem Gatten dem österreichischen Kabinete einzuhändigen, das sie gesiegelt auf die Tafel des Congresses legen würde. Sie nahm diese demüthigenden Bedingungen an; übergab ihren Sohn dem Kaiser Franz, welcher übrigens für dieses Kind die zärtlichste Zuneigung hegte, und lieferte, was weniger entschuldbar war, alle ihr zugekommenen Briefe Napoleon's ab. Sie hatte eine Unterredung mit Meneval, welcher bei ihr geblieben und ein treuer Diener Napoleon's war. Gegen ihn äußerte

sie, sie kehre nicht mehr nach Frankreich zurück, sie habe ihren besiegten und gefangenen Gatten nicht aufgesucht, und wolle es nun, da er siegreich wieder auf dem Throne sei, auch nicht thun; — daß sie, müde der Aufregungen, ein zurückgezogenes Leben führen, sich ihrem Sohne widmen und ihm eine bescheidene, aber gesicherte Zukunft bereiten wolle.

Als ihr Meneval entgegnete, daß das Herzogthum Parma, zuerst ihr erblich bestimmt, nun nur noch lebenslänglich zugesichert sei, antwortete sie, sie habe nicht mehr erhalten können; das wäre allerdings sehr zu beklagen; aber das Herzogthum erlaube ihr, zu sparen und dadurch in zwanzig Jahren ein großes Vermögen ihrem Sohne zu hinterlassen, was sie als einfache Erzherzogin nicht könne; er bekäme überdies in Böhmen ansehnliche Lehen zur Entschädigung für das Erbrecht des Herzogthums Parma; er wäre Erzherzog und ein reicher Erzherzog, was in Oesterreich nicht gewöhnlich sei; sie wollte ihn nach ihrer Ansicht glücklich wissen und wäre immer eine zärtliche und ergebene Mutter gewesen. So sprach und dachte ganz aufrichtig die Gattin Napoleon's, und zwar nicht Diejenige, welche er aus dem Privatstande, sondern die, welche er aus dem Blute der Cäsaren genommen hatte. Meneval neigte vor Schmerz den Kopf, als er diese Sprache hörte, fügte kein Wort bei und ließ, ohne sie auszudrücken, seine respektvolle Mißbilligung sehen. —

In Folge dieser Entschließungen ward der Sohn Napoleon's seiner Mutter weggenommen und trotz seiner kindlichen Klagen in den Palast seines Groß-

vaters gebracht, den er nicht mehr verlassen durfte. Die durch Meneval und Bubna an Marie-Louise gekommenen Briefe wurden auf die Tafel des Congresses niedergelegt. Oesterreich war sehr besorgt, seinen Verbündeten zu beweisen, daß zwischen ihm und Napoleon keine geheime Verbindung stattfände. Als Preis für diese Unterwerfung erhielt Marie-Louise von allen Höfen die Zusicherung der lebenslänglichen Herrschaft über das Herzogthum Parma und Plaisance.

Bald kamen zu diesen Briefen noch andere, von welchen man sich in Paris den glücklichsten Erfolg versprochen hatte und welche in der That in Wien einen ganz entgegengesetzten Effekt hervorbrachten. Der außerordentliche Kurier, welcher an den Prinzen Eugen durch seinen Intendanten geschickt ward und welcher Briefe der Königin Hortense für ihren Bruder, für Marie-Louise und für verschiedene, bedeutende Persönlichkeiten zu überbringen hatte, ward arretirt. Die Depeschen, deren Träger er war, wurden ebenfalls auf die Tafel des Congresses gelegt. Das Durchlesen dieser Briefe brachte besonders auf den Kaiser von Rußland einen ungünstigen Eindruck hervor. Alexander, welcher in Nichts Maß hielt, hatte in Paris das Haus der Königin Hortense und in Wien den Arm des Prinzen Eugen, in dessen Gesellschaft er täglich spazieren ging, bisher kaum verlassen. Er hatte der Königin Hortense das Herzogthum Saint-Leu verschafft und wollte auch, ohne daß es ihm jedoch gelang, dem Prinzen Eugen eine kleine Herrschaft zu sichern. In dem aufgeregten Zustand, in welchen die Zurückkunft Napoleon's ihn versetzt,

war er versichert, daß der Bruder und die Schwester in das Geheimniß der Expedition von der Insel Elba eingeweiht gewesen und daß er von ihnen getäuscht worden. Er überließ sich deßhalb einem aufrichtigen, heftigen Zorn; denn es war für seine Eigenliebe besser, verrathen, als angeführt worden zu sein. In Folge dessen sprach er davon, den Prinzen Eugen gefangen nehmen zu lassen. Nach einiger Ueberlegung aber, sowie nach etwelchen Erklärungen des Prinzen selbst, begnügte er sich mit dem Versprechen, daß derselbe Wien nicht verlasse.

Alle diese Briefe bezeugten, was leicht vorherzusehen war, daß Napoleon weder getödtet, noch gefangen genommen wurde auf seinem Wege, und daß er nicht im Wiedervergeltungsrecht die Bourbonen getödtet, sondern sie aus Frankreich vertrieben, und den Thron bestiegen mit dem Versprechen, Friede zu halten und die Verträge zu achten. Aber den in Wien versammelten Fürsten war es gleichgültig, ob Napoleon grausam oder großmüthig, kriegerisch oder friedlich gesinnt zurückgekommen. Sie befürchteten, sobald die Kräfte Frankreichs wieder hergestellt seien, werde er wenigstens dessen Grenzen wieder erweitern wollen, weßhalb man, so lange er die hinlängliche Macht noch nicht besaß, ihn stürzen müsse. —

Nachdem man besser unterrichtet war, ging man von der ersten heftigen Erklärung des 13. März zu praktischeren, oder erheblicheren Beschlüssen, obgleich nicht weniger wild in ihrer Form, über. Man beschloß durch einen Vertrag, welcher klar und einfach die Verbindung von Chaumont wieder herstellte, unverzüglich den Krieg. Diese Allianz setzte fest, wie

man sich erinnern wird, daß jede der vier vereinigten Großmächte 150 Tausend Mann bereit hielte, bis das Ziel der Allianz vollkommen erreicht wäre. Diese Contingente enthielten bei weitem nicht alle Kräfte, welche man aufbieten wollte, um Napoleon zu vernichten; denn es verstand sich von selbst, daß jede der Mächte sich verbindlich mache, außer der angegebenen Truppenzahl alle möglichen Hilfsquellen zum Triumphe der allgemeinen Sache aufbiete. Man war darin übereingekommen, daß keine Macht allein etwas unternehmen sollte, und besonders, daß man auf kein Wort des Feindes höre, ohne es den Verbündeten mitzutheilen, welche allein in ihrer Gesammtheit berechtigt wären, zu unterhandeln. Es ging ferner aus dem Vertrag hervor, daß England sechs Millionen Pfund Sterling Hilfsgelder, die es für die Dauer des Krieges versprochen, und ferner eine entsprechende Entschädigung in Silber leiste, im Falle sein Contingent die angegebene Stärke nicht erreichen sollte. —

Für England war die eingegangene Verbindlichkeit, wenn auch nicht ernster, doch beschwerlicher; aber man diente in einem solchen Kriege so sehr seinem Hasse und seinen Interessen, daß die Verbündeten sich nicht als verpflichtet gegen dasselbe ansahen, indem sie sein Geld annahmen. Es war in Wien weder durch einen Herrscher, noch durch einen ersten Minister vertreten, denn selbst Lord Castlereagh war nach London abgereist. Aber Lord Wellington, welcher ihn ersetzte, stützte sich auf seine großen Dienste und seine Popularität in England und fürchtete keine Verantwortlichkeit. — Obgleich er keine Verhaltungs-

maßregeln empfangen (die Zeit reichte dazu nicht hin), hatte er doch seinen Entschluß gefaßt. — Er hielt es für nöthig, einen Krieg zu beginnen, um den Stand der Dinge, wie sie England in Europa hergestellt hatte, aufrecht zu erhalten; er hoffte, sich in diesem neuen Kriege Ruhm zu erwerben, und fürchtete nicht, drückende Verbindlichkeiten für seine Regierung einzugehen; er war sicher, daß man es in England nicht wagen würde, denselben die Anerkennung zu versagen. Er unterzeichnete also ohne den geringsten Einwand; ja er forderte mehr heraus, als er sich bestimmen ließ.

Der Repräsentant von Frankreich hätte bei Abschluß des Vertrags gern entgegengewirkt, um die Lage der Bourbonen mehr zu sichern, denn er hatte bemerkt, daß man denselben ihrer Ungeschicklichkeit halber nicht mehr so geneigt war und daß, wenn man auch hinsichtlich der Nothwendigkeit übereinstimmte, Napoleon zu stürzen, man sich keineswegs noch geeinigt hatte, wie man ihn ersetzen wollte. Trotzdem daß Talleyrand ein so gewandter Diplomat und feiner Hofmann war, sah er in seinem Eifer für die bourbonische Sache doch nicht ein, was Empörendes in der Unterschrift eines französischen Bevollmächtigten unter einem Vertrage lag, der einen Krieg auf Leben und Tod gegen Frankreich zum Zwecke hatte. Er wollte den Vertrag mitunterzeichnen; allein man ersparte ihm diese Verlegenheit aus persönlichen Gründen. Die verbündeten Herrscher wollten weder in den Augen ihrer Völker, noch weniger aber in denen der englischen Nation als Wiederhersteller der Bourbonen, sondern nur als sich die allgemeinen Interes-

sen Europa's während, erscheinen. Sie erklärten sich als Hauptcontrahenten dieses Vertrages und bewilligten nur die Beistimmung der übrigen Mächte. Der Vertrag, um den es sich handelte, erneuerte die Allianz von Chaumont, trug das Datum vom 25. März und wurde unverzüglich nach England geschickt, um die Bestätigung Britanniens zu erhalten. Zuerst hielt man diesen Vertrag geheim, nicht seinem allgemeinen Inhalte nach, sondern in seinen Einzelheiten. Der Zweck und die Mittel waren genau bestimmt und man machte sich nun an die Anwendung derselben. Man hielt Conferenzen bei dem Fürsten von Schwarzenberg, welchen der Kaiser Alexander durchaus beiwohnen wollte. Der Fürst von Schwarzenberg für Oesterreich, Kaiser Alexander und Fürst Wolkensky für Rußland, von Knesebeck für Preußen, der Herzog von Wellington für England berietheu sich über den Kriegsplan. Am liebsten hätten sie gleich mit den Feindseligkeiten begonnen, namentlich der Herzog von Wellington. Um aber sicher zu gehen, beschloß man nichts zu unternehmen, bis eine bedeutende Kriegsmacht aufgestellt wäre, so daß jede einzelne der verbündeten Armeeen sich dem ihnen allen gemeinsamen Feinde entgegenstellen könnte. Man vertheilte die Macht der Verbündeten in 3 Hauptcolonnen. Die erste sollte in Italien thätig sein, wo, wie die Oesterreicher vermutheten, Murat mit Napoleon im Einverständnisse handeln könnte. In ihrem Eifer für diese Gegend bestimmten sie hierfür 150 Tausend Mann. Dieser Theil der verbündeten Macht hatte Befehl, nach Zurückwerfung Murat's sich gegen den Mont-Cenis in Savoyen zu ziehen. Die zwei an-

dern Colonnen sollten Frankreich zum Kriegsschauplatz und Paris zum Ziel haben; die eine sollte im Osten, von Basel, bis Mainz eindringen und aus Oesterreichern, Bayern, Badensern, Württembergern, Hessen und Russen bestehen und 200 Tausend Mann stark sein. Diese östliche Colonne sollte erst dann angreifend auftreten, wenn das russische Contingent von 80 Tausend Mann, welches durch Galizien, Böhmen und Franken seinen Marsch nehmen mußte, am Rhein angekommen wäre, was vor Mitte oder Ende Juni nicht möglich war.

Die letzte Colonne endlich, aber die wichtigste, sollte im Norden einfallen. Sie sollte bestehen aus Engländern, Belgiern, Hannoveranern, Norddeutschen, namentlich Preußen, und unter dem Oberbefehl des Herzogs von Wellington stehen, in dessen Klugheit man das größte Vertrauen setzte. — In diesem Fall hätte die nördliche Colonne 250 Tausend Mann Streiter gezählt, was die 600 Tausend Mann aktive Truppen, welche man hoffte, zusammenbringen zu können, vervollständigt haben würde, ohne die russische, österreichische und deutsche Reserve zu rechnen, wodurch die Totalsumme der vereinigten Mächte auf 750—800 Tausend Mann anwuchs. — Die Preußen, deren Haß größer war als ihr Stolz, hätten sich willig unter das Commando des Herzogs von Wellington gestellt, aber die Eigenliebe Blücher's setzte diesem Vorschlage Hindernisse entgegen; man mußte also auf gewandte Weise diese Schwierigkeiten überwinden. Es war bestimmt, daß Belgien und Holland mindestens 40 Tausend Mann stellen müßten, da sie außer dem allgemeinen noch ein Sonder=

interesse hatten, und daß sie sich trotz des Verdienstes und der Eitelkeit des Prinzen von Oranien, Sohnes des neuen Königs der Niederlande, dem Commando des Herzogs von Wellington fügen sollten. — Die Hannoveraner und Braunschweiger hatten gar keinen Grund, sich nicht dem brittischen Oberbefehl zu unterwerfen. Lord Wellington hätte also 40 Tausend Holländer und Belgier, ungefähr 20 Tausend Norddeutsche, und wenn man 60 Tausend Engländer hinzufügte, konnte er 120 Tausend Soldaten unter seinem Befehle haben, ohne die 12—15 Tausend Portugiesen, welche er von dem Lissaboner Hofe zu erhalten hoffte. Auf Spanien rechnete er nicht. Es war nicht rathsam, sich vor Napoleon mit 120 Tausend Streitern zu zeigen; aber man dachte, daß Blücher in seiner Heftigkeit Lord Wellington nicht den Ruhm gestatte, der erste in der Linie zu sein, daß er mit 100 oder 120 Tausend Preußen vorrücken werde, daß seine Begierde, sich zu schlagen, ihn gefügig mache, so daß er ohne besonderes Uebereinkommen sich, wenn auch nicht unter die Befehle, doch unter die Leitung des englischen Generals stelle und daß Lord Wellington auf diese Weise dann 240 Tausend Mann zu seiner Verfügung hätte; diese Truppenmasse sollte vom Norden aus in Frankreich einrücken, während die des Fürsten von Schwarzenberg von Osten käme und so würde, wie es im Jahre 1814 geschehen, eine die andere weiter drängend bis Paris, Napoleon durch die hundert Arme der Verbündeten erdrückt werden. Eine zweite russische Armee sollte bald der ersten unter Barclay von Tolly, sowie die preußische Reserve bald zu Blücher stoßen, man

könnte der Linie noch 150 Tausend Mann zufügen und zweifelte nicht daran, mit 600 Tausend Streitern Napoleon zu überwinden, denn man glaubte, bei dem erschöpften Zustande Frankreichs könne er höchstens ein Heer von 200 Tausend Mann gegenüber stellen.

Man betrachtete diese Berechnungen als richtig und nahm unverzüglich den Plan an. Die nach Italien bestimmten österreichischen Truppen waren schon unterwegs, denn man hatte nicht nöthig, den Eifer des Wiener Cabinets zu wecken. Man kam darin überein, daß die zweite österreichische Armee so rasch wie möglich nach Basel abgehen sollte, daß die Bayern, welche schon 30 Tausend Mann daselbst hatten, sich beeilten, 50 Tausend zusammen zu ziehen; daß die Württemberger, Badenser, Hessen ebenfalls anzutreiben wären, daß England, dessen finanzielle Freigebigkeit gegen die Großmächte in Anspruch genommen worden, ersucht würde, auch noch zur Reserve einige Hilfstruppen stoßen zu lassen, und daß es, sowie die Niederlande, nicht einen Tag verlieren sollte, um eine erste Abtheilung seiner Macht zusammenzuziehen, welche fähig wären, Napoleon die Spitze zu bieten, wenn er vor der für die Feindseligkeiten angenommenen Zeit, d. h. Mitte Juni, einen Angriff versuchte. Der Herzog von Wellington wollte selbst auf der Stelle abreisen, um die belgischen, holländischen, hannoveranischen und deutschen Truppen, welche in den Niederlanden vereinigt waren, vorzubereiten. Er wollte auch näher bei London sein, um den Muth seiner Regierung aufrecht zu erhalten und die Verbindlichkeiten, die er ohne Vollmacht eingegangen,

genehmigen zu lassen. Man beauftragte ihn, den sich nach Belgien zurückgezogenen Bourbonen Rathschläge zu ertheilen. Die Herrscher entschlossen sich, bis zur Ankunft ihrer Truppen, welche sie auf jede Weise beschleunigten, in Wien zu bleiben, bereit, in das Hauptquartier des Fürsten von Schwarzenberg zu folgen, wie sie es während des Feldzugs von 1814 gethan.

Mittlerweile war der mit einer geheimen Sendung betraute Montrand in Wien angekommen. Sein erster Besuch war bei Talleyrand, mit welchem er in alter Familienverbindung stand. Er hatte zu viel Scharfblick, um nicht sogleich zu entdecken, wie sehr derselbe in die Sache der Bourbonen verwickelt war, und war zu vorsichtig, um unnöthige Versuche zu wagen. Er hielt ein, sobald er sah, welcher Partei Talleyrand angehörte, aber er wollte wissen, ob die bezüglich der Dynastie weniger interessirten Gesandtschaften als die von Frankreich, Talleyrand's Ansicht theilten. Er begab sich zu Nesselrode und versuchte, demselben klar zu machen, daß die Revolution vom 20. März den lebhaftesten Neigungen Frankreichs entsprach, nicht nur in der Armee, sondern auch im Volke, den Städten und auf dem Lande; daß Napoleon viele Arme zu seinem Dienste bereit fände, daß der Kampf ein sehr bedeutender würde, und es, falls es sich nur um die Bourbonen handle, nicht der Mühe werth wäre, einen Krieg zu beginnen. Montrand hatte Verstand genug und war zu gut gekannt von den Diplomaten, an welche er sich wandte, als daß sie sich verbunden gefühlt hätten, ihm nähere Erklärung zu geben. Sie sagten ihm, man täuschte

sich in Wien durchaus nicht über die Bedeutung des Kampfes, aber man wäre entschlossen, ihn zu Ende zu führen, d. h. bis zum Sturze Napoleon's. Die Verbündeten, die Bourbonen vorziehend, wären bereit zu thun, was ihnen rathsam schien. Dieser eigenthümliche Gesandte Napoleon's wollte nun einen Versuch bezüglich der Regentschaft Marie-Louisens machen. Aller er fand Oesterreich, sowie die anderen Mächte entschieden gegen diese Regentschaft, und da er den Wunsch hatte, zu hören, was diese Fürstin selbst darüber denke, suchte er in die Gärten von Schönbrunn einzudringen. Er zeigte sich als Blumenliebhaber und gelangte zu einem Gespräch mit Meneval, ohne bei der österreichischen Polizei Verdacht zu erregen. — Er sagte zu Meneval, wenn Marie-Louise sich entschließen könne, die Etiquette bei Seite zu setzen und sich ihm anzuvertrauen, mache er sich anheischig, sie und ihren Sohn nach Straßburg zu bringen; er sichere den Erfolg des Unternehmens. Meneval theilte ihm mit, daß Marie-Louise eben so kalt hinsichtlich ihrer Regentschaft wie die vereinigten Fürsten in Wien wären, und nur noch Neigung zeige für die neue Zukunft, welche sie sich bereitet und in welcher ihr Sohn nicht die einzige Rolle spiele. Montrand bestand nicht weiter darauf, gab drei seiner Briefe ab, und empfing die Antworten, welche er sich entschloß, eben so pünktlich abzuliefern. Da es ihm bezüglich Napoleon's und Marie-Louisens nicht glücken wollte, versuchte er, wie die Verbündeten in Hinsicht auf die Regentschaft eines Prinzen dächten, dem er persönlich zugethan und dessen Verbannung in Sicilien er getheilt, — des Herzogs von Orleans.

Er fand England immer eifrig für die Person Ludwig's XVIII., Oesterreich eigensinnig an dem Prinzipe der Legitimität festhaltend, Preußen gleichgültig gegen Alles, was nicht den Sturz Napoleon's betraf, und Rußlands Herrscher, allein geneigt zu einem Wechsel der Dynastien in Frankreich zu Gunsten der jüngeren Linie des bourbonischen Hauses. Montrand verließ Wien, ohne Denjenigen, der ihn gesandt, verrathen zu haben. Er hatte ihm wenig genützt, weil er Nichts für ihn zu thun vermochte. Er hatte versucht, Etwas für einen Prinzen zu thun, den er liebte, und war entschlossen, die genaue Wahrheit in Paris zu sagen. Er nahm einen großen Brief Meneval's mit, in welchem dieser treue Diener, den Respekt wahrend, den er niemals verletzte, Coulaincourt über Marie-Louise und den Wiener Hof Einzelheiten berichtete, welche er Napoleon nicht vorenthalten wollte. Montrand beeilte sich, nach Paris zurückzukehren und sobald wie möglich die Aufschlüsse, welche er sich verschafft, mitzutheilen. —

Hören wir, was während dieser Zeit in London vorging. Obgleich man in Wien sich gerirte, als trüge man einen unversöhnlichen Haß gegen Napoleon, so war doch die Stimmung in England selbst, wenn gleich kein Vortheil aufgegeben werden sollte, gemäßigter. Das Interesse ist ein Hauptbeweggrund in England wie bei allen Nationen, so aufgeklärt sie auch sein mögen; aber das Gefühl für Recht, die Sympathie für die Unterdrückten (nämlich diejenigen, welche es nicht selbst unterdrückt), die Einbildungskraft, die Liebe zur Größe, spielen eine Rolle in seinen Entschlüssen und man würde einen der bemerkenswerthesten Züge

des brittischen Charakters mißkennen, wenn man nicht diesen verschiedenen Neigungen Rechnung trüge. England, ohne mit Napoleon oder Frankreich befreundet zu sein, empfand nicht mehr die heftige Leidenschaft, wie im Jahre vorher. Vom Triumph gesättigt, hatte es sich des Friedens erfreut. Die elf oder zwölf Monate Ruhe hatten ihm erlaubt, seinen Handel in der ganzen Welt wieder auszubreiten. Es hatte Gelegenheit gefunden, nachzudenken über den letzten Krieg und die Entdeckung gemacht, daß ihm derselbe zwar viel eingebracht, aber auch ebensoviel gekostet. Seine verdreifachte Schuld, welche fast die Hälfte seiner Einkommensteuer — so verhaßt der Form als des Grundes halber, aber eine bleibende Nothwendigkeit in den Finanzen geworden — betrug, bildete das Gegengewicht zu den Errungenschaften in den beiden Welttheilen; das, was man Commissariat nannte (d. h. die wandernde Verwaltung bei den Armeeen) hatte in Spanien bedeutende Schulden zurückgelassen und neulich in Amerika einen Vertrag abgeschlossen, demgemäß der Staat dringend bezahlen mußte. In dieser Lage einen Krieg anzufangen, war nach Niemandes Geschmack. Für wen und für was anfangen? Handelte es sich um die erworbenen Vortheile, so war Napoleon ja bereit, den Frieden, auf den Vertrag von Paris und Wien gegründet, festzuhalten, und wenn man auch an der Wahrheit seiner Worte zweifeln wollte, so bot sein eigenes Interesse Garantie für seine Aufrichtigkeit. Unter Anderm war sein Wunsch, England zu gefallen, durch die Eile bestätigt, mit welcher er den Sclavenhandel abschaffte. (Napoleon hatte in der That freiwillig diese Abschaf-

fung ausgesprochen.) Man fragte sich, für wen man den Krieg führen sollte? Vermuthlich gegen die Bourbonen, gegen Napoleon? Nun hatten aber die Bourbonen viel bei den Engländern verloren und Napoleon etwas gewonnen: der Gruß Ludwig's XVIII. an den Prinzregenten hatte England geschmeichelt, aber es hegte von der Regierung der Bourbonen eine sehr strenge Meinung. Während es diejenige Ferdinand's VII. in Spanien abscheulich fand, beurtheilte es die Ludwig's XVIII. in Frankreich als ungeschickt, wenig aufgeklärt und der Art beschaffen, um über ihre Familie die Katastrophe herbeizuführen, welche sie betroffen. Zu Gunsten der Bourbonen sich bewaffnen, um Frankreich eine Regierung aufzudrängen, welche England für sich selbst nicht wollte, erschien Niemand als ein gerechtfertigtes Verfahren. Napoleon hatte das gewonnen, was die in Wien versammelten Herrscher an der allgemeinen Achtung verloren. —

Der Hauptvorwurf, den man ihm machte, war sein unersättlicher Ehrgeiz. Nun hatten aber die Engländer mit einer lebhaften Mißbilligung die Ueberlassung Polens an Alexander, die Zerstückelung Sachsens zu Gunsten Preußens, die Annexirung Venedigs an Oesterreich und Genua's an Piemont gesehen. Ueberdies sind die Engländer mit einer starken Einbildungskraft begabt. Die wunderbare Rückkehr von der Insel Elba hatte über Napoleon einen gewissen Nimbus verbreitet. Diese Rückkehr, mit der anscheinenden Zustimmung Frankreichs, hatte ihn unter den Schutz eines Gesetzes gestellt, welches in England Grundgesetz ist, und das die Engländer seit fünfundzwanzig Jahren gegen ihre verschiedenen Ministerien aufrecht erhalten,

nämlich dasjenige der thatsächlichen Regierung. Das englische Cabinet, welchem die Aenderung der allgemeinen Stimmung nicht unbekannt war, hätte, wenn es sich in Wien befunden, nicht so schnell Verbindlichkeiten eingegangen, als es der Herzog von Wellington gethan. Selbst Lord Liverpool und Wansittart, welche gewiß keine Freunde Frankreichs waren, sowie Castlereagh, waren gegen den Krieg. Die nach London gekommenen französischen Emigranten suchten diese im Ministerium herrschende Stimmung zu bekämpfen. Der von Ludwig XVIII. nach London gesandte Herzog von Feltre war bestrebt, das englische Ministerium zum Kriege gegen Napoleon zu bestimmen, indem er ihm darlegte, daß demselben, wenn er die festen Plätze mit der nöthigen Mannschaft versehen hätte, nicht mehr als 100,000 Mann zur Verfügung ständen, und daß die Bauern der Bretagne und Vendée, wenn ihnen die nöthigen Mittel geboten wären, sich sogleich gegen ihn erheben würden. Aus Allem schloß man, daß Napoleon, wenn ein rascher und heftiger Angriff gegen ihn unternommen würde, leicht zurückzuwerfen wäre und daß dadurch dann die im Jahre 1814 errungenen Vortheile den betreffenden Staaten gesichert blieben. Während die englischen Minister das Für und Wider erwogen, kam die Nachricht von den eingegangenen Verbindlichkeiten Lord Wellington's; und die Furcht, mit der europäischen Union zu brechen, sowie noch manche andere Umstände, entschieden die Frage für den Krieg; doch in Anbetracht des Widerspruchs mit der öffentlichen Meinung mußte man zur List seine Zuflucht nehmen und Lord Castlereagh zeigte sich zu einer Verheimlichung, einer Verstellung bereit,

welche heut zu Tage kein englischer Minister mehr wagen würde *). Nach Kenntniß der Dinge in Wien beschloß man, gewisse Bedingungen zu machen, um anscheinend die Grundsätze Großbritanniens zu schützen und die eingegangenen Verbindlichkeiten nur nach und nach zu veröffentlichen, je nachdem der Verlauf der Dinge den Entschluß des Cabinets rechtfertige. Der Vertrag vom 25. März, welcher die Allianz von Chaumont bestätigte, wurde genehmigt, aber mit einem, dem achten Artikel beigefügten, Vorbehalt. — Dieser Artikel, welcher die Theilnahme Ludwig's XVIII. am Vertrag festsetzte, sollte dahin ausgelegt werden, daß die europäischen Mächte zu ihrer gegenseitigen Sicherheit gemeinschaftlich gegen Napoleon handeln sollten, daß aber die britannische Majestät dadurch nicht gezwungen wäre, Frankreich irgend eine Regierung aufzudringen. — Der am 5. in London angekommene Vertrag wurde genehmigt und am 8. mit dem nicht nur scheinbaren, sondern auch unwahren Vorbehalt zurückgeschickt; denn man wollte wirklich entschieden Napoleon stürzen und die Bourbonen wieder einsetzen. Diese Vorfälle aber konnte man dem Parlamente gegenüber nicht geheim halten; es wurde also am 6. April den Häusern hierüber Bericht erstattet, dahin lautend, daß die Vorgänge in Frankreich eine Verstärkung der Land- und Seemacht nöthig machten, sowie auch eine Uebereinkunft mit den verbündeten

*) Diese Verheimlichungen sind bewiesen durch die kürzlich bekannt gewordene Correspondenz Lord Castlereagh's und durch die noch nicht publicirten Documente bezüglich des Wiener Congresses, von welchen wir Einsicht nahmen.

Mächten, um die gegenwärtige und zukünftige Sicherheit Europa's zu wahren. Das Kabinet verlangte die augenblickliche Discussion des Antrags und erhielt sie auch trotz der Opposition, welche die Verzögerung derselben wünschte. Diese Discussion war lebhaft und gründlich. Im Oberhaus repräsentirte Lord Liverpool das Cabinet und Lord Grey die Opposition; im Unterhaus nahm Lord Castlereagh für das Cabinet das Wort, und Sir Francis Burdett und Whitbread für die Opposition. Die Debatte war dem Hauptinhalte nach in beiden Kammern die gleiche. — Das Kabinet stellte den Sachverhalt in der Weise dar, daß man im April 1814 gegen Frankreich zu großmüthig gehandelt, da man dieser Macht, welche Europa so viel Unruhe verursacht, die Grenzen von 1790 fast ganz bewilligt und ihr sogar auch das fast aus allen europäischen Kunstsammlungen zusammengestohlene Museum gelassen habe. Auch gegen Napoleon selbst wäre man durch den Vertrag vom 11. April zu nachsichtig gewesen. Das englische Ministerium habe nur deshalb diesen unklugen Vertrag unterzeichnet, weil Lord Castlereagh bei seiner Ankunft in Paris im April 1814 gefunden, daß Kaiser Alexander denselben mächtig befürwortete. Ueberdies besaß Napoleon zu jener Zeit noch mindestens 150 Tausend Mann, so daß durch eine Weigerung der Kampf sich nur verlängert hätte. Er hatte, indem er die Insel Elba verließ, den Vertrag gebrochen, während die Napoleonisten die Verletzung des Vertrags denen zuschreiben, welche ihm die laut Uebereinkunft bestimmte Geldsumme vorenthielten. Das englische Kabinet hatte in Erfahrung gebracht, daß es Napoleon an Geld fehle

und daß er deshalb Frankreich dringend gebeten, ihm die ihm gebührende Summe zuzusenden. Auf den Vorwurf, als hätte man Napoleon nicht gut bewacht, ward geantwortet, er wäre nicht Gefangener, sondern Herrscher über die Insel Elba gewesen; wäre Oberst Campbell, der bald in Livorno, bald in Porto-Ferrajo wohnte, auch gegenwärtig gewesen, so hätte man ihn durch die Gensd'armerie bewacht, von jedem Eingriff in das Unternehmen Napoleons abgehalten, wornach also dem englischen Kabinete kein Vorwurf gemacht werden könne. Der Zweck der Parlaments-Verhandlungen war: die Allianz mit den Continentalmächten aufrecht zu erhalten und bereit zu sein, beim ersten Rufe, wenn selbe der Land- oder Seemacht Großbritanniens bedürften.

Man konnte die Wiener Beschlüsse nicht verheimlichen. Die Opposition ließ sich aber durch die Gründe von Lord Liverpool und Castlereagh nicht fangen und wies dieselben siegreich zurück.

Die Opposition fragte geradezu, ob die Regierung, während man darüber noch verhandle, nicht bereits in Wien Verbindlichkeiten eingegangen. Die Opposition, den wahren Sachverhalt vermuthend, stellte diese directe Frage, weil sie dem Lord Castlereagh mißtraute. Obgleich Lord Castlereagh schon seit zwei Tagen den Wortlaut des Vertrages vom 25. März in Händen hatte, so erklärte er doch, daß England nichts der Art unterzeichnet und nur aus Vorsicht eventuelle Verbindlichkeiten eingegangen, gleichlautend mit dem der Kammer vorgelegten Antrag. —

Ueber den wahren Sachverhalt getäuscht, ließ sich die Opposition doch nicht in ihren Beweisgründen

beirren. Ihre Ansicht war, daß, wenn man auch früher sich mit Napoleon auf Leben und Tod geschlagen hätte, jetzt wenigstens es unbedacht wäre, gegen ihn zu kämpfen; daß der durch die Nothwendigkeit gebotene Vertrag vom 11. April 1814 schamlos auf jede Weise gebrochen worden; daß man nicht nur die Napoleon zugesicherte Summe nicht ausbezahlt, wodurch er zum Verkauf eines Theiles der Kanonen auf der Insel Elba gezwungen worden, sondern man auch die Erfüllung des Artikels, nach welchem Parma seiner Frau und seinem Sohne zugesichert war, in Frage gezogen habe, sowie die dem Prinzen Eugen versprochene Dotation verweigert, und man ungescheut die Frage besprochen, ob es nicht nothwendig sei, Napoleon auf eine Insel des Oceans zu verbringen; daß man ihm folglich alles Recht gegeben, den Vertrag des 11. April zu brechen; daß ihm bei seiner Ankunft auf französischem Boden nicht nur die Armee, sondern die ganze französische Nation mit offenen Armen entgegengekommen; daß er folglich nicht, wie man zu sagen beliebe, als Räuberhauptmann zurückgekehrt, sondern, und zwar ohne daß von seiner Seite ein Flintenschuß fiel, als der wahre Repräsentant der französischen Revolution erschienen sei; daß sich für die Bourbonen kein Arm erhoben, woraus klar hervorgehe, daß die Nation die Bourbonen Napoleon nicht vorzögen, und daß man folglich, wenn man es auch leugnete, doch fest entschlossen sei, den Krieg unverzüglich zu beginnen, um die der Mehrzahl der französischen Nation verhaßten Bourbonen wieder auf den Thron zu bringen und Napoleon, welchen die Nation als den Repräsentanten ihrer Interessen

betrachtete, zu stürzen; daß dies eine Einmischung in die Angelegenheiten einer unabhängigen Nation sei, den Grundsätzen Großbritanniens ganz entgegengesetzt, schon verwerflich, wenn sie den englischen Interessen nützlich wären, um so mehr aber, da sie denselben gefährlich werden könnte; Napoleon müsse der große Mann nicht sein, wenn er nicht durch das Unglück geändert zurückgekommen; daß er es wäre, beweise schon die Anerkennung des Vertrages von Paris, den anzunehmen er im Jahre 1814 sich entschieden geweigert; daß, wenn man, nicht ohne Grund, von dem Ehrgeize Napoleon's spräche, man auch denselben Vorwurf dem Congreß in Wien machen könne, welches Polen theilte, Sachsen zerstückelte und Venedig und Genua seiner Neutralität beraubte; daß die Erfahrung bewiesen, wie letzterer nicht minder zu fürchten, als Napoleon, welcher, wenn er aus den Jahren 1813 und 1814 eine Lehre ziehe, ernstlich den Frieden wünsche; daß es überhaupt gleich sei, ob Napoleon oder ein Anderer den französischen Thron inne habe, und daß ein neuer Krieg aus finanziellen Gründen für England nachtheilig wäre. —

Das Parlament billigte diese Ansicht, welche auch die von beinahe ganz England war. Als das Beste wurde gehalten, sich nicht zu rasch zu entschließen und die Situation sich erst besser aufklären zu lassen. Ponsonby trat vermittelnd zwischen das Ministerium und die Opposition, indem er sagte, die Anerbietungen Napoleon's seien nicht geradezu zu verwerfen; er stimme nur dann für den Krieg, wenn er unvermeidlich wäre und Erfolg verspräche; sein Antrag wäre daher, sich nicht in einen etwa schließlichen

Kampf mit den Continentalmächten einzulassen, aber im Einverständniß mit denselben zu bleiben und sie nöthigenfalls mit genügenden Mitteln zu unterstützen. Aus diesen Gründen, und nur aus diesen Gründen, nahm Ponsonby den Antrag der Opposition nicht an. Diese, um die Frage zu beleuchten, interpellirte mehrmals das Cabinet, die Wahrheit zu sagen und zu gestehen, ob, wenn man dem Antrag beistimme, man den sichern oder nahe bevorstehenden Krieg wähle; das Cabinet verharrte auf seinen unwahren Angaben, dergleichen, zu Ehre des englischen Cabinets sei es gesagt, kein Minister seither mehr gewagt hat.

Der Antrag der Opposition erhielt vierzig, die des Ministeriums zweihundert Stimmen.

Kaum war dieses Votum abgegeben, so sandte die Regierung den Vertrag des 25. März mit dem besprochenen, täuschenden Vorbehalt nach Wien ab und beorderte zwei Cabinetsmitglieder nach Brüssel, um sich mit dem Herzoge von Wellington über alle Punkte in's Einvernehmen zu setzen. Sie wurden beauftragt, ihn zu versichern, daß die englische Regierung ebenso sehr für den Krieg wäre, wie er selbst, sowie Ludwig XVIII. die Mittheilung zu machen, daß der bei Artikel 8 gemachte Vorbehalt nur eine Finte sei, um dem herrschenden Geiste in England Rechnung zu tragen und man dessenungeachtet so gut wie vorher die Wiederherstellung der Bourbonen wünsche. — Die Regierung ließ unter Anderem Lord Wellington in Kenntniß setzen, daß sie die den drei Großmächten versprochenen 6 Millionen Pfund Sterling liefere, aber weiter zu gehen, sei ihr nicht möglich; bezüglich der kleinen deutschen Mächte ersuche sie ihn, denselben

die größtmöglichste Vergütung an Geld zuzuwenden, um die Unvollkommenheit des Contingents von 150 Tausend Mann dadurch auszugleichen. Endlich drang sie darauf, Lord Wellington möchte seine Pläne und die der Verbündeten sie wissen lassen, damit man denselben vertrauen und sie unterstützen könne. Um ihr Benehmen in Einklang mit der im Parlament geführten Sprache zu bringen, gab die Admiralität der englischen Marine den Befehl, die dreifarbige Fahne zu respektiren, denn seither hatte man auf dieselbe gefeuert, während man die weiße passiren ließ. — Die Admiralität erlaubte selbst den Handelsschiffen beider Nationen, in die Häfen der Einen und Andern einzulaufen. Dies war eine List für zwei oder drei Monate bis zum Tage des Beginnes der ersten Feindseligkeiten.

Als die Repräsentanten des englischen Cabinets in Brüssel angekommen, fanden sie den Herzog von Wellington sehr geneigt, alle möglichen Rücksichten auf Formen zu beobachten, wenn nur die Sache selbst nicht darunter litt. Man gab sich Mühe, die Preußen und französischen Emigranten von unbedachtem Handeln zurückzuhalten. Diese Aufgabe war schwer. Die Preußen waren bis zu einem Grade wüthend, daß sie davon sprachen, von Neuem in Frankreich einzubringen, und diesmal weder Palast noch Hütte zu verschonen. Der größte Theil ihrer Truppen campirte in der Umgegend von Lüttich; da aber diese Stadt günstig für Frankreich gestimmt war, begingen sie daselbst jede Art von Gewaltthaten, übten gegen die Einwohner eine inquisitorische Polizei, kerkerten die als im Einverständniß mit den Franzosen Angege-

denen ein oder verbannten sie und behandelten besonders die sächsischen Truppen hart, welche seit der Zerstückelung Sachsens sehr ihr Benehmen bei Leipzig bereuten und dies auch nicht zu verbergen suchten. Die Aeußerungen dieser Letzteren waren der Art, daß man sie in die Nachhut versetzen und entwaffnen wollte; Blücher beabsichtigte, die sächsischen Soldaten, welche nach der letzten Wiener Uebereinkunft preußisch geworden, auszusuchen und sie seiner Armee einzuverleiben. Die Sachsen hingegen weigerten sich gegen diese Versetzung und drohten mit heftigem Widerstand, wobei sie von den gleichgesinnten Lüttichern unterstützt wurden. Man rieth Blücher, diese Maßregel zu vertagen, allein er schien keinen Rath, sich zu mäßigen, hören zu wollen. Ein unsinniges Journal, der „Rheinische Merkur“, war der Dollmetscher der preußischen Leidenschaft. Diesem Journal zufolge, sollte man die Franzosen nicht als gewöhnliche Gegner, sondern wie wüthende Hunde behandeln, deren man sich entledigt, indem man sie todt schlägt. Man müsse allerdings Krieg führen gegen Napoleon, aber noch mehr gegen das französische Volk, das durch seinen Hochmuth und Ehrgeiz Europa seit fünf und zwanzig Jahren beunruhige; man müsse es als Nationalkörper zerstören; es in Burgunder, Champagneser, Auvergner, Bretagner und Aquitanier theilen, von denen jeder Staat seinen besondern König hätte; ferner müsse man Elsaß, Lothringen und Flandern Frankreich nehmen, diese Besitzungen dem deutschen Kaiserreich zurückgeben und diesem Kaiserreiche seine vereinte Macht wieder verleihen, indem man ihm einen Kaiser erwähle; man solle die National-Güter, Früchte der

revolutionären Plünderung, nehmen und Dotationen für die verbündete Armee daraus machen, oder damit die Kosten des neuen Krieges der Verbündeten decken. — Solche in Form und Inhalt aufrührerische Artikel erschienen jeden Morgen in den Journalen und wurden an dem ganzen Rheinufer colportirt.

Preußen beabsichtigte, sogleich auf Paris loszumarschiren, ohne sich darüber zu beunruhigen, ob die andern Armeen der Verbündeten bereit wären, sich ihnen anzuschließen; sie waren anmaßend genug, allein, höchstens von einigen Engländern, Hannoveranern und Holländern unterstützt, dieses Unternehmen ausführen zu wollen; sie hatten vor, unterwegs Alles zu zerstören und den Krieg mit einem Schlage zu beenden.

In Gand, wohin sich Ludwig XVIII. zurückgezogen, war ein ebenso unvernünftiger Heerd der Leidenschaften. Man betrachtete die französische Armee als eine Bande von Banditen, sah in der Rückkehr Napoleon's nur das Ende einer ausgebreiteten Verschwörung und wollte sich blutig dafür rächen. Als erstes Opfer ihrer Rache ward der unglückliche Marschall Ney bezeichnet.

Man muß zum Ruhme Ludwig's XVIII. sagen, daß er dieser beklagenswerthen Leidenschaftlichkeit fremd blieb. Er erkannte sogar die Nothwendigkeit an, seinen Bruder, seinen Neffen und die Leute vom Hofe künftig weniger Theil nehmen zu lassen an der Regierung, sondern mehr seine Minister. Unglücklicher Weise war die Aufregung in ganz Europa zu groß. Ein Beweis hievon ist ein Brief Graf Pozzo's an Lord Castlereagh, worin nach vielem politischen Verstand nachstehende furiose Worte folgten: „Wir haben Lud-

wig XVIII. Stirne gegen Stirne mit den Dämonen der Revolution gelassen und ihm zu der seinigen auch noch unsere Unbesonnenheit aufgebürdet. Bonaparte, der in dieser Zeit zurückgekehrt ist, hat mit Hülfe der Armee den Thron gestürzt, den dieselbe aufrecht erhalten sollte; das Volk war erstaunt und starr; es wird beim Gegenstück noch mehr applaudiren, wenn wir ihm dieses geben. Aber wir müssen bezüglich unser uns nicht mit Complimenten genügen lassen. Wollen wir Ruhe haben, dann müssen wir den König dazu bestimmen, die Armee aufzulösen, eine neue in's Leben zu rufen und Frankreich von den fünfzig großen Verbrechern reinigen, deren Existenz unvereinbar mit dem Frieden ist. Die Franzosen sollen sich der Vollstreckung unterziehen und die Verbündeten ihnen Gelegenheit geben, dieselbe vollführen zu können. Unser Wohl verdanken wir der Union und unsere Union ist durch eine Vereinigung von Umständen zu Stande gekommen, die vielleicht nicht sobald wiederkehrt." — Diese Worte, von einem Manne kommend, der durch seine geistige Ueberlegenheit bekannt war, und welcher später Proben des größten Verstandes ablegte, bezeugen, wie damals ganz Europa von blinder Leidenschaft beherrscht war. —

In dieser Aufregung sollte Herzog Wellington Ruhe herstellen, was natürlich sehr schwer hielt. Da es sich hauptsächlich um militärische Operationen handelte und er darin eine große Macht und förmliche Gewalt besaß, entwickelte er seine ganze Klugheit. Er beklagte die Sprache, welche die Journale führten, und drückte die Befürchtung aus, daß man den Fehler des Manifestes vom Herzoge von Braunschweig wieder

erneuere. Er rieth Marschall Blücher, die Sachsen zu schonen, und Ludwig XVIII., den Einfluß des Hofes zu meiden und nach Englands Beispiel ein verantwortliches Ministerium zu bilden. Hinsichtlich der militärischen Frage hielt er in Gand Conferenzen mit den Repräsentanten des englischen Cabinets, mit den preußischen Generälen und dem Herzoge von Feltre, dem Kriegsminister Ludwig's XVIII. Obgleich man die französische Macht sehr gering anschlug, so fand doch der Herzog von Wellington in Allem, was man ihm sagte, mehr Gründe zur Vorsicht, als zur Verwegenheit. Es gelang ihm, General Gneisenau, den Stellvertreter Blücher's zu versichern, daß es besser wäre, die Sache nicht zu beeilen, sondern abzuwarten, bis die verschiedenen Armeen nach dem Kriegsplane zusammengezogen und auf ihrem Posten wären. General Gneisenau, ein Mann von Verstand, pflichtete seiner Ansicht bei und versprach von Seiten der preußischen Armee ebensoviel Nachgiebigkeit gegen den Rath des englischen Generals, als Ergebenheit für die gemeinschaftliche Sache. Man kam darin überein, so schnell wie möglich die Truppen, welche Frankreich im Norden angreifen sollten, zusammenzuziehen; die Engländer, Holländer und Belgier, die Hannoveraner, die Braunschweiger ꝛc., aus denen die besondere Armee des Herzogs von Wellington bestehen sollte, mußten nächstens zwischen Brüssel und Moes zusammenkommen, um das linke Ufer der Sambre zu besetzen, während die Preußen, das rechte Ufer einnehmend, ohne Zeitverlust von Lüttich nach Charleroy aufbrechen sollten; beide Corps sollten durch zahlreiche Brücken mit einander in Verbindung bleiben, um sich

zu Hülfe eilen zu können, wenn von ungefähr ein Gegner sie überfiele, bevor der Rest der verbündeten Truppen zu ihnen gestoßen. Die Ruhe und Ueberlegung Wellington's gewannen bald in dem preußischen Rath einen Einfluß, der zum Unglück Frankreichs auf die folgenden Begebenheiten von ungeheuerm Gewicht war.

Dies waren die Verhandlungen und militärischen Berechnungen von Seiten der verbündeten Mächte am 20. März und 10. April. Napoleon hatte sich durchaus keine Illusionen gemacht; dennoch verstand er, als seine Kuriere in Mainz, Kehl und Turin zurückgewiesen wurden und Clahault in Stuttgart umkehren mußte, daß man gehässiger gegen ihn sei, als er es sich gedacht. Die Heimkehr seines geheimen Botschafters Montrond fügte der allgemeinen Kenntniß von dem Stande der Dinge noch Einzelheiten bei, welche sein Herz betrübt hätten, wäre er nicht so sehr an Schicksalsschläge gewöhnt gewesen. — Er vernahm aus den verschiedenen Mittheilungen, welche ihm Montrond überbracht, daß seine Frau, beherrscht von dem Wunsche nach Ruhe, von dem niedrigen Interesse bezüglich des Herzogthums Parma, vielleicht durch minder einzuräumende Gründe, sich und ihren Sohn unter die Herrschaft des Congresses gestellt und nicht nach Paris käme. Er erkannte, daß der Entschluß, ihn zu bekämpfen, bis zur Wuth sich gesteigert und man ihn durch eine politische Excommunication treffen wolle, indem man Botschaften untersagte, die das Recht der Menschlichkeit verletzten. Napoleon war also entschlossen, trotz seines aufbrausenden Charakters, sich nicht von seiner Heftigkeit hinreißen zu lassen, sondern

Alles zu ertragen und — Alles bekannt zu machen. Seither hatte er geschwiegen über die ihm zugefügten Beleidigungen, nun waren die Feindseligkeiten aber so offiziell geworden, daß Frankreich erfahren sollte, in welch abhängigen Zustand man dasselbe versetzen wollte. Eine öffentliche Bekanntmachung im Moniteur war nöthig, um den Gehorsam derer, welche zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen wurden, zu erhalten. Der Stolz Napoleon's allein hätte unter Dem, was er veröffentlichen wollte, leiden können, aber sein früherer Ruhm ließ ihn Demüthigung ertragen.

Er begann damit, daß er die Erklärung des 13. März publicirte, und legte dieselbe dem Staatsrathe vor, welcher, da die Kammern aufgelöst waren, im Augenblicke die moralische Autorität war. Nachdem dieser Staatskörper die Aechtheit der Erklärung vom 13. März, die von den vereinigten Herrschern des Congresses erlassen worden, bestätigt, erklärten sie dieselben als die Rechte verletzend, die Wahrheit der Thatsache entstellend und als eine klare und einfache Aufforderung zum Meuchelmord. Der Staatsrath behauptete ferner, daß Napoleon nach dem Vertrage des 11. April der wirkliche Herrscher der Insel Elba wäre; daß die Ausdehnung des Gebiets nicht in Betracht käme, — die ihm als Herrscher gebührenden Rechte wären ihm zugesichert gewesen, man hätte ihn bei seiner Landung im Golfe Juan nach Kriegsrecht gefangen nehmen, wenn er besiegt worden, sowie seines Staates berauben, aber niemals tödten können. Der Tod wäre nur in offenem Kampfe erlaubt gegen Streiter, die sich nicht ergeben wollen

allein ihn vogelfrei zu erklären, wie es der Erlaß des Königs vom 6. März und die Erklärung des Congresses in Wien vom 13. gethan, wäre eine Aufforderung zum Meuchelmord, untersagt bei civilisirten Nationen; sie erklärten ferner: daß der Vertrag des 11. April in jeder Weise gebrochen; daß das Privat-Eigenthum der Familie Bonaparte genommen oder mit Sequester belegt sei; daß man Napoleon die ihm zugesagte Geldsumme vorenthalten, sowie auch gewissen Militärs die Summe von zwei Millionen, welche Napoleon ermächtigt war, an sie zu vertheilen; daß das Marie-Louisen versprochene Herzogthum Parma in Frage gezogen und ihrem Sohne genommen worden, dem es zugesagt gewesen; daß die dem Prinzen Eugen versprochene Dotation geleugnet worden; daß man endlich Marie-Louise und ihren Sohn abgehalten (was für eine gewisse Zeit wahr gewesen), sich auf die Insel Elba zu ihrem Gatten resp. Vater zu begeben; daß also der Bruch des Vertrages eine That der königlichen Regierung, und nicht des von der Insel Elba abgereisten Monarchen wäre; daß folglich dieser keineswegs der angreifende Theil genannt werden könne; — daß er gesehen, wie Frankreichs Rechte verletzt, dessen Ruhm geschmälert, die Eigenthümer der Nationalgüter bedroht waren, und aus diesem Grunde der allgemeine Wunsch entstanden sei, von diesen zahlreichen Leiden befreit zu werden; daß Napoleon, ermächtigt durch den Bruch des Vertrages vom 11. April, seine Bedingungen nicht mehr zu halten genöthigt war; daß er die glänzendste Beistimmung für sein Benehmen in der freundlichen Aufnahme, die ihm in Frankreich ward, gefunden, daß

er folglich kein Unrecht gethan, während man sich eines solchen gegen ihn schuldig gemacht, und worauf er dadurch geantwortet, daß er dem Herzog von Angoulême die Freiheit geschenkt und den Herzoginnen von Orleans und Bourbon den Aufenthalt in Frankreich gestattet.

Dieser Erklärung folgte eine noch ernstere. Es war der Rapport Caulaincourt's über die unnützen Versuche, welche er gemacht, um die diplomatischen Beziehungen mit den europäischen Mächten wieder herzustellen. In diesem am 13. April in den Moniteur eingerückten Rapport sprach man natürlich nicht von der geheimen Sendung Montrand's, sondern von den, die Friedensankündigung überbringen sollenden Kurieren, welche in Turin, Kehl und Mainz angehalten worden, sowie von der Arrestation Flauchault's in Stuttgart; ferner von der in Dover verweigerten Botschaft an den Prinzregenten und der Uebersendung derselben an den Wiener Congreß. Diese Thatsachen waren in einer vollkommen gemäßigten Sprache gehalten, aber mit einer Festigkeit, welche keine Furcht durchblicken ließ. Die Aktenstücke betreffs dieser Verweigerungen wurden wirklich in dem Moniteur abgedruckt, damit Frankreich und Europa über das Benehmen beider Partheien urtheilen könne.

Napoleon ließ unter Anderm die Diskussion in dem englischen Parlament bekannt machen, sowie die bezeichnenden Auszüge aus fremden Journalen, und namentlich die Artikel aus dem Rheinischen Merkur. Dadurch konnte das Publikum über die Absichten der Mächte klar werden, und fand die Bewaffnung in Frankreich keinen Widerstand. Man konnte dadurch

auf einen wahren Eifer der Bevölkerung zählen und hatte Aussicht, zu gewinnen, wenn das Glück nicht ungünstig wäre.

Napoleon ließ die verschiedenen Akte bezüglich der Mobilmachung des Militärs veröffentlichen; die ehemaligen Militärs wurden berufen, die Sache Frankreichs, so theuer ihrem Herzen, zu vertheidigen mit dem Versprechen, unverzüglich nach dem Frieden an ihren häuslichen Heerd zurückkehren zu dürfen. Sie hatten die Wahl, sich entweder in die Regimenter zurückzubegeben, in welchen sie ehemals gedient, oder sich in die ihnen zunächst garnisonirenden einzureihen. Die Nationalgarde ward zum Landwehrdienst bestimmt und zwar von 20 bis 60 Lebensjahren. Vom 20. bis 40. konnte der Mann seinem Alter, seiner Körperstärke und seinem Wunsche nach, oder Familienverhältnisse halber, in die Elitenkompagnien einberufen und zum Dienst in den Festungen oder zu den Flügeln der aktiven Armee verwendet werden. In jedem Regierungsbezirk wurde ein Comité ernannt, bestehend aus einem Unterpräfekten, einem Rathsmitglied des Regierungsbezirks und einem Gensd'armerieoffizier, welche den Auftrag hatten, die Männer zu bezeichnen, welche unter dem Titel Grenadiere oder Jäger diese Elitencompagnien bilden sollten. Diejenigen, welche wohlhabend waren, sollten sich auf ihre Kosten kleiden, die Andern wurden auf Kosten des Departements montirt. Bewaffnet wurden die Einen wie die Andern vom Staate. Die Offiziere, vom Bataillonschef aufwärts, sollten vom Kaiser ernannt werden und unter diesem Grade durch die Comité's der Departements. Die Polizeiminister und die Minister des Innern

hatten diesen Decreten Circulare an die Präfekten beigefügt, in welchen sie den Eifer der Bürger anzufeuern suchten. Napoleon war Tag und Nacht thätig, um die Administration zu dirigiren und den Eifer derselben rege zu halten. Er konnte bezüglich der ehemaligen Militärs und der Nationalgarde seither noch keine Dekrete in den Moniteur einrücken lassen, denn er riskirte, sich durch deren Bekanntmachung bei den fremden Cabinetten den Anschein zu geben, als rufe er Feindseligkeiten hervor, anstatt sich zu vertheidigen. Aber er hatte glücklicher Weise keine Zeit verloren, denn weder in Paris, noch in den Provinzen hätte er früher zur Ausführung bereite Agenten gefunden; namentlich für die Nationalgarde mußte er eine neue Administration gründen, und, die ehemaligen Militärs betreffend, wandte er sich an Männer, die im Kriegswesen erfahren und im Augenblicke ihrer Ankunft in die Kriegsbataillone eintreten konnten. Die halbjährlich Verabschiedeten kamen bei ihren Regimentern an. Napoleon befehligte die dritten Bataillone zu den Armeekorps, wenn sie auch nur vierhundert Mann stark waren; man konnte sie ja später ergänzen. Die Mobilisirung der Nationalgarde anbelangend, schrieb er vor, auf der Stelle ein Eliten-Corps zu bilden, ihnen eine einfache Blouse mit farbigem Kragen, unreparirte Flinten zu geben und sie nach den benachbarten Festungen zu senden, um dadurch unverzüglich die Linientruppen zur Verfügung zu haben. Die Organisation, die Equipirung, die Bewaffnung dieser Bataillons sollte in den Festungen stattfinden. Napoleon hatte bemerkt, daß der Einkauf der Pferde für die Cavallerie sehr langsam vor sich

gehe; daß die Entlassung der Haustruppen ihm nur 300 Pferde, anstatt 3000, wie er gehofft, verschaffte Er entschloß sich, sogleich 7 bis 8 Tausend von der Gensd'armerie zu nehmen und unverzüglich zu bezahlen, damit diese ohne Zeitverlust sich wieder beritten machen könnte. Diese Pferde waren gut dressirt und wohlgenährt, es fehlte ihnen nur die Gewohnheit, Strapazen zu ertragen. Er erneuerte den Befehl, Remontirungsoffiziere in Frankreich herumreisen zu lassen, um Pferde aufzukaufen. Auch das Depot in Versailles wurde nicht vernachlässigt. Die Waffenwerkstätten waren der Art hergestellt worden, daß sie täglich 1000 neue und 2000 reparirte Flinten, sowie 1000 vollständige Anzüge liefern konnten. Durch unausgesetzte Ueberwachung und prompte Bezahlung sicherte er sich diese Erfolge.

Noch nicht zufrieden mit der Bekanntmachung der von den Mächten gegebenen Aktenstücke, wollte er noch eine persönliche Bekanntmachung an die Pariser Nationalgarde ergehen lassen, welche man ihm bei seiner Ankunft als verdächtig bezeichnet. Diese Garde bestand aus dem hohen und mittleren Handelsstand jener Bürgerschaft, welche, mit einem Worte, vorgezogen hätte, das Regiment der Bourbonen zu ändern, anstatt es durch Napoleon zu ersetzen. Jetzt war er zurückgekehrt, erneuerte die Grundsätze von 1789, brachte den Ruhm Frankreichs, so theuer dem Volke der Hauptstadt, wieder zur Geltung, und endlich war er von ganz Europa bedroht, das ihn stürzen wollte. Dies Alles waren Gründe, ihm die Pariser Bürgerschaft wieder zu gewinnen.

Aus der Nationalgarde waren einige Offiziere

entfernt worden, welche gegen die kaiserliche Sache waren, wodurch der Eifer gegen die Emigration und die Fremden geweckt und sie geneigt wurde, dem Kaiser einen günstigeren Empfang zu bereiten, als in den ersten Tagen.

Man berief dieselbe am 16. April auf den Carouselplatz zusammen und stellte auf der einen Seite die Bataillone, aus welchen dieselbe bestand, und auf der andern Seite die schönen und zahlreichen Truppen auf, welche von Paris kamen, um sich an die Grenze zu begeben. Napoleon hatte sich das persönliche Commando der Pariser Miliz vorbehalten, und nur General Durohnel, seinem Adjutanten, das zweite Commando übergeben. Er durchritt mit jener imposanten Sicherheit, welche er der Festigkeit seines Charakters und dem zwanzigjährigen Befehl über die größten Armeen des Weltalls verdankte, die Reihen. Die lebhaften Beifallsbezeugungen einer heftigen Minorität, welche die Masse nicht mißbilligte, aber auch nicht nachahmte, gaben dieser Revue den Anschein von Enthusiasmus. Nachdem er an den Reihen der 48 Bataillone vorbeigeritten, ließ Napoleon die Offiziere einen Kreis um sich bilden und richtete mit klarer und klangvoller Stimme folgende Worte an dieselben: „Soldaten der Nationalgarde von Paris! Ich habe euch vor fünfzehn Monaten gebildet, um die Ruhe und Sicherheit in der Hauptstadt aufrecht zu erhalten. Ihr habt meinen Erwartungen entsprochen. Ihr habt euer Blut vergossen zur Vertheidigung von Paris, und wenn die feindlichen Truppen in die Mauern eingedrungen, so liegt der Fehler nicht an euch, sondern am Verrath und besonders an dem Mißgeschick,

welches uns verfolgte. — Der königliche Thron war Frankreich nicht genehm; er gab der Nation keine Sicherheit bezüglich seiner heiligsten Interessen. Er war uns durch die Fremden aufgedrungen, und wenn er länger bestanden hätte, so wäre er ein Monument der Schande und des Unglücks geworden. Ich bin angekommen, bewaffnet mit der Macht des Volkes und der Armee, um diesen Fleck zu tilgen und Frankreich seinen Glanz, seine Ehre und seinen Ruhm wiederzugeben.

Soldaten der Nationalgarde! Diesen Morgen erfuhr ich durch den Telegraphen, daß die dreifarbige Fahne in Antibes und Marseille wieder weht. Hundert Kanonenschüsse, an unsern Grenzen abgefeuert, werden den Fremden verkünden, daß unsere inneren Zwistigkeiten beendet sind; ich sage „die Fremden", weil wir noch keine Feinde kennen. Wenn sie ihre Truppen zusammenziehen, werden wir auch die unsrigen sammeln. Unsere Armee besteht aus Tapferen, welche sich in hundert Schlachten ausgezeichnet und welche denselben eine eiserne Mauer darbieten, während zahlreiche Bataillone von Grenadieren und Jägern der Nationalgarde die Grenzen decken. Ich mische mich nicht in die Angelegenheiten anderer Nationen, aber wehe den Regierungen, welche sich in die unsern mengen!

Soldaten der Nationalgarde! ihr wurdet gezwungen, die von Frankreich verworfenen Fahnen wieder anzunehmen; aber die Nationalfarben waren in euern Herzen. Schwöret, sie immer als Zeichen der Wiedersammlung anzunehmen und den kaiserlichen Thron, den einzig natürlichen und allein eure Rechte garan-

tirenden, zu schützen! Schwört, daß sich die Fremden, deren Herren wir schon öfters waren, niemals in unsere Regierung einmischen dürfen! Schwört endlich, Alles der Ehre und Unabhängigkeit Frankreichs zu weihen! . . ."

Diese, dem Auditorium so wohl angepaßte Rede, welche die Wichtigkeit der Lage fühlbar machte, ward von den Offizieren, an welche sie gerichtet war, mit dem wärmsten Beifalle aufgenommen. Sie riefen, ihre Degen schwingend: „Wir schwören es, wir schwören es!" Napoleon ließ 20 Tausend Mann Nationalgarde und nahezu eben so viel Linientruppen an sich vorbei defiliren. Er konnte sich zu diesem Tage Glück wünschen, denn er hatte Frankreich von all Dem in Kenntniß gesetzt, wovon er wollte, daß es dasselbe wisse, und hatte Friede mit der Pariser Nationalgarde geschlossen, d. h. mit dem verständigen und redlichen Theile der Bevölkerung, welcher einen entscheidenden Einfluß auf das Schicksal der Regierungen ausübt.

Am nächsten Morgen, den 17., verließ er die Tuilerien, um in den Palast der elysäischen Felder überzusiedeln, den im Frühjahr zu bewohnen ihm angenehmer war. Ueberdies hatte er, seine Art und Weise sich zu geben, geändert. Er war immer einfach, natürlich, sogar familiär gewesen, aber doch nie eigentlich zugänglich. Jetzt aber war es in der That seiner gegenwärtigen Lage angemessen, Annäherungen zu gestatten, um diejenigen, welche er an seine Person fesseln und für seine neue Art und Weise gewinnen wollte, zu bestimmen. In dem elysäischen Palast, wo die Königen Hortense die Honneurs machte, konnte er mit weniger Gepränge als in den Tuilerien die

verschiedenen Personen, mit welchen er sich zu unterhalten wünschte und auf welche er nicht allein mit seiner Macht auf die Gemüther, sondern auch mittelst der Gewalt seines Verstandes wirkte, bei Tafel sehen.

Sein Bruder Joseph war sehr gelegen aus der Schweiz gekommen, denn an dem Tage nach seiner Abreise sollte er auf Befehl der Verbündeten arretirt werden. Napoleon richtete ihm seine Wohnung in dem Palais-Royal ein, mit dem Titel „französischer Prinz", einer ihm gebührenden Behandlung, und befahl ihm noch besonders Sparsamkeit und Bescheidenheit an. Diese Vorsicht war nicht unnöthig. Der Anblick dieses Bruders hatte gewissen Verdacht erregt. Man fürchtete Alles, was an das ehemalige Kaiserreich erinnerte, und besonders die ausgebreitete bonapartische Familie, welche so viel dazu beigetragen hatte, Europa gegen Frankreich aufzubringen. Napoleon hatte eine Fregatte abgeschickt, um seine Mutter, welche sich von der Insel Elba nach Neapel begeben hatte, sowie seine Schwester, die man in Livorno zurückgehalten, und diejenigen seiner Brüder, welche sich den Händen der Verbündeten entziehen gekonnt, abzuholen. Es war wohlthuend für ihn, sie um sich zu haben; aber er wünschte, daß ihre Haltung in Nichts dem neuen Geiste, der sich in Frankreich kund gab, mißfällig werde, und gab ihnen zu verstehen, daß sie sich der Einfachheit befleißigen möchten, welche er selbst aus Geschmack und Berechnung übte.

Von Stunde zu Stunde ward er jedoch betrübter, ohne es merken zu lassen, und seine Anhänger wurden gleichfalls bekümmert, ohne sich über ihre Em-

pfindungen Rechenschaft geben und ohne es so gut, wie er, verbergen zu können. Die triumphirende Rückkehr Napoleon's nach Frankreich hatte gleichsam geblendet und nicht nur bei seinen persönlichen Freunden, sondern auch bei allen Denen, welche Vortheile von dem Kaiserreiche zu ziehen suchten, einen wahren Enthusiasmus erregt. Aber dieser Taumel war nur von kurzer Dauer und bald erschienen bedeutende Schwierigkeiten im Innern und nach Außen. Im Innern eine tiefe Spaltung der Partheien, vollständige Verschiedenheit der Ansichten; die Bonapartisten beschränkten ihre Ansprüche auf die Erhaltung des Kaiserreichs, während die Revolutionäre zu verstehen gaben, daß sie sich Napoleon's einen Augenblick bedienen wollten, um, wenn die Fremden zurückgeworfen wären, sich seiner zu entledigen; — nach Außen: eine unbändige Wuth, den Mann, welcher sich noch einmal der Macht Frankreichs bemächtigt, zu vernichten, sowie Frankreich selbst, dessen widerstehende Energie man verabscheute; obgleich die Anhänger Napoleon's ein unbegrenztes Vertrauen in sein Glück und sein Genie setzten, obgleich die letzteren Begebenheiten dieses Vertrauen wieder gehoben, waren sie doch von einer geheimen Unruhe beherrscht, indem sie die Mächte Europa's mit einer unglaublichen Härte gegen ihr Vaterland vorrücken sahen; sie frugen sich, ob Frankreich die Mittel hätte, so vielen Feinden zu widerstehen, ob wenigstens es in einem Jahre so vollständig seine Kräfte erneuert hätte, um ihnen die Spitze bieten zu können; ob es endlich Napoleon durch seine Berechnungen gelingen könnte, sie zu vernichten; denn es erfordere nicht weniger als dies, um ihren unver=

söhnlichen Haß zu entwaffnen. Er selbst, obgleich begabt mit einer unbändigen Festigkeit, hatte nicht mehr diese heitere Kühnheit der vergangenen Zeiten, eingeflößt durch eine Reihe glücklicher Erfolge. Er war ernst, selbst traurig, suchte es allen Blicken zu verbergen, und es gelang ihm, Dank seinem ergiebigen Verstande; aber er ließ sich gehen, sobald er allein war, oder im vertrauten Kreise von fünf oder sechs Personen, der Königin Hortense, des Prinzen Cambacérès, de Caulaincourt's, de Bassano's, Lavalette's und Carnot's, welche sich immer inniger an ihn anschlossen. Unter diesen Personen, welche ihm manchmal einen Rath ertheilten, aber nie einen Vorwurf machten, sprach er mit vollkommenster Aufrichtigkeit und, wenn es sich von seinen Fehlern handelte, wahrhaft edel über alle Dinge aus. Er sagte, daß selbst die besprochenen Verbindungen nach Außen in Wirklichkeit nicht existirten, daß man in zwei Monaten ganz Europa auf dem Halse hätte und daß, um ihm zu widerstehen, man eine, durch ein Jahr der Ruhe wieder hergestellte Macht haben müsse, aber jetzt noch so untergeordnet in ihrer Zahl sei, daß es Wunder erfordere, wolle man damit triumphiren. Er hatte das Gefühl, daß die Herrscher, durch seinen Ruin zu einem Range erhoben, den sie niemals zuvor in Europa besessen, nicht leicht darein willigen würden, wieder herabzusteigen; daß, in einer Schlacht besiegt, sie eine zweite wagen würden, und man sich folglich auf einen tödtlichen Kampf gefaßt machen müsse, daß denselben gewisse Grenzprovinzen mit Festigkeit und Ausdauer unterhalten würden, daß aber die Nation, die Kriege des Kaiserreiches in der Zukunft zu er-

blicken glaubend, nur gegen ihren Willen kämpfe, weil sie sich, wie ehemals, einem einzigen Manne geopfert wähne. Napoleon schmeichelte sich nicht und hatte keine bedeutende Hoffnung auf die Beifallsbezeugungen der Menge gesetzt. Er glaubte seinerseits nicht an die enthusiastischen Anstrengungen von 1793, noch an die ehrenden und großmüthigen von 1813; er zählte nur auf seine Soldaten und sich selbst, und wenn er einige Hoffnung hatte, so dachte er nur an die unvorhergesehenen Ereignisse, die der Krieg oft erzeugt und welche ein Mann von seinem Talent der Art benützen konnte, daß er eines Tages einen vollkommenen Umschwung der Dinge hervorbringen konnte. Am meisten schmerzte ihn die Ungläubigkeit, wenn er von Frieden und Freiheit sprach. „Ja", sagte er, „ich hatte weitaussehende Pläne; aber kann ich sie jetzt noch haben? Kann Jemand vermuthen, daß ich heute noch an die Weichsel und Elbe, selbst an den Rhein denke? Ach! gewiß, es ist ein großer Schmerz, auf die geographischen Grenzen, die edlen Errungenschaften der Revolution, verzichten zu müssen, und bedürfte es nur mein und meiner Soldaten Leben — das Opfer wäre bald gebracht! Aber es handelt sich nicht um diesen vaterländischen Ehrgeiz; denn ich nehme ja den Vertrag von Paris an; es handelt sich, unsere Unabhängigkeit zu retten, um nicht die Gegenrevolution aus den Händen der Fremden empfangen zu müssen. Ach! ich fordere nur von dem Schicksale einen oder zwei Siege, um den Zauber unserer Waffen wieder herzustellen, um unser Recht, bei uns zu Haus Herr zu sein, wieder zu erwerben; und ist unser Ruhm wieder hergestellt, unsere Unab-

hängigkeit auf's Neue errungen, bin ich bereit, den bescheidensten Frieden zu schließen. Aber, ach! Europa glaubt dieser Neigung nicht, und Frankreich nicht minder."

Napoleon sprach sich in dieser Art nur im vertrautesten Kreise aus. Diese Unterhaltungen betrafen auch einen nicht minder wichtigen Gegenstand, nämlich die neue Constitution, welche er Frankreich geben wollte. Er hatte dieselbe versprochen und Frankreich nahm ihn beim Wort. Diese konstitutionelle Regierung war der fast einstimmige Wunsch der Nation, denn sie wollte nicht, daß ein Mann das Glück Frankreichs nochmals nach Moskau führen könne. Ob nun eine konstitutionelle Monarchie nach seinem Geschmacke war, oder nicht; Napoleon war entschlossen, einen Versuch zu machen.

Unabhängig von dem Verdienst einer solchen Constitution selbst, hatte er, um so zu handeln, einen entscheidenden Grund. Er hatte sich vorgenommen, eine der der Bourbonen entgegengesetzte Handlungsweise zu befolgen. Er war also verbunden, wollte er die Bourbonen in den Schatten drängen und in Betracht der großen Gefahren, welche Frankreich drohten, diese Freiheit zu geben, und zwar nicht zögernd, wie Ludwig XVIII., und suchend, nachdem er sie gegeben, die Hälfte wieder zu nehmen, sondern frei und vollständig.

Ohne die Constitution selbst zu lieben, denn ein Wille, wie der seine, konnte keine Fesseln leiden, schien er unter gewissen Verhältnissen vollkommen bekehrt, besonders bezüglich der freien Besprechung der Regierungs-Akte durch die tägliche Presse.

Da er die Aufhebung der Censur bewilligt, so hatte er nur noch einen Schritt, Alles vor einer Versammlung sagen zu dürfen, und Napoleon glaubte fast, man könne regieren mit Kammern, welche die Minister angreifen und absetzen. Die Erfahrung lehrt in der That, daß, wenn die Preßfreiheit oft die Verläumdung ohne Antwort ist, die Freiheit der Tribüne hingegen die Verläumdung mit der augenblicklichen Antwort ist, und zwar vor demselben Auditorium, welches die Anklage gehört hat, sowie daß nach erfolgter Discussion durch unverzügliche Stimmabgabe die Ehrenerklärung stattfindet. Nun zieht aber jeder gerade und redliche Mann die Besprechung seiner Thaten in öffentlichen Versammlungen, in welchen vor demselben Auditorium die Vertheidigung, wie die Anklage erfolgt, der in öffentlichen Blättern vor, in welchen oft nur die Anklage, nicht aber die Vertheidigung gelesen wird, wodurch manchmal ein falsches Urtheil entsteht.

Da er die freie Discussion der Regierungs-Akte in Zeitungen bewilligt, konnte er die des Worts in öffentlichen Versammlungen nicht mehr vorenthalten und die Genehmigung freier Versammlungen folgte. Napoleon hatte, trotzdem er einen Kampf auf Tod und Leben mit England führte, die Parlamentsverhandlungen genau beobachtet, weil er in den Discussionen derselben Entdeckungen für seine Absichten zu machen hoffte, und war weit entfernt, vor der englischen Constitution Furcht zu empfinden, von welcher mittelmäßige und schüchterne Geister nicht frei geblieben. Im schlimmsten Falle konnten nur seinem Willen Hindernisse in den Weg gelegt werden, und

in dieser Beziehung war er, in diesem Augenblicke wenigstens, gefaßt, zahlreichen und mächtigen zu begegnen; er sah zum Voraus Gesetze aufgehoben, Minister abgesetzt und Regierungsbeschlüsse förmlich zurückgewiesen. „Früher“, sagte er, „wäre ein solcher Widerstand meinen Projekten hinderlich gewesen, aber heute habe ich nur noch diejenigen, eine Schlacht zu gewinnen, unsere Unabhängigkeit zu erringen, das Unglück zu rächen, zweihunderttausend Fremde in unserer Hauptstadt gesehen zu haben und, ist dies geschehen, Frieden zu halten!... Den Frieden, auf unsere Unabhängigkeit gegründet, erhaltend, handelt es sich nur darum, unser schönes Kaiserreich Frankreich zu verwalten, und ich werde mich nie dadurch gedemüthigt fühlen, wenn seine Repräsentanten mir Einwendungen machen, oder selbst eine abschlägige Antwort geben. Nachdem man die Welt beherrscht und besiegt, hat es nicht derart Mißfälliges, daß ich mich selbst ihm nicht unterwerfen könnte. In jedem Falle wird es mein Sohn geschehen lassen; ich werde mich bestreben, ihn vorzubereiten durch meinen Unterricht und mein Beispiel, aber man lasse mich siegen, nur einmal, über diese ehedem so unterthänigen, heute so anmaßenden Monarchen! Dies fordere ich vom Himmel und von der Nation!“

Napoleon war fest entschlossen, einen Versuch mit der constitutionellen Monarchie zu machen, und wünschte deren Erfolg, denn das Mißglücken derselben wäre ein Triumph für die Bourbonen gewesen. Indessen war er nicht ohne Besorgniß über das, was in den ersten Tagen des Versuchs sich ereignen konnte. In der That, wenn in einem Lande, wo dieselbe schon

längere Zeit bestanden, diese Versammlungen mit den Jahren ein gutes Werkzeug der Regierung werden, dann sind sie bei ihrem Entstehen ein zweifelhaftes und oft gefährliches. Wenn die Art, sie zu dulden, die rechte ist, wenn die Anführer derselben mit der Politik das Talent zu reden verbinden, wenn sie besonders längere Zeit existirt haben, um an die Begebenheiten gewöhnt zu sein, und auch das Land an die Verhandlungen gewöhnt ist, sind sie nicht zu fürchten und bieten in der Gefahr mehr Hülfsquellen, als eine absolute Regierung ohne Verbindung mit der Nation; aber wenn sie erst so kurz existiren, ist es ein kritisches Unternehmen, was Napoleon etwas besorgt machte.

In den modernen Zeiten hat das englische Parlament während des Krieges, sei es aus Gewohnheit, sei es aus sorglosem Sicherheitsgefühl, welches es dem Meere verdankte, während des Krieges eine angemessene Haltung bewahrt. In den ~~alten~~ Zeiten hatte der römische Senat das Feld verkauft, auf welchem Hannibal gelagert.

Aber es waren dies alte Versammlungen, gewöhnt daran, den römischen Staat und England in Wohlstand und Unglück zu regieren. Niemand konnte sich im Jahre 1815 schmeicheln, in Frankreich einen römischen Senat oder ein britisches Parlament zu versammeln. Nun war aber Napoleon überzeugt, daß man in dem zu beginnenden Kampfe grausame Gegensätze zu gewärtigen habe und daß, wenn die Kaltblütigkeit verloren, auch die Partie verloren sei. — Wenn man sich hingegen nicht verwirren lasse, wie nach Brienne, Craonne und Laon, dann war es mög-

lich, zu triumphiren. Unglücklicherweise mißtraute er nicht dem Muthe, sondern der Ruhe der neuen Versammlung, getheilt in jede Art von Partei, von welchen manche oft in einer mißlichen Begebenheit nur eine günstige Gelegenheit für eine Opposition fand. Er fürchtete, daß beim ersten Unglück der Schrecken der Einen, der Zorn der Andern, die Intrigue Einiger ein Chaos herbeiführte, das der Feind benützte, um noch einmal in das Herz des Landes einzudringen. So gerne er einen Versuch mit der Freiheit machen wollte, so fürchtete er doch den Versuch, der unter den Kanonen Europa's gemacht werden sollte.

Diese Ahnung hatte ihm den Gedanken eingeflößt, ganz einfach und mit sehr wenig Verschiedenheit die englische Constitution zu geben und die Ausübung derselben bis nach den ersten Feindseligkeiten zu vertagen. In diesem Projekt war durchaus keine Treulosigkeit, sondern ein geheimes Vorgefühl der Gefahr, die eine ungeübte Versammlung in Gegenwart der fremden, nach Paris strebenden Armeen, bringen konnte. Hätte er sonder Treu und Glauben handeln wollen, so würde er leicht Mittel gefunden haben, die Freunde der Freiheit zu täuschen. Gab er die gewünschte Constitution nicht, so konnte man in Frankreich es für einen Treubruch halten. Der Augenblick, sich über die constitutionelle Frage zu entscheiden, war gekommen. Die Gährungen in dieser Beziehung hatten den höchsten Punkt erreicht. Alte Republikaner erwachten ans ihrem Schlaf, Royalisten, welche ehemals in dem geringsten Wunsche der Freiheit ein Verbrechen sahen, verlangten nahezu die Republik; Andere for-

derten das gestürzte Königreich von 1791; wieder Andere, und unter diesen die jungen Leute, frei von den Vorurtheilen des alten Regiments, wie von den neuen, neigten sich mehr der britischen Verfassung zu; dennoch, sammt ihrer regen Ansicht, war es die gegenwärtige Regierung, welche sie vorzogen, und die Mehrzahl der Bevölkerung neigte sich auf ihre Seite. Sie verlangte ganz einfach eine Erweiterung der Charte von 1814.

Alle Diejenigen, welche nicht eigensinnige Revolutionäre waren, oder Royalisten aus Eifersucht, wünschten die constitutionelle Monarchie. Der ehrwürdige Sieyès, dessen großer Geist die Tiefe des Mechanismus der englischen Monarchie ergründet hatte, verlangte Nichts anderes für Frankreich, und obgleich er Napoleon nicht liebte, war er doch der Ansicht, daß man sich an demselben halten müsse, um durch seine Hülfe die Revolution und die nationale Unabhängigkeit zu retten. Carnot, erbittert durch die ein Jahr lang dauernde Regierung der Bourbonen, gerührt von den Erfolgen Napoleon's und durch das Eingeständniß seiner Fehler, wollte, daß man einen Versuch mache, unter ihm die Monarchie mit der Freiheit zu verbinden. Fouché, wenig empfänglich für Theorien, Napoleon fürchtend, dessen Rückkehr er ungern gesehen, nicht gerade seinen Sturz wünschend, welcher unverzüglich die Bourbonen zurückgebracht hätte, zielte darauf, die Macht Jenes zu vermindern durch irgend welche Oppositionen, welche in den künftigen Kammern entstehen konnten, und welche er sich schmeichelte, durch Intrigue herbeizuführen.

Die constitutionelle Partei (wie man sie unter

Ludwig XVIII. nannte) war durch die Revolution des 20. März zerstreut worden, und ihre hauptsächlichsten Mitglieder hatten sich, stark compromittirt, der Rache Napoleon's zu entziehen gesucht. Sie waren übrigens beruhigt, als sie sahen, wie er handelte, und einige blieben in Paris, wo man sie ruhig leben ließ. Frau von Staël hatte ihre Wohnung nicht verlassen; Lafayette war in sein Schloß von Lagrange zurückgekehrt. Der thätigste und am meisten compromittirte, durch seine beleidigenden Schriften gegen das Kaiserreich, und besonders durch den am 19. März in das Journal »Des Débats« eingerückten Artikel, war Benjamin Constant. Dieser hatte sich von dem amerikanischen Gesandten Crawfourd einen Paß verschafft und hielt sich verborgen, bis sich ihm eine Gelegenheit bot, davon Gebrauch zu machen. Diese verschiedenen Personen, durch die letzten Begebenheiten von den Bourbonen getrennt, waren geneigt, wenn das, was man über Napoleon's freisinnige Gesinnungen sagte, sich bewahrheitete, einen Versuch zur constitutionellen Monarchie zu wagen, den sie unter Ludwig XXIII. vergeblich versucht hatten.

Prinz Joseph, welcher genau die Gefühle der constitutionellen Partei theilte, hatte versucht, Verbindungen mit den Anführern derselben, namentlich mit Lafayette und Frau von Staël anzuknüpfen, und bemühte sich, Napoleon zu bewegen, sich in Beziehung mit diesen zu setzen, wogegen derselbe auch keinen Widerstand zeigte.

Die Männer des Kaiserreichs anbelangend, meistens ehemalige Revolutionäre, oder eben solche Royalisten, die sich Napoleon durch den Zauber seiner Macht

und seines Ruhmes angeschlossen, hatten unter ihm die Gewohnheit der nicht bestrittenen Macht angenommen und deshalb wenig Geschmack und wenig Vertrauen für die Versuche der Freiheit. Der Erzkanzler Cambacérès, mit seinem praktischen Sinn, erkannte die Nothwendigkeit an; aber seit dem 20. März, aus Gehorsam dienend, beschränkte er seine Mitwirkung auf die Administration der Justiz. Mollien, de Gaëte, Decrès hatten mit ihren Funktionen den Gebrauch wieder angenommen, Napoleon die größten Schwierigkeiten selbst entscheiden zu lassen. De Bassano billigte nach seiner Gewohnheit die Handlungsweise Napoleon's, aber ohne zu den Resultaten das gewohnte Vertrauen zu haben. Molé äußerte Zweifel, die ihm erlaubten, sich in halber Zurückgezogenheit und halbem Beitritt zu halten. Er hatte nur die wenig compromittirende Verwaltung der Brücken und Landstraßen angenommen.

Bezüglich der zukünftigen Constitution wurden Broschüren verbreitet, Artikel in die Journale eingerückt und selbst zahlreiche Adressen an Napoleon gerichtet. Dieser durchlas sie, indem er bald sich über deren Inhalt ärgerte, bald darüber lächelte; am öftesten aber war er betrübt über diesen Zustand der Geister am Vorabend eines blutigen Kampfes gegen Europa. Sein gewöhnlicher Vertrauter war Lavalette; denn der alte Cambacérès und De Bassano waren nur sein Echo, während Lavalette ein feiner, sicherer und unabhängiger Rathgeber war; Napoleon unterhielt sich mit diesem oft bis in die Nacht, wenn er auch den ganzen Tag gearbeitet hatte.

Manche dieser Schriften, welche in beleidigender

und selbst drohender Weise abgefaßt waren, empörten ihn; doch bevor Lavalette Einwendungen machen konnte, hatte er sich darüber schon beruhigt; Lavalette's Ansicht war, die Sache nicht nach der im Augenblick im Lande herrschenden Aufregung zu beurtheilen, sondern nur den Wunsch des ruhigen Frankreich, welcher der einer gemäßigten Freiheit sei, in's Auge zu fassen.

Napoleon's geheimer Gedanke war, wie schon oben erwähnt; die Constitution zu bewilligen, die Ausarbeitung derselben mit populären Männern vorzunehmen; das wirkliche Inslebentreten derselben aber bis zu dem Augenblick zu verschieben, in welchem der äußere Feind in genügender Entfernung von der Hauptstadt zurückgehalten wäre. Hinsichtlich der Wahl der zur Ausarbeitung der Constitution geeigneten Männer führte ihm der Zufall einen entgegen, welcher der passendste war, an welchen er aber am Wenigsten gedacht hatte. Der wüthendste Gegner Napoleon's, welcher noch am 19. März Schriften gegen ihn verfaßt und gegen die Freiheitsfreunde geäußert hatte, daß er sich nie mit ihm vereinen werde, war, wie schon erwähnt, noch in Paris verborgen. Seine Freunde hatten sich an General Sebastian gewandt und diesem das Geheimniß Benjamin Constant's anvertraut. Dieser General begab sich sogleich zum Kaiser und benachrichtigte ihn von dem geheimen Aufenthalte Benjamin Constant's. „Ach! Sie haben ihn", versetzte Napoleon, wie gleichsam erfreut, sich an ihm rächen zu können. Der General war nahe daran, für Constant in Angst zu gerathen; aber der Kaiser ließ ihm keine Zeit dazu. „Seien sie ruhig!" sagte er ihm, „es geschieht ihrem Schützling Nichts.

Schicken sie mir ihn! Er wird zufrieden sein.“ Napoleon hatte auf der Stelle gesehen, daß er bei dieser Gelegenheit durch eine eclatante Probe von Großmuth die beste Feder der Jetztzeit erwerben und den bestautorisirten Leiter für die künftige Constitution gewinnen könne, indem er dem Gegner, welcher die größten Schmähungen gegen ihn ausgestoßen, verzieh und ihn zu einem ansehnlichen Posten erhob. Kaum sah er die Möglichkeit der Ausführung dieses Planes ein, war er auch schon dazu entschlossen. Napoleon ließ Benjamin Constant durch den dienstthuenden Kammerherrn auf die höflichste Weise zu sich bitten. Heutzutage würde man Anstand nehmen, einer solchen Einladung Folge zu leisten, oder wenigstens den Herrscher bitten, der Verschiedenheit der politischen Ansichten halber sich zurückziehen zu dürfen. Benjamin Constant, unzufrieden mit den Bourbonen, welche den Wünschen der constitutionellen Partei so wenig Rechnung getragen, entschloß sich, den liberalen Versicherungen Napoleon's Glauben schenkend und überzeugt von der Nothwendigkeit, sich diesem Manne anzuschließen, welcher allein Frankreich vor dem Eindringen der Feinde zu sichern vermochte, zu der bestimmten Unterredung sich einzufinden. Napoleon hatte sich einem solchen geistreichen Manne gegenüber, der in seiner Gewalt war, hinsichtlich seines Benehmens wohl in Acht zu nehmen. Er hätte schmeichlerisch oder hart gegen ihn verfahren können; aber beides wäre nicht passend gewesen; er war einfach, höflich, voll Freimüthigkeit.

Der Kaiser erwähnte der Vergangenheit nicht, sondern besprach mit Benjamin Constant nur das

vorhabende Werk, zu dessen Berathung er ihn hatte rufen lassen. Er versicherte ihm, daß er sein Frankreich gegebenes Versprechen: eine liberale Constitution zu geben, halten wolle und sie in einer Weise zu geben gesonnen sei, wie sie demselben zusagen werde, ohne die Zögerungen weder einer verzagten, noch die berechnenden Höflichkeiten einer ränkesüchtigen Regierung zu berücksichtigen; Napoleon äußerte auch, daß die bevorstehenden Verhandlungen der Kammer mit vollster Freiheit Seitens der Presse besprochen werden dürften. Bezüglich des Krieges äußerte er sich, es würde einen Kampf auf Leben und Tod geben; es wäre zwar die Rede von Unterhandlungen, in der Wirklichkeit aber sei Dem nicht so; er hoffe, man werde ihm die zum Kriegführen nöthigen Mittel nicht verweigern; sobald der Feind über die Grenzen zurückgeworfen sei, beeile er sich, Frieden zu schließen; wenn es sich dann nur noch um die Verwaltung des Landes handle, wäre ihm die erleuchtete Mitwirkung der Repräsentanten desselben, selbst wenn sie etwas schwierig wären, nicht unangenehm; mit dem sechsundvierzigsten Jahre habe man einen andern Charakter, als mit dem sechsundzwanzigsten; er habe sein Regierungssystem geändert und die liberale Monarchie passe mehr für seinen Sohn, für den er eigentlich mehr, als für sich selbst arbeite; folglich könne zwischen ihm und den aufgeklärten Freunden der Freiheit keine Meinungsverschiedenheit herrschen und folglich bestünde die Frage darin, die rechte Form zu finden; er hoffe, daß man seine Würde und seinen Ruhm, der auch der Frankreichs sei, achten werde.

Diese, mit einem ruhigen, festen, überzeugenden

und unter dem Schatten so vieler Lorbeeren gesprochenen Worte wirkten lebhaft auf die reizbare Einbildungskraft Benjamin Constant's, überzeugten ihn vollständig oder doch wenigstens nahezu und er dankte dem Schicksal, daß es ihn zum Gefangenen eines solchen Siegers gemacht. Napoleon übergab ihm alsdann eine Masse Constitutionsprojekte, die einen unterzeichnet, die andern anonym. Bis daher höflich, aber ernst, ward er plötzlich heiter, indem er gewisse Projekte zur Hand nahm, deren Sinn er mittheilte mit schließlicher Angabe des Schriftstellers. „Hier ist eines von einem Republikaner, hier eines von einem Monarchisten nach Art Mounier's, hier ein drittes von einem eifrigen Royalisten.“ Dann den Inhalt auslegend, lächelte Napoleon über den Contrast der Ideen mit den Namen der Schriftsteller; denn die Republikaner schlugen oft den Despotismus und die Royalisten Anarchie vor. „Machen Sie mit diesen hier (Napoleon wies auf die Papiere), was Sie wollen“, sagte er, „halten Sie Ihre Ideen fest; ohne Zweifel sind sie dies bereits; finden Sie eine Form und suchen Sie mich dann wieder auf, es wird keine Mühe kosten, uns zu vereinigen.“ Napoleon verabschiedete dann Benjamin Constant, ohne ihm geschmeichelt oder ihn mißhandelt zu haben; er hatte ihn durch die Einfachheit, durch den Zauber und durch die Festigkeit seines Geistes beherrscht, vor welchem jede Frage sich nicht zur Lösung darbot, sondern schon gelöst war.

Benjamin Constant war der Mann der Zeit, welcher außer seinem Talente, klar, pikant und in schneidender Weise zu schreiben die Theorie der constitutionellen Monarchie inne hatte. Er besaß, da er

der Anführer einer liberalen Partei bei der ersten Restauration war, ein Vertrauen als Redakteur der Constitution, dessen kein Anderer in Frankreich sich schmeicheln konnte. Da seine Ideen feststanden, konnte seine Arbeit bezüglich des Entwurfs nicht lange währen und er kehrte bald zu Napoleon zurück; er fand denselben ebenso natürlich, aber noch zugänglicher; die Annährung der beiden Männer war bei jedem Wiedersehen leichter. Diesmal drehte sich die Unterhaltung über die Einzelnheiten der zukünftigen Constitution, und es mischte sich kein Mißton unter die beiden Gesprächführer. Napoleon nahm, ohne eine weitere Entgegnung zu machen, an, daß die Tagespresse vorerst aller Censur überhoben würde und er durch diese Verfügung die wahren Tribunale der öffentlichen Meinung errichtete. Dies hieß mit einem Male die hauptsächlichsten Punkte in dieser Beziehung bewilligen: — Napoleon war durch frühere Erfahrungen vollständig bekehrt worden. — Die beiden Kammern anbelangend, d. h. die Verbindlichkeit der Minister, ihre Beschlüsse daselbst zu rechtfertigen, stieß Benjamin Constant ebenso wenig auf Schwierigkeiten von Seiten Napoleon's, was die Theilung der Regierung mit denselben annehmen hieß und mehr als die Theilung; denn wenn in diesem Systeme sich der Monarch auch die Handlung vorbehält, so überläßt er doch die Leitung derselben den Kammern und dies ist weiter nichts als der Nothwendigkeit einer Sache gehorchen. In der That, es wäre umsonst, wollte man ohne Berücksichtigung der wahren Gefühle und der herrschenden Ideen einer Nation regieren; versuchte man es auch einige Tage lang, so sähe man sich doch bald genö-

thigt, darauf zu verzichten. Das Beste ist, aus freiem Willen zu gewähren, was man nicht verhindern kann, und den kürzesten Weg einzuschlagen, nämlich im Sinne der Volksideen zu regieren, so daß alle Beschlüsse der Minister der Bestätigung der Kammern unterworfen sind.

Napoleon genehmigte unter Anderem, daß die Kammern das Recht hätten, die Gesetze nach ihrem Gutdünken abzuändern, mit Vorbehalt des Rechts der Regierung, die also verbesserten Gesetze zu sanctioniren oder nicht. Ebenso hätten sie nicht demüthig zu bitten, wie die Charte Ludwig's XVIII. verlangt, sondern es wäre ihnen die Befugniß eingeräumt, die Regierung zur Vorlage gewisser, von der öffentlichen Meinung gewünschter Gesetze zu veranlassen, sowie auch ihre Entwürfe anzuzeigen, mit dem Anfügen, daß dieselben dem Kaiser nur dann vorgelegt würden, wenn die beiden Kammern bezüglich derselben übereingestimmt. Die Deputirten-Kammer sollte das Privilegium haben, zuerst von den Vorschlägen der Auflagen in Kenntniß gesetzt zu werden; der Pairs-Kammer sollte hingegen die obere Gerichtsbarkeit über die Minister, die Militärchefs und über alle mit einer großen Macht bekleideten Männer zustehen. Dies war die vollständigste constitutionelle Monarchie, ohne einen einzigen Vorbehalt; nun blieb nur noch die Zusammensetzung der Kammern übrig.

Napoleon ordnete für die Deputirten-Kammer, die geringere an Ansehen, aber die stärkste und einflußreichste, die direkte Wahl an. Hätte man Zeit gehabt, so würde man ein Wahlgesetz ausgearbeitet haben, welches die zur Wahl der Deputirten berech-

tigte Bürgerklasse bezeichnet hätte. Der Gegenstand war neu und von großer Wichtigkeit und nach den Erfahrungen die Lösung dieser Aufgabe eine schwierige. Man dachte daran, sich, mit einigen Veränderungen, des bestehenden Systems zu bedienen; es war dies das System von Sieyès, welches darin bestand, daß aus der Gesammtzahl der Bürger ungefähr fünfhundert tausend Wähler auf Lebensdauer bezeichnet würden, in zwei Collegialclassen, in Arrondissements- und Departements-Collegien abgetheilt.

Es wäre von unberechenbarem Vortheile, wenn sich alle Bürger zu einer Wahl vereinigten; aber das Grundübel solcher Allgemeinheit besteht eben darin, daß die Möglichkeit der Verwirklichung ewig illusorisch bleibt; das Wichtigste bei der Intervention eines Landes ist, zur Stimmabgabe nicht die Gesammtzahl der Bürger, sondern einen wirklich aufgeklärten Theil derselben, der auch eine Meinung haben kann, zuzulassen. Die hunderttausend auf der Liste eingetragenen Wähler boten eine Musterkarte, welche genügend die wahren Gedanken der Nation kundgeben konnte. Man verzichtete darauf, Candidaten zu präsentiren. Napoleon bewilligte, daß die Arrondissements-Collegien direkt 300 Deputirte ernannten, und die Departements-Collegien beinahe ebenso viele, wodurch eine dem Unterhause in England fast gleichkommende Versammlung zu Stande kam. Benjamin Constant nahm diese Grundlagen an, welche eine bedeutende Verbesserung enthielten, denn selbst in den Charten von 1814 hatte man den ehemaligen gesetzgebenden Körper, welcher durch den Senat ernannt war, aus der durch die Wahlcollegien aufgezeichneten Candidatenliste ge-

wählt. Napoleon verordnete, was die Erfahrung seither als einzig vernünftige Zusammensetzung geheiligt, nämlich: die gänzliche Erneuerung der zweiten Kammer alle fünf Jahre.

Hinsichtlich der ersten Kammer gab es mehr Schwierigkeiten zwischen Napoleon und Benjamin Constant; nicht daß der Eine weniger bewilligen und der Andere mehr erhalten wollte, sondern weil der Gegenstand selbst bedeutende Zweifel erweckte. Benjamin Constant, ohne darauf zu bestehen, neigte einer erblichen Pairie zu. Napoleon, welcher noch mehr wie Benjamin Constant selbst dieser Ansicht war, widerstritt dessenungeachtet, die Erblichkeit in die neue Institution aufzunehmen. In der bündigen und so gut gewählten bildlichen Sprache, die ihm eigen war, sagte er: „Eine Aristokratie ist nothwendig, und besonders in einem freien Staate, in welchem die Demokratie einen überwiegenden Einfluß hat. Eine Regierung, welche sich nur in einem einzigen Elemente bewegt, ist einem Ballone in der Luft vergleichbar, der unvermeidlich dahin getrieben wird, wohin der Wind bläst. Hingegen diejenige, welche sich zwischen zwei Elementen befindet und sich des einen und andern bedienen kann, ist nicht so unterwürfig. Sie ist einem Schiffe ähnlich, das sich auf den Wellen schaukelt und sich nur des Windes zum Weiterfahren bedient. Der Wind treibt, aber beherrscht es nicht.“ Napoleon befürchtete beim gegenwärtigen Stand der Dinge, er könne sich nicht mit Vortheil der französischen Aristokratie bedienen. „Der alte Adel ist gegen uns“, sagte er, „und der neue ist noch zu jung. All dieser gleicht nicht der englischen Aristokratie, die mit

der englischen Constitution geboren ist und dazu beigetragen hat, sie dem Lande zu geben und nicht aufgehört, sie zu üben..." „Ueberdies", fügte er hinzu, „haben wir eine Bevölkerung voller Vorurtheile gegen den erblichen Adel. Was mir dieselbe im Augenblick geneigt macht, ist ihr Haß gegen die Edelleute und Priester; bieten Sie ihr nun eine erbliche Pairie an, so schreit sie Zeter, auch wenn sie durchaus nicht vollkommen überzeugt ist, eine wahre Aristokratie geschaffen bekommen zu haben mit einer Pairskammer, welche längere Zeit aus Kammer-Herren und Generalen bestehen wird." Napoleon war diesen vielversprechenden Motiven gegenüber wirklich in Verlegenheit. — War die Erblichkeit der Pairie auch seiner Ueberzeugung angemessen, so fürchtete er doch den Eindruck, den dieselbe auf die aufgeregten Gemüther der französischen Liberalen machen konnte.

Was die allgemeine Garantie betraf — wie die Unentsetzbarkeit des Rathscollegiums, die persönliche und die Glaubensfreiheit —, so genehmigte er dieselben ohne Einwand und beschränkte sich darauf, eine klare, genaue, nicht zu mißdeutende Abfassung zu verlangen. Nur eine der Garantien bestritt er, und zwar sehr lebhaft: die Abschaffung der Einziehung der Güter. Er wollte, wohl verstanden, nicht das Gegentheil festsetzen; er wünschte Stillschweigen. „Ich denke nicht daran", sagte er, „Jemandes Güter zu nehmen, und will in Nichts die nationale Convention nachahmen. Aber man bereitet mir eine neue Emigration vor. Verlängert sich der Krieg, dann haben wir einen Aufstand in der Vendée. Ob er sich aber verlängert oder nicht, werden wir Zusammenrottungen

an unsern Grenzen haben, wie die zu Coblenz. Schon bildet sich eine in Gand, bei welcher Männer sich betheiligen, die ich mit Ehren und Reichthümern überhäufte. Diese Zusammenrottung wächst täglich mehr an, und wenn ich den Kampf in drei Tagen nicht beendigt habe, bildet sich daselbst eine Regierung, deren Befehlen von einer gewissen Classe der Franzosen besser gehorcht wird, als den meinigen. Glauben Sie nicht, daß ich den Kopf oder das Vermögen von irgend Jemanden, wer es auch sei, verlange. Aber ich kann nicht unbewaffnet sein, und wenn ich nicht die Einschüchterungsmittel in Händen habe, so weiß ich nicht, wie ich mich gegen jene äußere Regierung*) vertheidigen soll, die im Innern anerkannt und der gehorcht wird. In diesem Augenblicke habe ich noch in Besançon und Marseille ehemalige Präfekten Ludwig's XVIII., welche geheime Befehle geben. Ich werde sie ausweisen, aber sie halten sich alsdann an der Grenze auf und schaden daselbst ebenso sehr, wie im Innern. Ich muß die entschiedenen Feinde in gewissen Grenzen halten und die unentschiedenen zurückzuführen suchen. Seien Sie versichert, daß ich mit der Befugniß, die Güter mit Beschlag belegen zu können, ohne sie wegzunehmen, selbst auf Talleyrand wirken werde. Uebrigens den Frieden anbelangend, werde ich die unerläßliche Garantie wieder herstellen; ich sehe dies wohl ein; bis dahin wünsche ich, daß man sich enthalte, davon zu sprechen."

Dies war das einzige Mal, daß Napoleon während der Arbeiten für die neue Constitution sich übel-

*) in Gand.

launig zeigte, er beharrte eigensinnig auf Dem, was er verlangte. Ohne Zweifel war es thöricht von ihm, sich irgend einen Theil willkürlicher Macht vorbehalten zu wollen, denn mehr oder weniger Einschüchterungsmittel konnten ihn weder retten, noch verderben; auf dem Schlachtfelde mußte sich sein Schicksal entscheiden. Aber, um vollständig wahr zu sein, muß man sagen, daß sich die Royalisten in einer Weise betrugen, welche die schlimmen Gedanken Napoleon's rechtfertigten. Zuerst erschreckt, hielten sie sich friedlich; doch bald beruhigt, indem sie sahen, daß man allen Parteien die Freiheit, zu reden, zu schreiben und zu handeln, ließ, machten sie sich diese zu Nutzen, kamen und gingen, offen von Paris in die Vendée, sowie von Paris nach Gand, augenscheinlich den Bürgerkrieg in der Vendée und royalistische Bewegungen in dem Herzen der Hauptstadt verbreitend. Für den Augenblick war es nicht beunruhigend; aber wenn der Feind vor den Mauern von Paris ankam, konnte die Gefahr eine ernste werden, weshalb Napoleon, der gewandt war und kein Hinderniß scheute, doch Einschüchterungsmittel verlangte, ohne von denselben Gebrauch machen zu wollen.

Benjamin Constant vertagte diesen Streitpunkt, entschlossen, später wieder einmal darauf zurückzukommen. Es blieb nun noch eine letzte Frage, eine Formfrage, bezüglich derer Napoleon, wenn möglich, noch unwiderruflicher an seiner Ansicht festhielt; es war dies der Titel und die Art, unter welcher man den neuen Constitutionsakt bieten sollte. Napoleon wollte diese neue Charte, wie Ludwig XVIII. die seinige, bewilligen, aber den Schein retten, und bei

einer solchen Sache ist der Schein viel, denn er führt die Anerkennung oder Verneinung des Rechts mit sich. „Ich habe“, sagte er, „die Oberherrschaft der Nation anerkannt, und dies ist keine große Gunst, die ich ihr erweise, denn die Nation ist in Wirklichkeit die Herrscherin, und es gibt keinen dauernden Herrscher, den sie nicht will. Ich verlange nicht, wie Ludwig XVIII., daß man glaube, ich gebe allein aus eigenem Recht die Constitution, welche ich Frankreich bieten will; aber wenn ich dies nicht beanspruche, so will ich sie wenigstens nach meinem Sinne so gut wie möglich machen, und in dieser Beziehung sind Sie und ich mehr werth, als eine Versammlung, welche nicht damit zu Ende kömmt und welche vielleicht das Land in die größe Unordnung brächte, ohne daß man zu einem Resultate gelangte. Ist das Werk einmal vollendet und so gut wir es vermögen, werde ich es zur nationalen Annahme anbieten, nach Art der ehemaligen kaiserlichen Constitutionen, indem ich zur Stimmen-Abgabe offene Listen in den Mairien auflegen lasse. Man wird sagen, diese Art sei verfänglich — ich gebe es zu. Sie ist es aber nicht mehr als Zusammenberufungen erster Versammlungen überhaupt sind. In dieser Beziehung ist es das Beste, das Gute zu thun, und die Form anlangend, ist die einfachste die vorzüglichere. Die wahre Annahme von Seiten des Volkes ist diejenige, welche durch die Zeit geschieht; diese bildet allein dessen aufgeklärte Beistimmung, wenn sie überdies noch auf die Erfahrung in schon bestehenden Constitutionen sich gegründet.

Benjamin Constant widersprach dieser Ansicht nicht; denn es schien ihm jedenfalls das Räthlichste, eine

constituirende Versammlung zu vermeiden, welche ein Jahr gearbeitet hätte, ohne Etwas zu erzielen, und die kürzeste Form anzuwenden, um die besondere Anerkennung der nationalen Herrschaft zu erlangen. Uebrigens hätte er gewünscht, daß die neue Constitution sich von den früheren kaiserlichen Institutionen nicht nur dem Inhalte (darin war man übereingekommen), sondern auch der Form nach unterscheide; daß sie sich besonders durch den Titel auszeichne, um Vertrauen einzuflößen und nicht mit den ehemaligen Senatsbeschlüssen verwechselt zu werden, welche, einmal dem Gehirn Napoleon's entsprossen, sogleich als Grund-Staatsgesetz durch den Servilismus des Senats erhoben wurde. Folglich, sagte er, müsse man das allgemeine Mißtrauen beschwören und der gegenwärtigen Constitution einen neuen Charakter geben, welcher sie von den vorigen unterscheide. „Nein, nein!" antwortete Napoleon, „man will mir meine Vergangenheit nehmen, aus mir einen andern Mann machen als der ich bin; — fünfzehn Jahre meiner Regierung, meinen Ruhm, den von Frankreich ausstreichen, wie wenn Alles in meiner ersten Regierung schlecht gewesen wäre!... Ich werde niemals darein willigen. Ich kann der Erfahrung nachgeben und besonders den Umständen, welche mein früheres Verfahren nicht mehr zulassen, aber ich lasse mich nicht demüthigen. Ueberdies, glauben Sie mir! Frankreich will seinen alten Kaiser, ein wenig geändert ohne Zweifel, aber ihn und keinen anderen...."

In diesem Punkte zeigte sich Napoleon unerschütterlich. Man mußte also die Constitution, an welcher man arbeitete, als eine einfache Modification der

früheren ansehen, und nicht als eine von der vorhergehenden ganz verschiedene Sache. Napoleon war in dem, was er seinen Ruhm nannte, ebenso eigensinnig und empfindlich, wie Ludwig XVIII. in dem, was er sein Recht genannt. Dies war ein bedeutender Fehler, denn die Constitution von 1815 war ganz verschieden von denen von 1802 und 1804, und während man im Allgemeinen stets scheinen will, als gäbe man mehr, als man gibt, so setzte Napoleon sich diesmal dem aus, zu scheinen, er gäbe weniger, als er in Wirklichkeit gab. Es wäre hundert Mal besser gewesen beim gegenwärtigen Stande der Dinge, mehr zu versprechen, als man hielt, anstatt umgekehrt.

Durch diesen Widerspruch entstand der neue, so unglücklich berühmt gewordene Titel: „Anfügung zu den Constitutionen des Kaiserreichs." Constant, entzückt darüber, den Inhalt bewilligt erhalten zu haben, fügte sich hinsichtlich der äußern Form, welcher er, wie es einem philosophischen Geiste natürlich ist, nicht genug Wichtigkeit beimaß. Er verfaßte in einfachen, klaren und eleganten Ausdrücken die beste Constitution und die bestgeschriebenste, welche Frankreich in der langen Reihenfolge seiner Revolutionen verliehen worden. Er sah den Kaiser noch öfter und kam in allen Punkten, selbst hinsichtlich der erblichen Pairie, mit ihm überein. Den letzteren Punkt anbelangend, hatte Napoleon aus den schon angegebenen Gründen längere Zeit widerstanden und schien sich nun anders besonnen zu haben hinsichtlich eines Grundes, welcher ihn sehr beschäftigt gehabt. Es war dies die Schwierigkeit in dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs, sich

der Aristokratie derselben nützlich zu machen. Er sagte, nach zwei oder drei gewonnenen Schlachten und geschlossenem Frieden kehre der alte Adel vermuthlich wieder zu ihm zurück, wie schon einmal, und die erbliche Pairie wäre für denselben ein mächtigerer Köder, als der Senat; er hätte dadurch ein Mittel, ihn an sich zu fesseln, und durch die Verbindung des alten und neuen Adels entstände alsdann ein ziemlich wichtiger aristokratischer Körper. — Jedoch hinsichtlich des Stillschweigens über den Artikel der Confiscation beharrte er eigensinnig auf seiner Ansicht. Die neue Constitution war rasch beendet; nun sollte dieselbe aber aus ihrem Geheimnisse heraustreten und die Stütze zu einer ansehnlichen Gewalt abgeben. Man unterhielt sich schon öffentlich darüber, sprach von geheimen Conferenzen, deren Gegenstand sie sei, und Neid und Eifersucht wurden bei verschiedenen Parteien rege. Es war Zeit, sie dem Staatsrathe vorzulegen, und damit Benjamin Constant sein Werk unterstützen konnte, mußte er das Recht haben, dem Rathe anwohnen zu dürfen. Es bot sich hier ein natürlicher Vorwand, ihn zum Staatsrathe zu ernennen, wodurch Napoleon die Genugthuung hatte, seinen ehemals heftigen Feind zu gewinnen, und dieser Feind seinerseits hatte die Genugthuung, auf eine würdige und annehmbare Art gewonnen worden zu sein. Benjamin Constant ward also zum Staatsrath ernannt, um offen an der Constitution arbeiten zu können. Einige Persönlichkeiten, wie der Prinz Cambacérès, Regnaud de Saint-Jean d'Angély, Boulay de la Meurthe und die verschiedenen Sektionspräsidenten des Staatsraths wurden in den elysäischen Palast berufen, um an den Vorconferenzen Theil zu nehmen.

Es erhoben sich wenige Einwendungen gegen diese neue Arbeit, welche trotz ihres Titels und trotz des Stillschweigens hinsichtlich des Confiscationsrechtes keine ernsten Bedenken hervorrief. Dessenungeachtet nahm man einige Abfassungsveränderungen vor und fügte noch einen neuen Paragraphen bei, welcher die Nummer 67 trug und besagte, daß das französische Volk den durch die neue Constitution ernannten Behörden nicht das Recht gäbe, die Wiederherstellung der Bourbonen vorzuschlagen (selbst wenn die kaiserliche Dynastie erlösche), sowie ihnen auch das Recht verweigere, das Gesetz, welches die Abschaffung des Feudal-Adels und dessen landesherrlicher Privilegien, der Zehnten und der Kultusprärogative, aussprach, anzutasten, deßgleichen das, welches die Unwiderruflichkeit der Verkäufe der Nationalgüter wehrte. Der neue Akt erlitt in der allgemeinen Sitzung fast keinen Einwand; aber in Privatkonferenzen tadelte man seinen Titel: „Anfügung zu den Constitutionen des Kaiserreiches“, welcher ihn zu wenig von den vergangenen Constitutionen unterschied. Jedermann hob auch das hinsichtlich der Confiscationen beobachtete Stillschweigen hervor und schien empört darüber. — Daß die Charte von 1814 die Abschaffung der Confiscation aussprach, und daß man sicher gehofft hätte, sie in der Anfügung wieder zu finden, diese Bemerkung ward selbst in öffentlicher Sitzung gemacht und man bedrängte lebhaft die Sektionspräsidenten, insbesondere Benjamin Constant, beim Kaiser darauf zu dringen, daß er seine Genehmigung hiezu nicht versage. Am Abend des 21. April war eine letzte Conferenz in dem elysäischen Palaste, und mit der Ausarbeitung ward ein-

gehalten. Das Mandat, das den verschiedenen Mitarbeitern des neuen constitutionellen Aktes gegeben ward, wurde pünktlich ausgeführt und man bat Napoleon, die Lücke bezüglich der Confiscation auszufüllen und machte natürlich den Artikel der Charte von 1814 geltend. Napoleon antwortete, dieser Artikel wäre von Seiten der Bourbonen eine Heuchelei. Ihre Eile, die Confiscation zu unterdrücken, hätte keinen andern Grund, als die Absicht, den Ursprung der Nationalgüter, welche den Adeligen und Priestern confiscirt worden, zu brandmarken. Aber ihre Achtung für das Eigenthum wäre nur vorgeblich, denn sie hätten auf jede Weise versucht, auf direktem oder indirektem Wege sich der Käufer ihrer Güter zu entledigen. Er wolle die Güter von Niemanden nehmen, aber bestehe man auf diesem Artikel, so benehme man ihm das einzige Mittel, das neue Coblenz einzuschüchtern. Als man, ohne zu verneinen, was er hinsichtlich der Bourbonen sagte, dennoch darauf bestand, das Eigenthumsprinzip aufrecht zu erhalten, erhob sich Napoleon, das Auge entflammt, mit drohender Geberde und durchschritt das Gemach, in welchem man verhandelte; er sagte: man ziehe ihn auf einen Weg, der nicht der seine sei; man gebe auf diese Weise den schlechtesten Doktrinen des Tags einen gefährlichen Flug, man ermuthige und reize dieselben; Frankreich, das wahre Frankreich, suche den alten Arm des Kaisers und finde ihn nicht mehr; man überliefere ihn entwaffnet allen Parteien; das Volk und die Armee verabscheue die Emigranten, grolle ihm wegen seiner Nachsicht gegen dieselben und könne ihm nicht verzeihen, wenn er ihnen Reichthümer lasse, welche dazu dienen könnten, die Kriegskosten zu decken;

stimme übrigens dieses Mittel mit der Milde einer freisinnigen Regierung nicht überein, so müsse man es den Umständen zuschreiben, man wolle aus ihm einen Engel machen, er wäre aber keiner, und man müsse ihn nehmen, wie er sei, d. h. als einen Mann, der nicht gewöhnt wäre, sich ungestraft angreifen zu lassen. Nachdem er sich also ausgesprochen, beruhigte er sich etwas, aber ohne den bezüglichen Artikel zu genehmigen, feierlich versprechend, nach dem Frieden denselben zu gewähren.

Man gab dem Zorne Napoleon's nach. Sonntag, 23. April, verkündete der Moniteur die neue Constitution unter dem Titel: „Anfügung zu den Constitutionen des Kaiserreichs." Die Vorrede war sehr fein. Sie erinnerte, daß zu verschiedenen Zeiten der Kaiser, erworbene Erfahrungen benützend, die vorherigen Constitutionen verändert habe, namentlich im Jahre VIII, X und XII, verwies aber immer auf die Genehmigung des Volkes; daß, ganz damit beschäftigt, ein ausgebreitetes verbündetes System in Europa zu gründen (Napoleon nannte seine Projekte der allgemeinen Monarchie so), er genöthigt gewesen wäre, gewisse der Freiheit der Bürger nothwendige Entwürfe zu vertagen; heute dazu gekommen, diesem ausgebreiteten Bundessysteme zu entsagen und sich ausschließlich dem Glücke Frankreichs zu widmen, wäre er entschlossen, die kaiserlichen Constitutionen abzuändern, behaltend von dem Bestehenden, was gut sei, aber von der Erkenntniß der Gegenwart entlehnend, was dazu geeignet erschiene, das Recht der Bürger zu heiligen, indem er das Repräsentativsystem in seiner ganzen Ausdehnung gebe, mit einem Worte, die höchste politische Freiheit

mit der nöthigen Macht verbinde, um den Fremden Achtung gegen die Unabhängigkeit des französischen Volkes und die Würde seiner Krone einzuflößen.

Dem Endurtheile zufolge besaß der Kaiser die ausübende Gewalt und übte die gesetzgebende Macht in Concurrenz mit den beiden Kammern. Von diesen beiden Kammern war die eine, die der Pairs, erblich und durch den Kaiser ernannt, ohne Grenze hinsichtlich der Zahl ihrer Mitglieder; die andere, die der Repräsentanten, war wählbar, alle fünf Jahre zu erneuern, aus 629 Mitgliedern bestehend, direkt ausgewählt von den Departements- und Arrondissements-Collegien. Der Handelsstand hatte 23 spezielle Repräsentanten auf besondere Art ausgewählt. Die Repräsentanten-Kammer ernannte ihren Präsidenten mit Vorbehalt der Genehmigung des Kaisers. Die Pairs-Kammer hatte das Privilegium der obersten Gerichtsbarkeit über die Minister, Militärchefs ꝛc. Die Repräsentanten-Kammer hatte das Antragsrecht, das Vorrecht der Entschlüsse bezüglich der Finanzen und der Aushebung zum Militärdienst. Ueber das Budget mußte jährlich abgestimmt werden. Die Kammern konnten die Gesetze verbessern, ja selbst welche beantragen, die dem Kaiser vorgelegt wurden, wenn sie die Zustimmung beider gesetzgebender Körper hatten. Die Minister konnten Mitglieder der einen oder andern Kammer sein und hatten die Befugniß, sich daselbst vertreten zu lassen, wenn sie nicht anwesend sein konnten; auch waren sie gehalten, über ihre Akten alle nothwendigen Erklärungen, welche man verlangte, zu geben. Sie waren verantwortlich und konnten in Anklagestand versetzt werden und, von der Depu-

tirtenkammer angeklagt, wurden sie von der Pairskammer verurtheilt. Der Kaiser hatte das Recht, die Repräsentantenkammer aufzulösen, unter der Bedingung, längstens in sechs Monaten eine neue zusammenzuberufen. Das Rathscollegium war unabsetzbar; die Militärtribunale hatten die Gerichtsbarkeit nur über militärische Verbrechen, die Franzosen waren für ihre Person frei, konnten weder zurückgehalten, noch willkürlich verbannt, und nur von ihren natürlichen Richtern gestraft werden.

Der Belagerungszustand konnte nur im Falle eines feindlichen Einbruches, auch in Folge innerer Wirren, aber dann einzig und allein durch ein Gesetz verhängt werden, oder — in Abwesenheit der Kammer — durch ein Dekret, welches jedoch so schnell wie möglich zum Gesetz erhoben werden mußte. Jeder Franzose hatte das Recht, seine Meinung ohne jede vorhergehende Censur drucken zu lassen und war dafür nur dem Gesetze verantwortlich, d. h. der Gerichtsbarkeit für Preßvergehen. Das Recht der persönlichen Petition war garantirt. Der Cultus ward gleichberechtigt und für frei erklärt. Die Dynastie endlich, die Nationalgüter, die Abschaffung der Zehnten und der alten Privilegien, waren, wie man gesehen, unter spezielle Garantie gestellt, weil es bei den Kammern verboten war, einen Vorschlag zu machen, der als ein Eingriff in diese Garantie angesehen werden konnte.

Die Entwürfe der ehemaligen Senatsbeschlüsse, welche den neuen Akten entgegen waren, wurden für nichtig erklärt, die anderen aufrecht erhalten. Die gegenwärtige „Anfügung“ sollte zur Annahme dem französischen Volke zugeschickt werden, und zwar an

den Hauptsitz der Mairien, zu den Friedensrichtern, Notaren ꝛc., um darüber durch „ja" oder „nein" auf offen liegenden Listen abzustimmen. Die Untersuchung der Abstimmung sollte in der Maifeldversammlung vorgenommen werden, welche aus allen Wahlcollegiums-Mitgliedern gebildet werden sollte.

Niemals ward die vernünftig gewünschte Freiheit vollständiger in Frankreich bewilligt, unbeschadet des auf die Confiscation bezüglichen Artikels, der vertagt worden. Napoleon hatte sie nicht aus List so vollständig gewährt, sondern, da er mit seinem großen Verstande recht gut begriff, daß er, genöthigt sie zu geben, sie mit den ihm nothwendig scheinenden Bedingungen geben müsse, weil er damals mit dem einzigen Gedanken umging, das gegen ihn verschworene Europa zu bekämpfen; hatte er dieses Resultat erreicht, dann war in seinen Augen alles Andere Nebensache; ferner, weil er sich einbildete, daß man ihm bei dem Inslebentreten der Constitution mehr als einem Andern bewillige, Dank seinem Ruhme, seinem Genie und der Energie seines Willens; endlich, weil er, mehr an seinen Sohn, als an sich denkend, für diesen Sohn ihm die Macht eines englischen Königs genügte.

Wir werden in der folgenden Darstellung sehen, wie diese vollständig gegebene Freiheit aufgenommen worden, und einen neuen Beweis dafür finden, daß in der Politik, wie in allen Dingen, es nicht genügt, daß die Heilmittel gut sind, sondern, daß sie zur rechten Zeit angewendet werden.

Ende des Zweiundzwanzigsten Bandes.